P. o. germ. 1956 l-(1
Storch

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

29239.


DIE
KATAKOMBEN VON WIEN
ROMAN VON ARTHUR STORCH
A. Hartleben's Verlag
Wien & Pest.
L. HAHN X.A. WIEN.

Die Katakomben von Wien.

Roman

von

Arthur Storch.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Lindauer'sche LEIHBIBLIOTHEK

Wien, Pest, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1870.
(Uebersetzungsrecht vorbehalten)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Der Sohn des Gehenkten.

Weithin vernehmbar dröhnten am Morgen des 3. October 1815 die dumpf grollenden Töne der 354 Centner schweren Riesenglocke des St. Stefansdomes zu Wien. — Massenhaft begann das Volk auf dieses Zeichen hin dem Centralpuncte der alten Kaiserstadt zuzuströmen; ein arges Gedränge entstand zeitweise an den engen Thoren der alten Wallmauer, welche damals die innere Stadt mit einem Zwinggürtel umschloß. Die Leute aus den Vorstädten wollten gleichfalls der Feier anwohnen, welche heute aus Anlaß der am 26. September 1815 zu Paris abgeschlossenen „heiligen (?!) Allianz" stattfinden sollte. War auch für die Mehrzahl gar keine Aussicht vorhanden, in das Innere des herrlichen, von Tausend und aber Tausenden von Lichtern erstrahlenden Domes zu gelangen, so gab es doch ganz gewiß auf dem freien Platze vor dem Riesenthore mancherlei zu begaffen. Die Schaulust der Menge fand sich in der That nicht getäuscht. Die Pracht-Carossen der vielen in Wien residirenden Gesandten, der Aristokratie, sowie der höchsten Würdenträger des Staates und der Geistlichkeit lieferten einen herrlichen, mitunter auch sogar pittoresken Anblick. Die zahllosen Lakaien und Laufer, welche sich zwischen den reichgeschirrten Pferden einherdrängten, strotzten von Gold und Sammt und überboten, wie damals Sitte, an Kostbarkeit die Kleidung ihrer Gebieter.

Obwohl Kaiser Franz um jene Zeit nicht in Wien anwesend war, sondern bei seinen Alliirten, dem Kaiser Alexander von Rußland und dem Könige Wilhelm von Preußen, in dem zum zweiten Male eroberten Paris weilte, fehlte es dennoch nicht an einer würdigen Repräsentanz des Herrscherhauses bei dem bevorstehenden Te Deum. — Erzherzog Carl, der Sieger von Aspern, vertrat seinen erlauchten Bruder, den regierenden Kaiser von Oesterreich.

Da es im Jahre 1815 weder Eisenbahnen noch Telegrafen gab, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die amtliche Nachricht von der Unterzeichnung der „heiligen Allianz,“ wodurch die Bevölkerung Wien's in die rosigste Stimmung versetzt wurde, erst in sieben Tagen von der Seine an die Donau gelangte. — Die kurzsichtige und noch dazu durch die servile Presse vollkommen irregeleitete Menge begrüßte die „heilige Allianz“ als den Beginn einer neuen Aera des Glückes, als die unerschütterliche Basis eines fortan gesicherten Weltfriedens. Einige Speichellecker verstiegen sich sogar so weit, die drei alliirten Monarchen in Wort und Schrift mit der heiligen Dreieinigkeit zu vergleichen, wobei aber von den albernen Schmeichlern das allerdings schwierige Problem, welchem der drei Vergötterten die Rolle des heiligen Geistes zuzutheilen gewesen wäre, wohlweislich ungelöst blieb.

In Wahrheit war aber die sogenannte „heilige Allianz“ unter dem Deckmantel allergnädigst geruhender Humanität und hochfürstlicher Bruderliebe nur zu dem Zwecke gestiftet worden, um den Völkern zum huldreichen Danke für die Treue und Opferwilligkeit, mit der sie die theils wankenden, theils ganz eingestürzten Throne ihrer Monarchen wieder aufgerichtet hatten, ärgere Fesseln denn je für Geist und Gewissen zu schmieden, die Adels- und Pfaffenherrschaft neu zu begründen und in dem Qualme der pesthauchenden Atmosphäre des Jesuitismus die hell auflodernde Flamme der Aufklärung und mit dieser den Trieb der Völker nach Freiheit, nach Entfaltung der Menschenwürde systematisch zu ersticken.

Die gedankenlose, unersättliche Genußsucht und jener übergroße Hang zur Vertrauensseligkeit, in deren fanatischem Cultus die alte Kaiserstadt sich von jeher über Gebühr ausgezeichnet hat, ward übrigens durch die zahllosen Feste und Festlichkeiten, welche seit 1. November 1814 im Verlaufe der ganzen Dauer des berüchtigten „Wiener Congresses“ von Seite des Kaisers Franz mit einer bei diesem Monarchen ganz unerhörten, an Verschwendung grenzenden Splendidität zu Ehren seiner hohen Gäste gegeben wurden, beinahe zur Tollsucht gesteigert. — Für die Geschäftsleute in Wien lag auch während der sieben Monate, als der Congreß dauerte, das Geld auf der Straße, und selbst als die Mehrzahl der gekrönten Häupter sammt prunkendem Gefolge aus Anlaß der unvermutheten Landung des Kaisers Napoleon in Cannes am 1. März 1815 erschreckt nach Hause eilte, um ihre neugezimmerten Herrscherstühle vor einem zweiten Umsturze durch das „corsische Raub-

thier“ zu bewahren, dauerte dennoch in Wien das in Fluß gerathene lustige Leben so ziemlich ungeschwächt fort; der Wiener hatte ja spielend weit, weit mehr erworben, als er bisher auch mit dem leichtsinnigsten Willen auszugeben vermochte und an Sparen, wie es z. B. der Norddeutsche in solchem Falle gehalten haben würde, dachte das lockere Völklein im Lande der Phäaken damals noch viel weniger, als heut zu Tage. — Zudem war die Schlacht bei Waterloo schon längst geschlagen, und zur Stunde, wo die in Rede stehende unheilvolle „heilige Allianz“ zum Abschlusse gediehen, befand sich der Soldaten-Kaiser bereits als Gefangener am Bord des englischen Linienschiffes „Northumberland,“ das mit vollen Segeln dem Felsenneste St. Helena zusteuerte.

Das Drängen, Stoßen und Treiben der schaulustigen Menge auf dem Stefansplatze, wo die Polizei-Mannschaft zu Fuß und zu Pferd nur mit Mühe und nicht ohne Anwendung zeitweiser Gewaltmaßregeln die Ordnung aufrecht zu erhalten im Stande war, erreichte seinen höchsten Grad, als die nächst dem Riesenthore aufgestellte Militärmusik-Capelle die Volkshymne zu intoniren begann, wodurch die Annäherung der Hofequipage mit dem Erzherzoge Carl signalisirt wurde. Aus Tausenden von Kehlen erscholl nun ein betäubendes Vivatrufen, das sich erst legte, als der Stellvertreter des abwesenden Kaisers das Innere des Domes betreten hatte.

Die fröhliche, hyperloyale Stimmung, welcher die gutmüthigen Wiener auf so eclatante Weise Ausdruck gaben, stimmte aber gar schlecht zu den düsteren, ja drohenden Blicken, die aus den Augen eines gerade vom Riesenthore der Stefanskirche gegenüber, nämlich auf der sogenannten „Brandstatt“ wohnenden jungen Mannes schossen, als derselbe der von sechs herrlichen Schimmeln gezogenen Hofequipage ansichtig geworden war. — Einige unverständliche, ihrem Inhalte nach jedenfalls nicht freundliche klingende Worte murmelnd, ließ er endlich den Vorhang des einzigen Fensters seines Zimmers mit vor Aufregung merklich zitternder Hand herab, um nicht länger schauen zu müssen, was ihn offenbar höchst peinlich berührte.

Das Halbdunkel, welches durch die Blendung des Fensters in dem nicht sehr geräumigen, aber äußerst geschmackvoll eingerichteten Zimmer entstand, schien auf den Jüngling beruhigend zu wirken, zumal auch das enthusiastische Gejohle auf dem Platze verstummt und nur noch ein dumpfes Surren und Murren der Kopf an Kopf dichtgedrängten Massen vernehmbar war.

Die Thüre öffnete sich geräuschlos und ein alter, ergrauter Diener überbrachte mehrere Briefe.

„Schon gut, schon gut, mein lieber Jacob!" sagte der junge Mann, „Du weißt doch, daß ich heute für Niemanden zu Hause bin?"

„Ja wohl, Herr von Dahlberg," erwiderte der Bediente sich verbeugend, „ich habe auch bereits mehrere Ihrer Freunde, die Ihnen zum heutigen Geburtsfeste persönlich gratuliren wollten, unter dem Vorwande abgewiesen, daß Sie schon zeitlich des Morgens über Land gegangen seien."

„Lasse mich wieder allein, mein guter Alter!" befahl Herr von Dahlberg kurz, aber nicht unfreundlichen Tones. Nach diesen Worten warf sich der junge Mann auf das Sopha und den Kopf auf den rechten Arm stützend, schien er sich stillem Nachdenken überlassen zu wollen. Die ihm von dem Diener überbrachten Briefe hatte er, ohne selbe eines einzigen Blickes zu würdigen, auf den Tisch vor sich hingeworfen, um einem Dutzend ähnlichen, gleichfalls noch unerbrochenen Billets bis auf Weiteres stumme Gesellschaft zu leisten.

„Aber gnädiger Herr!" rief der alte Diener ganz verwundert und mit einer gewissen Vertraulichkeit, „ich weiß gar nicht, wie Sie mir heute vorkommen! Es ist ja auch ein Brieflein von ihr darunter!"

„Von Hermine?!" entgegnete Dahlberg lebhaft und begann mit fieberhafter Hast unter dem ansehnlichen Häuflein von Briefen zu wühlen. Der Gesuchte war bald gefunden. Er barg nichts Geschriebenes, aber eine Haarlocke und ein kleines Bouquet getrockneter Vergißmeinnicht.

Der junge Mann drückte diese beiden Gegenstände mit Inbrunst an seine Lippen. — Der Diener Jacob zog sich geräuschlos, wie er gekommen war, in das Vorzimmer zurück.

„Sie liebt mich! Sie liebt mich!" jauchzte Dahlberg ganz außer sich „ja, ja, das süße Geständniß, das meine Lippen gestern erst auszusprechen wagten, sie hat es erwidert ohne Worte, aber doch so beredt, so klar, so deutlich!"

Und wiederum küßte der junge Mann die zierlich geflochtene goldblonde Locke; das kleine, dürre Bouquet war seinem Enthusiasmus bereits mehr als zur Hälfte als Opfer gefallen.

Plötzlich ließ er aber die Haarlocke zu Boden fallen, faßte sein Haupt mit beiden Händen und von stummer Verzweiflung ergriffen, warf er sich ächzend und stöhnend auf einen Stuhl.

„Ich Unglücklicher!“ rief er endlich händeringend und warf einen Blick des Entsetzens auf eine kleine Chatouille, welche vor ihm auf dem Tische stand, „ich Unglückseliger! Noch gestern durfte mich Herminens sinnige Gabe erfreuen, während von heute an die Kindespflicht mir gebietet, das herrliche theure Wesen, das ich demnächst mein zu nennen hoffte, zu meiden, ja, wenn es mir möglich wäre, zu hassen, zu vernichten. — Ach, Vater, Vater!“ fuhr der junge Mann mit von Thränen erfüllten Augen fort, „du hast mir ein schlimmes Erbe hinterlassen; der Inhalt jenes Kästchens dort, das ich erst heute an meinem vierundzwanzigsten Geburtstage, an dem Tage meiner Großjährigkeit öffnen durfte, ist für mich Pandora's Büchse! Wie glücklich, wie harmlos verflog bisher meine Jugend, bevor ich den Namen und das schreckliche Ende meines Erzeugers kennen lernte! Und nun? Meine ganze Zukunft ist zertrümmert; arm und elend trotz meines Reichthums, trost- und rathlos trotz meines Wissens, an Leib und Seele gebrochen trotz meiner Jugend, zitternd und unschlüssig trotz meines Muthes blicke ich seit einer Stunde auf die düstern Pfade, die ich fortan wandeln soll, auf dein Geheiß, du verklärter Märtyrer der Wahrheit, du armes Opfer einer blindwüthigen Cabinets-Justiz! Ja, Vater, ich will dein Testament vollstrecken und Muth und Kraft will ich schöpfen aus den theuren Reliquien, die du mir hinterlassen.“

Nach diesen Worten schlug Herr von Dahlberg rasch den Deckel der Chatouille zurück und legte mehrere sonderbare Gegenstände vor sich auf den Tisch. — Es waren dies ein weißes, mit blauen Bändern verziertes Schurzfell aus feinem Leder, ein Paar weiße Handschuhe, ein Medaillon mit freimaurerischen Abzeichen und ein — Strick.

Herr von Dahlberg betrachtete lange das Hanfseil mit stieren, ja unheimlichen Blicken, dann drückte er es plötzlich an seine Lippen und schrie mit halb erstickter Stimme:

„Rache, Rache, an deinen Mördern, du edler Held, Rache vor Allem an ihm, dem elender Verräther, dem Judas, Rache an ihrem Vater!“

Es währte eine geraume Zeit, bis der junge Mann sich wieder etwas zu beruhigen vermochte. Der Strick, an welchem sein Vater durch Henkershand das Leben geendet hatte, fesselte sein Auge mit magischer Gewalt.

Ein Geräusch im Vorzimmer brachte ihn wieder zur Besinnung und rasch legte er wieder die erwähnten Gegenstände in die Chatouille

zurück. — Die Thüre wurde jedoch nicht geöffnet. Der Diener hatte blos wieder einen der vielen Besucher, welche Herrn Julius von Dahlberg heute persönlich ihre Glückwünsche darbringen wollten, mit der Erklärung abgespeist, daß der gnädige Herr nicht zu Hause sei.

Obwohl Herr von Dahlberg erst seit etwa zwei Monaten in Wien sich befand, galt er dennoch in allen besseren Kreisen der Residenz bereits als eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Der junge Mann, welchen wir seinen vierundzwanzigsten Geburtstag auf so sonderbare Weise begehen sahen, hatte nicht nur von München, wo er erzogen worden, gewichtige Empfehlungsbriefe mit sich gebracht, sondern auch durch den Zauber seiner anmuthigen Erscheinung, durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, durch eine seltene Fülle von Kenntnissen und Fertigkeiten, sowie endlich durch eine musterhafte Feinheit und Eleganz seines Benehmens allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß Herr Julius von Dahlberg insbesonders von jenen Familien, welche mit dem Besitze heiratsfähiger Töchter gesegnet waren, mit Einladungen überhäuft wurde, denn der junge Mann verfügte zudem noch über eine anständige Jahresrente von etlichen tausend Gulden, die von seiner schon längst verstorbenen Mutter herstammte.

Die Reise von München nach Wien hatte Herr von Dahlberg nicht so ganz aus eigenem Willen angetreten. Als er im vorigen Jahre seine durch die Befreiungskriege unterbrochenen Studien an der Universität zu Heidelberg vollendet gehabt, lag es nämlich in seiner Absicht, eine größere Rundreise durch Europa anzutreten, deren erstes Ziel Paris und London sein sollte. — Da empfing er eines Tages eine Zuschrift des Notars in Nürnberg, welcher die Verlassenschaft seiner Mutter seit vollen vierzehn Jahren mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltet hatte und dem Jünglinge stets ein freundlicher, liebevoller Rathgeber gewesen war. Der Notar forderte in seiner Zuschrift seinen Clienten und Mündel auf, sofort den weiteren Aufenthalt in Wien zu nehmen und daselbst seine nahe Großjährigkeit abzuwarten; so laute der Wunsch der verstorbenen Frau von Dahlberg.

Der junge Mann frug nicht lange nach dem Warum und reiste nach Wien ab. Nicht nur, daß seine Hochachtung für den Notar eine unbegrenzte war, erinnerte er sich auch, daß, als er, ein zehnjähriges Knäblein, an dem Sterbebette seiner Mutter weinend und schluchzend gestanden, die arme Frau wiederholt die Aeußerung gethan, ihr theurer Julius werde einst in Wien große wichtige Dinge erleben und dort

Näheres über seinen Vater erfahren. Herr von Dahlberg erinnerte sich ferner, daß seine Mutter, welche stets so traurig sich geberdete, und offenbar an einem unheilbaren Seelenleiden dahinsiechte, stets mit Aengstlichkeit es vermieden hatte, die naiven Fragen ihres eigenen Kindes, wer denn eigentlich sein Papa gewesen sei, wann und woran er gestorben u. dgl., auch nur halbwegs befriedigend zu beantworten.

Als Herr von Dahlberg älter wurde, begann er sich für die Frucht irgend einer verbotenen Liebe seiner Mutter zu halten, und da der oberwähnte Notar Doctor Schwarz, welchen er eines Tages über diesen delicaten Punct zu interpelliren wagte, ihn kurzweg abspeiste, so fand er sich in seiner selbstgefaßten Meinung nur bestärkt.

Es ist sehr erklärlich, daß der junge Mann mit lebhafter Neugierde der Stunde entgegen sah, welche ihm endlich über seinen Erzeuger näheren Aufschluß geben würde.

Die drei Monate, welche aber bis dahin noch verfließen sollten, verstrichen dem jungen Manne in der lebenslustigen Kaiserstadt sehr schnell, namentlich seit er in das Haus des bei Fürst Metternich allvermögenden Staatsrathes von Ostenried eingeführt worden.

Hermine, des Staatsrathes einziges Töchterlein, eine wunderliebliche Blondine von siebzehn Jahren, war der Magnet, der Herrn von Dahlberg an die Familie von Ostenried fesselte. Das Verhältniß der beiden jungen Leute hatte bereits derartige Fortschritte gemacht, daß in Folge des Billets, welches das Fräulein ihrem Verehrer heute Morgens gesendet, eine Erklärung wohl bei der nächsten Begegnung unausbleiblich gewesen wäre, zumal der Staatsrath Herrn von Dahlberg's offenkundige Bewerbungen um seine Tochter mit sehr günstigen Augen zu betrachten schien. Der Staatsrath zeigte sich überhaupt dem jungen Manne gegenüber äußerst wohlwollend und ungeachtet er sonst mit seiner sehr schwer wiegenden Protection ungemein sparsam zu sein pflegte, machte er Herrn von Dahlberg eines Tages selbst den Antrag, in österreichische Staatsdienste zu treten, wobei er ihm die Wahl frei ließ, entweder im geheimen Cabinete des Staatskanzlers zu arbeiten, oder vorerst durch einige Jahre bei irgend einer der größeren Gesandtschaften den Schwindel der höheren Diplomatie sich praktisch anzueignen.

Natürlich entschied sich Herr von Dahlberg für das Letztere. Er wollte die Welt sehen und sich nicht in seinen schönsten Jahren hinter Akten und Chiffrir-Büchern lebendig begraben und der Staatsrath

gab ihm Recht. — Mit nächstem Neujahr sollte Dahlberg als zweiter Legations-Secretär vorläufig nach München gehen und schon einige Monate später mit Avancement nach Paris oder Madrid versetzt werden; Herr von Ostenried hatte es versprochen und da war denn diese Angelegenheit schon so gut als abgemacht, als geschehen zu betrachten. Der Staatsrath setzte absichtlich den Termin bis zum Neujahr fest, obgleich er die Anstellung seines Schützlings sogleich hätte bewerkstelligen können. Er wollte nämlich zuvor die Beziehungen zwischen seiner Tochter und Dahlberg vollkommen in's Reine gebracht sehen. Seinem, wiewohl nicht laut ausgesprochenen Wunsche gemäß sollten die zwei jungen Leute Wien zusammen als Eheleute verlassen.

Die auffällige Hast, womit der Staatsrath seine einzige, kaum mannbar gewordene Tochter unter die Haube zu bringen trachtete, hatte übrigens einen sehr triftigen Grund. — Herr von Ostenried, obwohl bereits ein starker Fünfziger, besaß ein sehr liebedürstendes Herz und schmachtete zur Stunde ganz und gar in den Ketten der Frau von Brevet, welche seit dem vor drei Jahren erfolgten Tode von Herminen's Mutter das Hausregiment führte.

Frau Adeline von Brevet, eine junge, hübsche, ebenso gefallsüchtige, als in allen erotischen Kniffen wohlbewanderte Pariserin, hatte es verstanden, den Herrn Staatsrath total zu berücken und er würde ihr schon längst vor dem Altare die Hand gereicht haben, wenn nicht der legitime Gemal der verführerischen Circe, Monsieur Henri de Brevet, ein abenteuernder Chevalier der nichtswürdigsten Sorte, noch am Leben gewesen wäre.

Der Chevalier war zwar so gefällig, weder von seinen Rechten als Gatte Gebrauch zu machen, noch überhaupt den Herrn Staatsrath und dessen Haushälterin je im mindesten zu incommodiren, aber, da alle drei Betheiligten der katholischen Kirche angehörten, so konnte natürlich an eine alle Parteien vollkommen befriedigende Lösung dieser Angelegenheit nicht gedacht werden, so lange Herr von Brevet am Leben war. Der Chevalier, ein Mann von kaum dreißig Jahren, erfreute sich übrigens einer vortrefflichen Gesundheit und es wäre doch eine unbescheidene Zumuthung gewesen, daß er sich selbstmorden möge, um eine Heirat zwischen dem Staatsrathe und dessen Concubine zulässig zu machen.

Der Chevalier wurde übrigens für die Zuvorkommenheit und Nachsicht, welche er seiner Gemalin bewies, von dem Staatsrathe wahr-

haft glänzend belohnt. Da Herr von Ostenried selbst kein Vermögen besaß, so war er in seiner Stellung dennoch keinen Augenblick um die Mittel verlegen, den Mann seiner Geliebten zu entschädigen. Er verschaffte ihm nämlich ein fixes monatliches Honorar von tausend Gulden aus den geheimen Fonds der Hof- und Staatskanzlei, außer den Reisegeldern und sonstigen Auslagen, welche Chevalier de Brevet als geheimer Chargé d'affaires auf die unverschämteste Weise in Rechnung bringen durfte. — In Wahrheit leistete aber der Chevalier eigentlich für die etlichen zwanzigtausend Gulden, welche er aus dem Staatsschatze bezog, so viel als nichts, so daß Herr von Ostenried sehr häufig gezwungen war, die Berichte anderer thätiger, aber weit schlechter honorirter Agenten für die Leistungen seines Schützlings auszugeben.

Unter diesen Umständen darf es uns nicht Wunder nehmen, daß der Staatsrath und Madame de Brevet sich durch die Anwesenheit Herminen's im Vaterhause ziemlich genirt fühlten, seit das Fräulein herangereift war, und zudem gegen die Französin, die ihr das Herz ihres Vaters täglich mehr entfremdete, eine entschiedene Abneigung, welche sogar schon zu kleinen unerquicklichen Scenen geführt hatte, immer energischer kundzugeben begann.

Herr Julius von Dahlberg kam daher dem Staatsrathe und der Frau von Brevet als Freier sehr gelegen. Beide ärgerten sich insgeheim über die Schüchternheit des jungen Mannes, der es bisher nicht gewagt, das Bekenntniß, das schon so oft auf seinen Lippen schwebte, offen und frei auszusprechen. — Endlich sahen sich Ostenried und dessen Geliebte ihrem Ziele nahe. Hermine, obwohl naiv und unerfahren, besaß nichts destoweniger einen scharf ausgeprägten Sinn für Anstand nnd weibliche Würde, Dank der guten Grundsätze, welche ihr von ihrer höchst achtbaren Mutter schon von der zartesten Jugend an eingeimpft waren. Hermine war am Abende, der dem Geburtstage des Herrn von Dahlberg voranging, mit einer kleinen Scheere bewaffnet in das Arbeits-Cabinet ihres Vaters getreten. Am Busen trug sie ein kleines Bouquet getrockneter Vergißmeinnicht.

Herr von Ostenried, ganz und gar vertieft in das Studium eines chiffrirten Schreibens, das ihm von dem sogenannten „schwarzen Cabinete" noch in später Abendstunde zugesendet worden war, bemerkte nicht den Eintritt Herminens. — Das Fräulein klappte, schelmisch lächelnd, ein Paar Mal mit der Scheere. — Jetzt erst sah der Staatsrath von der Arbeit auf und frug nach dem Begehren seiner Tochter.

„Morgen, lieber Papa!“ begann Hermine mit hochgerötheten Wangen, „morgen ist Herrn von Dahlberg's Geburtstag.“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ erwiderte der Staatsrath lebhaft, „meine Karte liegt bereits hier unter Couvert, um ihm morgen Früh zugesendet zu werden.“

„Du bist sehr gütig, mein theurer Papa!“ rief das Fräulein hocherfreut über diese Herablassung, „auch ich möchte ihm ein Zeichen meiner Aufmerksamkeit senden.“

„Nun gut,“ sagte der Staatsrath und langte nach dem bereits adressirten und gesiegelten Billet, „lege immerhin Deine Karte bei.“

„Nicht doch,“ wehrte Hermine ab, als der Staatsrath Miene machte, das Couvert zu öffnen, „nicht doch! Ich wüßte Herrn von Dahlberg eine weit größere Freude zu bereiten, nur zweifle ich, ob es sich mit dem Anstand verträgt; auf keinen Fall wollte ich daher ohne Deine ausdrückliche Genehmigung handeln.“

„Sprich, sprich mein Kind!“ drängte Herr von Ostenried, dabei mit der Hand auf die Papiere vor sich deutend. „Seine Durchlaucht der Fürst Metternich wünscht noch in dieser Nacht, wenn er von der Soirée bei Fürst Liechtenstein heimkehrt, über diese wichtige Depesche da umständlichen Aufschluß zu erhalten. Es ist nahe an zehn Uhr, meine Zeit also sehr gemessen.“

„Ich wünschte,“ flüsterte Hermine ziemlich verlegen, als stehe sie im Begriffe, etwas Unrechtes zu begehen, „ich wünschte, Herrn von Dahlberg ohne alle Zuschrift eine Locke meines Haares, sowie dieses kleine Bouquet zu senden, welches ich, als wir vor sechs Wochen einen Ausflug nach Hainbach machten, am Ufer des Baches in seiner Gegenwart gepflückt habe.“

„Thue es immerhin, mein Kind!“ antwortete der Staatsrath ohne Bedenken, „die ganze Welt weiß es bereits, daß Dahlberg mein Schützling und Schwiegersohn in spe ist. Vielleicht wird dieses Dein Entgegenkommen den allzu schüchternen jungen Mann endlich bestimmen, nicht nur sich Dir gegenüber zu erklären, sondern auch bei mir förmlich um Deine Hand anzuhalten.“

Hermine umarmte stürmisch ihren Vater und hüpfte zur Thüre hinaus. — Eine Minute später war die schönste ihrer Locken abgeschnitten und sammt dem Vergißmeinnicht-Sträußchen unter eine rosafarbige Enveloppe gegeben, auf welche das Fräulein, welches sonst eine so schöne und feste Schrift schrieb, mit vor Aufregung zitternder Hand die Adresse hinwarf.

Hermine von Ostenried verbrachte eine schlaflose Nacht, denn bald wurde sie von bangen Zweifeln erfüllt, ob ihr Schritt nicht allzu kühn sei und nicht etwa von dem überaus zart fühlenden Dahlberg als eine Zudringlichkeit, oder gar als eine Unschicklichkeit angesehen werden würde, bald aber malte sich ihre lebhafte Phantasie ein anmuthiges Bild von der Freude und dem Entzücken aus, das Julius bei dem Empfange des wortlosen, aber doch so beredten Glückwunsches empfinden mußte, denn daß Dahlberg sie wahrhaft und innig liebte, stand wohl über allem Zweifel erhaben fest.

Auch Dahlberg schloß diese Nacht hindurch kein Auge. Als er am Abende heimgekehrt war, fand er ein Briefchen ohne Unterschrift vor, welches die dringende Aufforderung enthielt, am folgenden Morgen das Haus nicht zu verlassen, bevor ihm eine Chatouille und ein Packet Schriften zugestellt sein würden.

Beide Gegenstände konnten sich, nach früheren Aeußerungen des Notars Schwarz zu schließen, nur auf seinen Vater beziehen, und es ist daher leicht erklärlich, daß Herr von Dahlberg mit größter Spannung der endlichen Lösung eines Räthsels entgegensah, das ihn, mitunter sogar in sehr qualvoller Weise, seit Jahren beschäftigte und ihn stets mit bangen, düsteren Ahnungen erfüllte.

Als der Tag zu grauen begann, schlummerte er unwillkürlich etwas ein; gegen sieben Uhr aus einem wüsten Traume erwachend, von welchem ihm zwar keine deutliche Erinnerung, wohl aber ein höchst unbehagliches, niederdrückendes Gefühl zurückgeblieben war, erblickte er auf dem Schreibtische, der neben dem Fenster stand, die beiden Gegenstände, deren Abgabe ihm Tags zuvor eine unbekannte Hand angekündigt hatte. Herr von Dahlberg zog mit einer Heftigkeit an der Schelle. Der alte Jacob stürzte in das Zimmer und wunderte sich sehr über die große Aufregung seines sonst so sanften und gelassenen Gebieters.

„Wer hat die Chatouille und das Packet gebracht?“ frug Herr von Dahlberg heftig und sprang aus dem Bette.

„Ein alter, sehr ehrwürdig aussehender Mann,“ entgegnete der Diener ruhig; „er examinirte mich ziemlich scharf, ob ich wirklich der alte Jacob sei, der schon bei dem Tode der gnädigen Frau im Hause Dahlberg bedienstet war, und er wußte über so viele Nebenumstände Bescheid, daß er offenbar zu den ältesten Freunden der Familie gehört haben muß.“

„Sein Name, sein Name?“ rief Herr von Dahlberg; „Du hast ihn doch darum gefragt?!“

„Das versteht sich," entgegnete der Diener; „aber der alte Herr hat mich schön herumgekriegt. Tragen Sie, sagte er, vor Allem diese beiden Dinge da in das Zimmer des Herrn von Dahlberg, dann wird sich das Weitere finden. Ich war so dumm, zu thun, wie der Fremde wünschte; als ich in's Vorzimmer zurückkehrte, es war keine Minute inzwischen verflossen, da hatte sich freilich das Weitere gefunden, nämlich der sonderbare Gast das Weite gesucht. Ich stürze über die Stiege hinab, aber umsonst — keine Spur mehr von dem merkwürdigen alten Herrn, dessen ebenso geistreiche als ehrwürdige Physiognomie ich mein Leben lang nicht vergessen werde."

Während der Anhörung dieses Berichtes hatte sich Herr von Dahlberg mit Hilfe Jacobs rasch in die Morgenkleider geworfen, dann sagte er mit beklommener Stimme:

„Nun lasse mich allein, lieber Jacob; den Caffee bringst Du erst, wenn ich klingle."

Der Diener entfernte sich. Dahlberg erbrach nun mit unsicherer Hand die Siegel des ziemlich vergilbten Umschlags. Zwischen den Papieren lag ein Schlüssel, angeheftet an ein Zettelchen, worauf die Worte standen: „Zur Chatouille." Der junge Mann musterte flüchtig den Inhalt, da er unschlüssig war, welche der vielen Schriften er erst zur Hand nehmen solle. Seine Unschlüssigkeit wurde durch ein mit Bleistift geschriebenes Blatt behoben, auf welchem mit großen Zügen und dreimal unterstrichen die Worte standen: „Zuerst zu lesen!"

Thränen traten in die Augen des jungen Mannes, als er folgende Zeilen überflog:

„Mein innigst geliebter Sohn!

„Wenn einst nach vollen einundzwanzig Jahren dieses Papier glücklich in Deine Hände geräth, wird von mir, Deinem Vater, nicht einmal mehr ein Häuflein Asche übrig sein. Ich schreibe diese wenigen Zeilen in der letzten Nacht meines unglücklichen Daseins, welches zur Stunde bereits dem Henker verfallen ist. — Ein treuer Freund, ein Mitbruder unseres edlen Ordens wird, so Gott will, in der Lage sein, außer einigen anderen wichtigen Papieren auch diesen Zettel vor den Argusaugen meiner blutdürstigen Feinde zu retten und dem mir geleisteten Schwure getreu, am Tage Deiner Großjährigkeit Dir Dein trauriges Erbe endlich auszufolgen. — Vergiß dann nicht, was Du den Manen Deines ermordeten Vaters schuldig bist; nicht nur das an ihm begangene Verbrechen hast Du zu rächen, sondern auch die Ehre seines und Deines

geschändeten Namens wieder herzustellen. Heiße, bittere Zähren strömen über meine Wangen, während ich diese Worte bei dem düsteren Lämpchen meines Kerkers niederschreibe. Eine Ahnung sagt mir, daß ich vielleicht etwas Uebermenschliches von Dir verlange, daß mein Gebot Dich in harte Conflicte mit dem Leben bringen wird, daß Du in mancher verzweiflungsvollen Prüfungsstunde sogar mit Groll und Bitterkeit meiner gedenken wirst, weil ich möglicherweise den Frieden Deiner Seele, das Glück Deiner ganzen Zukunft auf's Spiel zu setzen wage. Aber, mein Sohn! fasse Muth, kämpfe ihn durch den schweren Leidenskampf, den ich Dir auferlege! Wähne ja nicht, daß blinde Rachsucht mich bethört, daß ich blos um persönlicher Interessen willen mich je erkühnen würde, Dich, mein einziges Kind, Dich, die einzige Stütze und Freude Deiner armen, von mir so zärtlich geliebten Mutter, allen Unbilden und Wechselfällen eines unverdienten Geschickes muthwillig und unbesonnen Preis zu geben. — Urtheile erst dann, wenn Du Alles weißt, wenn Du an der Hand der „Brüder" aus Dir selbst die Ueberzeugung gewonnen haben wirst, daß Dein Vater und seine Leidensgenossen für die erhabene Idee der Humanität, für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in den Tod gegangen sind! Und darum, mein Sohn, will ich vor Allem, daß Du unserem großen, edlen Bruderbunde beitrittst. Die Mittel und Wege dazu werden sich Dir, dem Sohne des einstigen Großmeisters der österreichischen Freimaurer, von selbst darbieten, dessen sei versichert. — Vorsicht und Klugheit möge aber vor Allem Deine Schritte lenken. — Mein Blick, der bereits in die Ewigkeit schweift, sieht eine lange, lange Zeit der Knechtschaft und Unterdrückung voraus und wahrscheinlich wird zur Stunde, wo Du Dich dem großen Werke unseres Bundes anschließen sollst, der Despotismus am stärksten in die Halme geschossen sein und seine giftigen Früchte allerorts tragen. — Nun aber muß ich rasch schließen. Die Ronde naht — Gott befohlen — auf einstiges Wiedersehen in jener Welt — mein Julius!"

Die letzten Zeilen waren in solcher Hast geschrieben, daß Dahlberg sie nur mühsam zu entziffern vermochte. Der junge Mann glaubte zu träumen.

„Ich, der Sohn eines Gehenkten!" murmelte er wiederholt vor sich und durchblätterte die übrigen Papiere, welche außer mehreren Documenten auch einige von seines Vaters Hand verfaßte Daten betreffs des berüchtigten Jacobiner-Processes vom Jahre 1794 enthielten, eines

Processes, welchen wir etwas später in allen seinen haarsträubenden Details näher kennen lernen werden. — Schließlich öffnete Dahlberg die mehrerwähnte Chatouille.

Ueber eine Stunde verging, bis der unglückliche junge Mann sich wieder etwas gesammelt hatte. Das Lärmen der Menschenmenge, welche unter seinem auf den Stefansplatz gehenden Fenster aus Anlaß des bevorstehenden Te Deums in toller Schaulust hin- und herwogte, brachte ihn vollends zur Besinnung.

Mit ernster, resignirter Miene ging Dahlberg nun daran, die vielen Documente des umfangreichen Packetes zu prüfen; es wurde ihm alsbald klar, daß der Name, unter welchem seine Mutter in München gelebt, und den er selbst bisher geführt hatte, nur einer ausgestorbenen Seitenlinie seiner Großeltern entlehnt sei. Diese Entdeckung verstimmte ihn natürlich in nicht geringem Grade, weil hieraus für ihn allerlei unliebsame Verwicklungen entstehen konnten.

Während er noch über diesen Gegenstand nachdachte, überbrachte ihm der Diener Herminen's Sendung. Wir haben bereits gesehen, welch' unendlicher Schmerz ihm dadurch verursacht wurde; wir haben aber daraus auch zugleich entnommen, daß er Herrn von Ostenried als einen der Urheber des schimpflichen Todes seines Vaters bezeichnete.

Als endlich der Paroxismus seiner Verzweiflung sich einigermaßen gelegt hatte, haschte er gleich einem Ertrinkenden nach einem Strohhalme. Die Liebe zu Hermine hatte so tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen, daß die Pflichten-Collision, in die er plötzlich mit seinen heiligsten Gefühlen gerathen war, ihm unlösbar dünkte, ohne an dem letzten Willen seines Vaters zum Verräther zu werden.

Mit zitternder Hand langte er nach einem der Papiere, welches eine Unzahl der schwerwiegendsten Anklagen betreff des erwähnten Jacobiner-Processes wider den damaligen Polizei-Commissär Eduard von Ostenried, nunmehrigen Freiherrn, Staatsrath und Günstling Metternich's, enthielt.

„Vielleicht ist Herminen's Vater dennoch unschuldig!" rief Dahlberg, und vertiefte sich, vor Aufregung in Schweiß gebadet, neuerdings mit fieberhaftem Eifer in die Papiere.

II.

Der Gang nach den Katakomben.

Entmuthigt legte Dahlberg, welchem wir bis auf Weiteres seinen wahren Familiennamen vorenthalten müssen, das Manuscript zur Seite. Obwohl die Aufzeichnungen, welche sein unglücklicher Vater während seiner langen Untersuchungshaft niedergeschrieben hatte, eigentlich keine logisch zusammenhängende Darstellung bildeten, sondern vorwiegend aphoristischer Natur waren, ging dennoch aus denselben zweifellos hervor, daß Herr von Ostenried, vor einundzwanzig Jahren noch ein namenloser Beamter in sehr untergeordneter Stellung, den in Rede stehenden Jacobiner-Proceß als eine Stufenleiter des Avancements benützt habe; seine damalige auffallend rasche Carrière konnte auch füglich nicht anders erklärt werden, als daß er wesentlich mit beigetragen, zur Verurtheilung der angeblichen Hochverräther die wenigstens formell erforderlichen Beweisstücke zu beschaffen.

„Ich ersticke; fort, fort, hinaus in die freie Natur!" keuchte der arme Dahlberg aus beklommener Brust, „der Schicksalsschlag, der mich heute mit so niederschmetternder, ja vernichtender Wucht getroffen, hat mein ganzes Denken und Wollen gelähmt. Ich lechze nach der reinen unverfälschten Luft der Berge — ich werde auf einige Tage von Wien verschwinden — an den Ufern eines Alpensees will ich mich zu sammeln suchen, oder, gelingt mir dieses nicht, in dessen blauen Wogen meinem elenden Dasein ein Ende machen."

Der junge Mann, welcher in der That derart verstört und wirre um sich blickte, daß an dem Ernste seiner düsteren Selbstmordgedanken wohl nicht gezweifelt werden konnte, hatte sich indessen rasch angekleidet, worauf er die Chatouille und die Schriften sorgfältig in seinem Secretär einschloß und gleichzeitig eine größere Baarschaft an sich nahm.

Zu seiner großen Befriedigung war der alte Jacob gerade nicht zugegen, als er die Wohnung verließ. Der alte Diener, der sich Herrn von Dahlberg gegenüber, dem er schon als Kind ein treuer, liebevoller Hüter gewesen, etwas herausnehmen durfte, hätte seinen Gebieter in dessen jetzigem Zustande gewiß nicht allein ziehen lassen. — Erschrak doch Dahlberg unwillkürlich selbst, als er im Vorzimmer zufällig in den Wandspiegel blickte. Seine Gesichtsfarbe, sonst so blühend und ge-

sund, war erdfahl, seine schönen männlichen Züge zu einer Fratze verzerrt und sein blaues sanftes Auge blitzte von Haß und Ingrimm.

Im Vorbeigehen warf er auf den Bedientenfisch einige Banknoten hin und schrieb in den Notizbogen, welchen der vergeßliche Jacob aufliegen hatte, die wenigen Worte:

„Ich verreise auf einige Tage; anbei für Dich 20 Gulden zur Verrechnung."

Hierauf schloß Dahlberg die Außenthüre ab und eilte, als ob er von Furien verfolgt würde, in wenigen Sätzen die zwei Treppen hinab auf die sogenannte „Brandstatt," wie der Hofraum zwischen dem Stefansplatze und dem Gundelhofe genannt wird.

Da auf dem Platze vor dem Dome das Gedränge in diesem Augenblicke wegen Beendigung des Te Deums seinen höchsten Grad erreicht hatte, nahm Dahlberg die Richtung durch den Gundelhof, um auf den „Peter" zu gelangen, wo er den ersten besten Fiacre besteigen wollte.

Plötzlich fühlte sich der junge Mann mit fester Hand an der linken Schulter gefaßt. — Ein alter Herr mit silberweißen Haaren, von sehr achtbarem, ja ehrwürdigem Aeußern stand an seiner Seite.

Dahlberg, unwillkürlich betroffen von dieser imponirenden Erscheinung, hielt das scharfe Wort zurück, welches ihm über den ebenso unvermutheten als unliebsamen Aufenthalt bereits auf der Zunge saß; er begnügte sich, den Greis fragend anzublicken.

Der Fremde faßte den jungen Mann vertraulich unter den Arm und zog ihn mit sich fort. Dahlberg ließ sich dies gefallen, da einige vorübergehende Gaffer stehen geblieben waren, offenbar dazu bestimmt durch das auffällige Aeußere des alten Herrn, der noch nach Sitte des vorigen Jahrhunderts eine riesige Hemdkrause, ein überlanges Gilet von gelbem Stoffe, einen braunen fast bis an die Knöchel reichenden und mit thalergroßen Knöpfen besetzten Frack mit schmalen Schößen, schwarzsammtene Kniehosen, schneeweiße Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen und à la Kaiser Josef einen sorgfältig frisirten und gepuderten Haarzopf trug, welcher, da sein Eigenthümer aus Gewohnheit oder Vorsicht fortwährend den Kopf bald rechts, bald links bewegte, wie ein Perpendikel zwischen den Schultern hin und her hüpfte.

„Ihr leidendes, ja geradezu gesagt, entstelltes Aeußere," begann der Greis während des Gehens mit gedämpfter Stimme, „ist mir wie eine vollgiltige Empfangsbestätigung, daß Ihr braver Diener die ihm

von mir vor zwei Stunden anvertrauten Gegenstände richtig abgegeben hat."

„Sie, Sie mein Herr, Sie also sind der edle, treu ausharrende Freund meines unglücklichen Vaters, Sie sind der Mann, dem in All und Jeden blindlings zu gehorchen er mir auf die Seele band?" rief Dahlberg in Extase gerathend, und beinahe hätte er sich vergessen, den Greis auf offener Straße zu umarmen.

„Ruhig, ruhig, mein junger Freund!" mahnte der alte Herr und schritt schneller aus, um eine einfache, aber sehr nette und bequeme Equipage zu erreichen, welche auf dem nahen Bauernmarkte unweit des Ausganges aus dem gedachten Gundelhof wartete.

Ein gleich dem Greise etwas alterthümlich gekleideter und hochbetagter Diener riß den Kutschenschlag auf. Dahlberg sprang in den Wagen; der alte Herr, der etwas am Podagra litt, folgte bedächtig nach und ertheilte sodann dem Diener den Auftrag, daß der Kutscher zum Schottenthor hinaus eine Rundfahrt bis zum Stubenthor machen, und durch dieses dann den Weg „nach Hause" nehmen möge.

Als die mit zwei etwas schwerfälligen vlämischen Stuten bespannte Carosse, welche beinahe den Umfang eines heutigen Stellwagens besaß und auf massiven, stolz gerundeten Schwungfedern ruhte, über das zu jener Zeit ziemlich holperige Straßenpflaster dahinrollte, nahm der alte Herr wieder das Wort. — Theils aus innerer Bewegung, theils aus lauterer heiliger Ehrfurcht vor dem Manne, der seines Vaters einziger und bester Freund gewesen, hatte Dahlberg ein achtungsvolles Stillschweigen beobachtet.

„Zuerst, mein junger Freund", begann der Greis mit sanfter, wohlwollender Stimme, „erlauben Sie mir, daß ich Sie fortan nur bei Ihrem Taufnamen nenne, soweit es nicht vor der Welt anders sein muß. Den Namen Ihres Vaters dürfen Sie vor der Hand unter keiner Bedingung, vielleicht auch niemals führen; der Name Dahlberg hingegen weckt in mir sehr schmerzliche Erinnerungen, aus Gründen, die Sie einst näher kennen werden. In diesem Augenblicke haben wir uns mit näherliegenden, weit wichtigeren Dingen zu beschäftigen."

„Ach, Herr Baron! entgegnete Dahlberg, mit Rührung die Hand des Greises ergreifend und selbe inbrünstig küssend, „wie glücklich macht mich, den „Sohn des Gehenkten," Ihre Güte! Ja, edler Mann, der Sie für meinen armen Vater und meine gute Mutter so viel geleistet und gelitten, seien Sie auch fortan mein Schutzgeist, auf daß ich

nicht verschmachte und verzweifle, in der trostlosen Wüste meiner Zukunft.“

„Nur nicht kleinmüthig, mein lieber Julius!“ sprach der Greis wohlwollenden Tones und blickte mit einem unendlich seelenvollen Ausdrucke des Mitleides in das von Schmerz und Kummer widerspiegelnde Antlitz des jungen Mannes, „vertrauen Sie auf Gott und auch — auf sich selbst. Die Zeit der Wunder ist, wenn es jemals eine gab, jetzt ganz gewiß vorüber. Mag Ihnen auch Ihre unglückliche Lage, nicht mit Unrecht, noch so entsetzlich dünken, so bedenken Sie dennoch, daß Sie heute unter der Macht des ersten Eindruckes stehen. Bei ruhiger Ueberlegung, bei näherer Prüfung der Umstände werden Sie wieder Muth fassen und mit dem wieder erwachten Muthe wird in Ihr zerrissenes Herz auch wieder die Hoffnung, dieser Zehrpfennig des Lebens, einkehren, denn:

Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld ein Reisekleid,
Damit man durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.“

„Ein sehr schönes Sprichwort,“ entgegnete der junge Mann mit bitterem Lächeln, „aber leider nur ein Sprichwort, denn die Hoffnung ist nur zu oft das Seil, an welchem wir uns todt ziehen, und wer auf Hoffnung jagt, der fängt zumeist Nebel.“

„Ei, ei, mein Knabe!“ sagte der Greis, im Scherze mit dem Finger drohend, „wie es scheint, will der junge Herr mir meinen stadtbekannten Ruf als leibhaftiger Sancho-Pansa im Citiren der Sprichwörter streitig machen und ich muß zugeben, daß ich diesmal eine kleine Schlappe erlitten habe; doch befolgen Sie immerhin meinen Rath, Julius, denn Hoffnung braucht man am Ende nicht zu kaufen, und

In Hoffnung schweben
Macht süßes Leben,
Und was man hofft,
Schickt sich oft.“

„Der letzte Wille meines Vaters,“ sprach Dahlberg ernst, „wird mir Gesetz sein. Er befiehlt mir, Ihnen zu gehorchen, wie ihm selbst, wenn er noch am Leben wäre. — Nehmen Sie also, Herr Baron, mein Versprechen entgegen, daß ich stets Ihre Rathschläge ehren und befolgen werde. Sie, der Sie Ihre Frei-

heit, Ihr Leben, wenn auch vergeblich auf's Spiel gesetzt, um meinen armen Vater zu retten, Sie haben volles Recht über meine Freiheit, mein Leben, ja noch mehr, über meinen freien Willen zu gebieten, so wahr mir Gott helfe!"

„Julius!" rief der Greis sehr ernsten Tones und ergriff lebhaft Dahlberg's rechte Hand, „ich nehme Ihren Schwur an. Soll er Sie wirklich binden für Ihr ganzes Leben, für alle Verhältnisse?"

„Für ewig und unbedingt!" antwortete Dahlberg mit fester Stimme und erhob abermals die drei Finger der rechten Hand.

„Wohlan denn, Julius, Ihr Schicksal ist besiegelt!" sprach der alte Herr feierlich, „nie werde ich meine Macht über Sie mißbrauchen, aber neue und harte Prüfungen kann ich nicht ersparen. Und noch heute, mein junger Freund, muß der Reigen jener Proben beginnen, ob Sie wirklich unser Mann, der Mann der Zukunft sind."

Dahlberg zuckte die Achsel und erwiderte apathisch: „Wer, gleich mir, heute aus wolkenlosem Himmel vom Blitze getroffen ward, für den hat der nachrollende Donner alles Fürchterliche verloren." —

„Wir werden sehen," bemerkte der Greis kurz und versank dann in tiefes Nachdenken.

Dahlberg lehnte sich gleichfalls schweigend in die Wagenecke.

Zwischen den beiden Insassen der Carosse wurde weiter kein Wort gewechselt. Die Glocken des Stefansdomes läuteten eben zu Mittag, als der Wagen vor dem Hause des Barons von Eichberg in der Schulerstraße hielt. Aus leicht begreiflichen Gründen ist uns nicht gestattet, die Oertlichkeit näher zu bezeichnen. — Wir können blos erwähnen, daß dieses Haus uralt war und seither umgebaut wurde. Es besaß kein Einfahrts-, sondern nur ein Eingangsthor, weshalb die Equipage des Baron in der nahen Grünangergasse untergebracht war.

Baron Eichberg bewohnte dieses seiner Familie schon seit undenklichen Zeiten gehörige Haus ganz allein mit seiner Dienerschaft. Große Bequemlichkeit bot übrigens dieser Bau nicht dar. Einem alten unter Glas und Rahmen in der Portierloge befindlichen Plane zufolge wäre dieses Haus bereits im Jahre 1417 von einem Herrn von Purgstall erbaut, nach der ersten Türkenbelagerung aber in Folge einer Feuersbrunst und „sonstiger Schädigung," wie eine Randglosse besagte, in den oberen Stockwerken völlig umgebaut worden. Die Keller und das Erdgeschoß mit ihren klafterdicken Mauern und übermassiven Wölbungen standen mithin jedenfalls bereits seit vier Jahrhunderten. Die

Fronte des Hauses betrug nur zwölf Klafter mit sieben, in ungleichen Distanzen angebrachten, ziemlich engen Spitzbogenfenstern. Das Dach über den drei Stockwerken besaß nach mittelalterlicher Art zwei Giebel und eine ganz neue, im Sonnenlichte glitzernde Wasserrinne, welche, weil der Baron Eichberg sich zu dieser zeitgemäßen Neuerung an seinem Hause durchaus nicht verstehen wollte, nach jahrelangem Federkriege endlich vom Magistrate auf seine Kosten unter Anwendung von Zwangsmaßregeln angebracht worden war.

Der gute, alte Herr, der doch sonst, ungeachtet seines Zopfes auf dem Rücken, in geistiger Beziehung durchaus kein Zopf war, hegte nämlich eine ungeheuere Pietät für den status quo in seinem Hause. Er hatte mit seinen Eltern in diesen Räumen ein so glückliches und stilles Familienleben von erster Kindheit an geführt, daß jeder Stein, jedes Möbel, auch das geringste und unbedeutendste Ding eine angenehme, oder wenigstens werthvolle Erinnerung für ihn besaß. Die Stühle, auf denen sein Vater, seine Mutter, seine Großeltern gesessen, standen noch an denselben Plätzen, wie vor fünf Decennien. Selbst die Wiege, in welcher er, das einzige Kind seiner Eltern, geschlummert, befand sich noch an der nämlichen Stelle neben dem Bette, in welchem er vor zweiundsiebzig Jahren geboren worden war In diesem Gemache stand auch ein großer, hier und da schon wurmstichiger Schrank, welcher eine Unzahl von Reliquien barg, von denen nicht das Geringste ihm um alle Schätze Peru's feil gewesen wäre. Auf den ersten Anblick schien der Inhalt dieses geräumigen Kastens genügend, um einen Trödlerladen complet auszurüsten. Aber gerade dieser Kasten bereitete dem edlen Greise täglich unsägliches Vergnügen. Stunden lange beschäftigte er sich damit, die mannigfachen Gegenstände eigenhändig abzustauben, zu betrachten und dann wieder mit ängstlicher Sorgfalt an ihre frühere Stelle zu legen. Jeder Tag der Woche war einer andern der fünf großen Stellagen gewidmet. Die zwei obersten enthielten die Braut- und Sterbekleider seiner Eltern und Großeltern; die drittunterste war ihm selbst gewidmet. In dieser befanden sich wohl conservirte Kleider und unzählige Spielsachen aus seiner Kindheit. Das vierte Fach enthielt verschiedene Angedenken seiner schon meist verstorbenen Freunde, deren er stets nur wenige gehabt, theils weil er in seinem Umgange sehr wählerisch gewesen, theils weil sein bizarre Charakter so ziemlich Jedermann abstieß, der sich nicht die allerdings etwas saure Mühe verdrießen ließ, in die engen, schwer zugänglichen Schachten seines tiefen Gemüthes hinabzusteigen,

wo man dann freilich die herrlichsten, ja seltensten Schätze eines an Liebe und Aufopferungsfähigkeit überreichen Herzens schauen konnte. Das fünfte und unterste Fach war mit einem dichten, schwarzen Schleier verhangen, den der Baron stets nur mit Thränen in den Augen und vor Aufregung zitternder Hand zu lüften wagte. Es enthielt einen kleinen silbernen Sarg mit den völlig nackten, zur Mumie vertrockneten Ueberresten eines Knäbleins von kaum einem Jahre. Seit vollen fünfzig Jahren stand dieser Sarg an dieser Stelle. Wer mag wohl die Mutter dieses Kindes gewesen sein, was mag die Ursache sein, daß der Baron, der sonst jeden Lappen eines ihm einmal theuren Wesens so sehr in Ehren hielt, von ihr kein einziges Angedenken aufbewahrte? Wir müssen die Lösung dieses Räthsels einer späteren Zeit vorbehalten.

Der Baron hatte seinen Gast in das zweite Stockwerk geleitet, in welchem sich der Empfangssaal und sein eigenes Schlafgemach befand. Das erste Stockwerk diente ausschließlich nur als Museum für die flüchtig erwähnten Familienschätze Eichberg's, der zu diesen Gemächern stets die Schlüssel in der Tasche führte. Im dritten Stockwerke wohnte der Intendant, ein alter, kinderloser Witwer, gleich dem Baron an dieser Stätte geboren, und erzogen. Eben daselbst befand sich auch die Küche, die einzige im ganzen Hause, nebst ein Paar Zimmern für Frau Resi die Haushälterin, eine Jungfrau von sechzig Jahren und deren zwei doppelt majorennen Mägde. Im Erdgeschosse wohnten blos der Portier und ein Hausknecht. Der alte Hermann, des Barons Leibdiener seit vollen vierzig Jahren, hatte seine Unterkunft im zweiten Stocke, unmittelbar neben dem Schlafgemache seines Gebieters.

In dem einfachen Haushalte Eichberg's war Alles, wie man zu sagen pflegt, auf das Schnürchen eingerichtet. Keines der Dienerschaft frug je von Morgen bis Abends, was zu thun oder zu lassen sei. Als die alte Riesenwanduhr ein Viertel über zwölf Uhr anzeigte, servirte der Diener Hermann dem Baron eine Tasse Bouillon mit gesprudeltem Ei und ein Gläschen uralten Oesterreicher Weines, der aus der Flasche so dick wie Oel träufelte. — Dem Gaste hingegen reichte er stumm, aber respectvoll ein zierlich geschriebenes Menu zur selbstbeliebigen Auswahl. Des alten Barons Küche und Keller waren nämlich stets sehr gut bestellt; ein wahrer Luxus, da er selten Gäste empfing und für seine Person äußerst mäßig lebte. Seinen Leuten fiel daher die eben nicht unangenehme Aufgabe zu, die mitunter kostbaren

Eßvorräthe zeitweise ganz aufzuräumen, wobei die Armen gleichfalls nicht übel fuhren.

Obwohl Dahlberg nach Speise und Trank durchaus kein Verlangen trug, bedeutete er dennoch, um die Gastfreundschaft des Barons nicht rundweg abzulehnen, dem alten Hermann, ihm ein Glas alten Bisamberger und etwas Butterbrot mit Schinken zu credenzen.

Der Baron las nun mehrere heute Morgens eingelaufene Briefe und Dahlberg blätterte mechanisch in den vielen in- und ausländischen Journalen, welche auf einem großen Tische im Empfangssalon ausgebreitet lagen. — Darunter befanden sich auch mehrere englische und französische Freimaurer-Zeitschriften, welche unwillkürlich die Aufmerksamkeit des jungen Mannes fesselten.

Eichberg, welcher inzwischen seine Lectüre beendet hatte, trat geräuschlosen Trittes hinter seinen Gast, denselben aufmerksam beobachtend.

„Es freut mich," begann nach einer Weise der Baron, „daß Sie, mein junger Freund, gerade diese Blätter der Durchsicht würdigen, denn Sie werden sich von heute an mit diesem Gegenstande allen Ernstes zu befassen haben."

Wie?!" rief Dahlberg lebhaft und sichtlich freudig erregt, „verstehe ich Sie recht, Herr Baron? — Soll ich Freimaurer werden?"

„Ja, und noch heute! erwiderte der Baron ernst und würdevoll; „Sie müssen sich derselben Sache weihen, für welche Ihr armer Vater den Tod erlitten hat."

„Herr Baron! entgegnete der junge Mann tief bewegt, „ich sollte bereits würdig sein, dem großen edlen Bruderbunde anzugehören? Einer der sehnlichsten Wünsche meiner goldenen Jugendjahre ginge dadurch in Erfüllung! Ach — daß das Unglück, welches heute über mich hereingebrochen, mir es unmöglich macht, mich darüber so zu freuen, wie es noch gestern der Fall gewesen wäre!"

„Ich weiß," sagte Eichberg, „daß Sie bereits vor drei Jahren an Ihren Vormund, meinen wackeren Freund, Notar Schwarz in Nürnberg, die Bitte stellten, Ihre Aufnahme in den Orden zu erwirken, denn Schwarz ist Maurer. Er holte damals natürlich meinen Rath ein, denn Ihr eigentlicher, von Ihrem Vater noch in seiner Todesstunde, wenn auch nur mündlich bestellter Vormund bin ich. — Ich verneinte! Sie staunen? Erwägen Sie aber ruhig die Gründe, welche mich bestimm-

ten und Sie werden mir Recht geben. Erstens hätte nach unsern unverbrüchlichen Grundsätzen Ihre Aufnahme als minderjähriger Jüngling nur stattfinden können, wenn Ihre Eigenschaft als „Lufton" das heißt als Sohn eines Freimaurers nachgewiesen worden wäre, denn ein solcher darf schon nach zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahre dem Bunde beitreten; dies würde aber nothwendigerweise zu Recherchen Anlaß gegeben haben, welche Ihre eigentliche Abstammung aufdecken mußten, weil, wie Ihnen gewiß nicht unbekannt, vor der Aufnahme eines „Suchenden" dessen ganzer Lebenslauf klar und wahr erhoben wird. Zweitens hatten Sie bis zum heutigen Tage noch gar keine Schicksalsschläge erfahren. Von Kindesbeinen an verlebten Sie ein ruhiges, zufriedenes Leben, blos mit Ihren ernsten Studien beschäftigt, in welchen Sie auch die ersprießlichsten Fortschritte gemacht haben, so daß Sie einst zu den Zierden deutscher Gelehrsamkeit ganz sicher zählen werden. Auch Ihr moralisches Verhalten war stets tadellos, Ihre Ehrbarkeit und Sittenstrenge aber eigentlich bisher keine Tugend, weil Sie in dieser Richtung noch nie auf die Probe gestellt wurden. Das, was man tugendhaft nennt, sind Sie bisher mehr aus Gewohnheit gewesen, als aus innerer Ueberzeugung; Sie haben, von einem edlen, unersättlichen Wissensdurst geplagt, sich niemals Zeit genommen, dem Beispiele ihrer Cameraden zu folgen, nämlich die Tollheiten des Burschenlebens mitzumachen und sich dabei im wüsten Sinnestaumel der Gefahr eines Schiffbruches Ihrer theoretischen Moral auszusetzen. Und als Sie vor ein Paar Monaten nach Wien kamen, umsteuerten Sie durch Ihre erste Liebe zu Hermine von Ostenrieb glücklich den Strudel jener sinnverwirrenden Lebenslust, welche in der Kaiserstadt von Oben herab als Mittel des Despotismus mit macchiavellistischer Schlauheit begünstigt und gehätschelt wird, weil entnervte, mattäugige Lüstlinge leichter zu beherrschen sind, als Männer, deren Adern ein Blut voll Muth und Kraft durchströmt, deren Nervensaft nicht schon im Jünglingsalter vergeudet wurde im flüchtigen zwecklosen Genusse des Augenblicks, als Männer, denen das Herz voll im Busen schlägt, als Männer, welche das Haupt stolz und aufrecht tragen im Bewußtsein innerer Freiheit."

„Ich muß offen gestehen, fuhr der Greis nach einer kurzen Pause fort, „daß der Zufall, der Sie in Ostenried's Haus brachte, mir sehr, sehr ungelegen kam. Denn nicht nur, daß ich scharf beobachten wollte, wie Sie sich den Verführungen unserer genußsüchtigen Welt gegenüber verhalten würden — ich gestehe offen, daß ich im Sinne hatte, Sie zu

diesem Zwecke mit den schönsten, aber zugleich auch sittenlosesten Weibern unserer daran, leider Gottes, überreichen Haute volée in Berührung zu bringen — lag mir auch die Absicht: Ihnen jenen grausamen Schmerz zu bereiten, den Sie in Folge der heutigen Enthüllungen und des daraus mit Ihrer innigen Herzensneigung nothwendig entstehenden Conflictes empfinden mußten, vollkommen ferne. — So geht es aber, wenn der schwache, kurzsichtige Mensch hiernieden der göttlichen Vorsehung freventlich und vermessen in das Handwerk zu pfuschen wagt. Bis zu Ihrer Ankunft in Wien, also seit einundzwanzig Jahren, hat der liebe Gott mich mein Amt als Ihr Beschützer, als der Lenker Ihres Geschickes vollziehen lassen, ohne daß dabei nur eine einzige meiner Combinationen und Erwartungen fehlgegangen wäre. Um so schmerzlicher berührt es mich daher, daß im letzten Momente durch Amor's Schelmerei in Ihrem Herzen, mein junger Freund, ein solches Unheil angerichtet wurde. Nun ist es aber zu spät; der Liebe und dem Feuer muß man bei Zeiten wehren und Liebe läßt sich so wenig bergen als Husten. — Armer Julius! Was soll nun aus Dir werden?! An Dir hat sich das Sprichwort bewahrheitet:

Was liebt, das betrübt,
Was herzt, das schmerzt!

Ach, wenn Sie mir zürnen, daß ich Sie in diese schreckliche Lage zwischen Pflicht und Liebe gebracht, ich muß es schweigend erdulden, und fast zweifle ich, daß ich annoch das Recht besitze, mich zum Lenker Ihres Geschickes aufzuwerfen, indem ich Sie verleite, Freimaurer zu werden und dadurch in die Fußtapfen Ihres unglücklichen Vaters zu treten! Julius! Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, Sie sind frei!"

„Nein, nein, mein edler Freund und Gönner!" lehnte Dahlberg entschieden ab, „niemals werde ich mein Wort zurückziehen oder brechen. Und dann, Herr Baron, haben Sie nicht meinem Vater feierlich zugesagt, nach Ihrem besten Wissen und Gewissen seine Stelle zu vertreten? Handeln Sie also nicht gegen Ihre Ueberzeugung, indem Sie aus Mitleid die Wunden meines blutenden Herzens schonen wollen. Mein Verhältniß zu Hermine ist durch die Schandthaten ihres Vaters unmöglich geworden; freilich weiß ich in diesem Augenblicke noch nicht, wann und wie ich diese Verbindung ohne Eclat und Scandal lösen soll. Doch dies wird sich finden. Ich habe mein Unglück nicht selbst verschuldet; dieser Gedanke wird mich aufrichten und trösten."

„Brav, brav, mein Junge!“ rief der Baron freudig bewegt nnd umarmte Dahlberg mit inniger Herzlichkeit. „Nun aber,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „müssen wir aufbrechen. Die Brüder, denen ich Sie ohne Verzug vorstellen will, werden Punct zwei Uhr versammelt sein, und unser Weg ist nicht nur zu beschwerlich, sondern auch furchtbar, überreich an Gräßlichem und Entsetzlichem. Nehmen Sie, mein theurer Julius, Ihren ganzen Mannesmuth zusammen; Sie werden seiner benöthigen im vollsten Maße.“

Dahlberg lächelte etwas ungläubig und sagte:

„Ich vermuthe, daß Sie mich in eine geheime Freimaurer-Loge einführen und es ist mir vom Hören-Sagen nicht unbekannt, daß der Profane erst, nachdem er mit verbundenen Augen manche künstlich geschaffene Probe der Geduld und des Muthes abgelegt, die Mysterien des Tempels schauen darf. Ich hoffe nicht, als Feigling mich zu bewähren!“

„Ach, Julius!“ entgegnete Eichberg ernst, „wie matt und erbärmlich steht die kühnste Phantasie jener grauenvollen Wirklichkeit gegenüber da, die Sie alsbald mit offenen Augen schauen sollen. Unser Weg, mein Freund, führt nach den Katakomben!“

„Nach den Katakomben?“ rief Dahlberg, unwillkürlich einen Schritt zurücktretend aus, „wie? die Stätte der Verwesung, jene unterirdischen Räume, deren Alter, Ausdehnung und Tiefe in ein so geheimnißvolles, sagenreiches Dunkel gehüllt ist, die unergründeten Labyrinthe des Todes hätten die Freimaurer von Wien zu ihrem Tempel erkoren?“

„So ist es!“ bestätigte der Baron, „die Verfolgungswuth der Feinde der Aufklärung hat zur Stunde soweit triumphirt, daß die Leuchte der ewigen Wahrheit, welche in unseren Symbolen und Gebräuchen liegt, nur im tiefen Schooße der allgütigen Mutter Erde aufflammen darf für einen kleinen Kreis der Eingeweihten. Die Todten haben uns, die Geächteten, gastlich aufgenommen. Doch kommen Sie, mein junger Freund; die Zeit drängt und ich bin ebenso wenig gewohnt zu warten, als Andere warten zu lassen.“

Der Baron zog die Klingel. — Der alte Diener Hermann trat ein. Er hielt drei Fackeln in der Hand, deren eine bereits angebrannt war. — Der Baron drückte nächst der Eingangsthüre an eine kleine, durch eine Draperie geschickt maskirte Feder; sogleich drehte sich der nebenan befindliche große Wandspiegel nach innen, so daß ein bequemer Eingang sich darbot. — Eine Wendeltreppe wurde sichtbar.

Hermann schritt mit der brennenden Fackel voran, nachdem er an die beiden Herren die anderen zwei Fackeln abgegeben hatte. — „Halten Sie sich nur dicht hinter Hermann, ich selbst werde dann als Letzter nachfolgen," bemerkte der Baron, indem er die geheime Thüre wieder ins Schloß warf, „von hier, dem zweiten Stockwerke meines Hauses, führen im Ganzen einhundertachtundsechzig Stufen in vierzehn Absätzen nach der Tiefe hinab. Wir werden jedoch nicht direct bis in die untersten Räume dringen, sondern vorerst einen kleinen Rundgang durch die oberen Katakomben machen."

Dahlberg berechnete im Stillen bei sich, daß diese Anzahl von einhundertachtundsechzig Stufen beiläufig der doppelten Höhe eines gewöhnlich drei Stock hohen Hauses entspreche. — Als einhundert Stufen zurückgelegt waren, blieb Hermann vor einer schmalen eisernen Thüre stehen, welche in der Wand angebracht war.

„Jetzt wollen auch wir unsere Fackel anzünden," sagte der Baron, während der Diener die gedachte Thüre aufschloß, „verlieren Sie, um Gotteswillen, nicht mich oder Hermann aus den Augen. Sie würden sich in diesem schauervollen Labyrinthe verlieren oder gar in die Tiefe hinabstürzen und jämmerlich zu Grunde gehen."

Diese Mahnung zur Vorsicht war eigentlich überflüssig, denn schon der erste Anblick, der sich Dahlberg beim Eintritte darbot, war ganz geeignet, in ihm Grauen und Entsetzen zu erwecken.

Mit dem ersten Schritte, den er in die Vorhalle der Katakomben gethan, war sein Fuß an einen der vielen Schädel gestoßen, welche in zahlloser Menge auf dem Boden rings umher zerstreut lagen. — Eine ganze Rattenheerde huschte, aufgeschreckt durch das grellflackernde Licht der drei Fackeln, unter die morschen Särge, welche regellos rechts und und links bis an die Decke der Wölbung aufgestapelt waren.

III.

Ein würdiges Kleeblatt.

„Nun? — Wird's einmal?" — Wohin soll ich Ihren Paß instradiren?"

Diese nach königlich baierischer Beamtenmanier in möglichst barschem und unfreundlichem Tone ausgestoßene Frage richtete der sehr ge-

strenge Polizeimeister der Stadt Nürnberg an einen Mann, welcher am nämlichen Tage, nämlich am 17. August 1815, wegen eines groben unsittlichen Verbrechens eine dreijährige Kerkerstrafe abgebüßt hatte und zur sogenannten politischen Verfügung durch einen Landjäger auf das Rathhaus „gestellt“ worden war.

„Könnte ich vielleicht das Vidi nach Wien erhalten?“ frug nach kurzem Besinnen der entlassene Sträfling, welchem die ihm erst heute auf dem Rathhause gewordene Nachricht seiner Freizügigkeit ganz überraschend kam, denn er hatte bisher mit Zuversicht darauf gerechnet, daß man ihn in seine Heimat Westphalen einfach per Schub befördern würde.

„Verstehen Sie denn nicht deutsch?“ grollte der Amtsflegel mit potenzirter Bärbeißigkeit, „überall, wohin Sie wollen, darf ich Ihnen den Paß vidiren, so lautet auf Verwendung des Bischofes von Bamberg die Ordre des Ministeriums in München; nur müssen Sie für immer Baiern verlassen.“

„In diesem Falle,“ entgegnete der entlassene Sträfling mit knechtischer Unterwürfigkeit, „möchte ich meinen künftigen Aufenthalt in Oesterreich nehmen.“

Der Polizeimeister kritzelte ein Paar Worte auf den vor ihm liegenden Paß und versah denselben mit dem Amtssiegel.

„Daß Sie aber binnen drei Tagen die baierische Grenze hinter sich haben,“ rief der Beamte drohenden Tones. „Vergessen Sie nimmer, daß „man“ für Sie das Aeußerste gethan hat. — Zwei Jahre der Strafzeit wurden Ihnen nachgesehen, Seine Majestät der König wies Ihnen allergnädigst hundert Gulden Reisegeld an, und Sie können auf eine kleine regelmäßige Unterstützung rechnen, wenn Sie in Zukunft sich ordentlich benehmen und schweigen, Sie verstehen mich ja — schweigen. Es wird nur Ihre Schuld sein, wenn sich an Ihnen das Sprichwort: „Reden ist Silber und Schweigen ist Gold“ nicht bewahrheiten sollte. — Ich hoffe übrigens, daß die kleine Lection von drei Jahren auf Sie heilsam gewirkt habe, daß Sie, ein Mann von bereits achtundvierzig Jahren, endlich Vernunft annehmen, und dem Stande, dem Sie angehörten, keine weitere Schande machen werden. — Adieu!“

Der entlassene Sträfling verbeugte sich bis zur Erde und schritt unter zahllosen Kratzfüßen zur Thüre hinaus.

Betrachten wir diesen Mann etwas näher. Für sein von dem Polizeimeister angegebenes Alter sieht er sehr gut conservirt aus; man

möchte ihn höchstens für einen angehenden Vierziger halten, und die runden, wohlgenährten Formen seiner stattlichen Figur lassen vermuthen, daß seine Haft unmöglich durch Fasten und harte, aufreibende Arbeit verschärft gewesen sein konnte. Auch seine Kleidung ist sehr anständig und nach geistlichem Schnitt. Er trägt sich ganz schwarz; sein Gesicht ist sorgfältig glatt rasirt. — Seinem ganzen Aeußeren nach gleicht er einem französischen Abbé, jenen Zwitterdingern zwischen geistlich und weltlich, welche in der bürgerlichen Gesellschaft und namentlich in den Familien schon so viel Unheil gestiftet haben, und im Jahre 1815 als ein unseliges Erbe der Bourbonen=Wirthschaft noch in bedeutender Anzahl aller Herren Länder moralisch unsicher machten.

Der entlassene Sträfling seufzte froh auf, als er das Rathhaus hinter sich wußte. Vergnügt schmunzelnd, betastete er seine Brusttasche, welche die ihm schon im Gefängnisse übergebenen hundert Gulden enthielt. — Nach drei Jahren wieder ein freier Mann, wollte er vor Allem sich ein gutes Frühstück vergönnen.

Mit den Straßen von Nürnberg wohl bekannt, schlug er ohne langes Besinnen vom Rathhausplatze die Richtung nach dem „schönen Brunnen," ein merkwürdiges Meisterwerk aus dem vierzehnten Jahrhunderte, zur Fleischbrücke ein, welche die guten Nürnberger zwar mit Stolz, aber nicht ganz mit Recht der Ponte Rialto Venedigs an die Seite stellen, weil sie gleich dieser aus einem einzigen Bogen besteht.

Am linken Ufer der Pegnitz, welche Nürnberg in der Mitte durchschneidet, und über welche neun Brücken führen, bog er nach dem Museum zu hinter die St. Lorenz Kirche ein, um auf den Theaterplatz zu gelangen, wo sich ein schon damals sehr berühmtes, heute noch zur „Wolfsschlucht" beschildetes Bierhaus befand.

Nürnberg, die erste Handels= und Industriestadt Baierns, beherbergt in seinen Mauern zuverlässig die geringste Anzahl von Bummlern und Müssiggängern im Vergleiche zu allen anderen deutschen Städten. Ein Jeder schafft und wirkt in seiner Sphäre von früh Morgens bis spät Abends. Die öffentlichen Locale sind daher auch blos zu bestimmten Stunden voll besetzt und nur der Fremde darf sich erlauben, „außer der Zeit" ins Wirthshaus zu gehen; der Einheimische brächte sich dadurch unfehlbar in großen Mißcredit.

Als der entlassene Sträfling die „Wolfsschlucht" betrat, es war gegen zehn Uhr Morgens, fand er daher das große Gastzimmer

gänzlich leer. Aus der hinteren Stube, welche nach dem Hofe zu liegt, und woselbst auch tagsüber ein trauliches Dunkel herrscht, vernahm er jedoch eine ihm nicht unbekannte Stimme. Noch unschlüssig, ob er weiter gehen oder im ersten Zimmer Platz nehmen solle, ward er plötzlich bei seinem Namen gerufen.

„Oh, was seh' ich!" krächzte eine rauhe, heisere Stimme, „nur herein spaziert, wir sind ganz unter uns, Herr Abbé Krunner!"

„Ei der Tausend," rief der entlassene Sträfling erfreut, „welch' sonderbarer Zufall! Es ist schon lange her, daß wir uns nicht mehr sahen, Herr Schliper."

„Ueber zwei Jahre," entgegnete der Mann mit der Rabenstimme, „ich hatte nur mehr acht Monate abzusitzen, als sie im Schoffelkitt verschüttet (in's Zuchthaus eingesperrt) wurden. Nun will ich Ihnen aber meine zwei Freunde hier vorstellen. Hier Herr Johann Pfeiffer, Kunst-Graveur aus Berlin, hier Herr Moises Karpeles aus Krakau, ein Mann für Alles."

Der Kunst-Graveur, eine feine elegante Erscheinung, sowie der „Mann für Alles," welcher in seinem Aeußeren gleichfalls ganz anständig aussah, erhoben sich etwas von ihren Sitzen, um die kurzen Verbeugungen, welche der Abbé bei der Vorstellung ihnen gemacht, entsprechend zu erwidern. — Herr Schliper, welcher bisher das Wort geführt, stach etwas auffallend von den Uebrigen sowohl durch seine Erscheinung, als etwas ungeschlachteten Manieren ab. Er war eine echte Bassermann'sche Gestalt, das leibhaftige Ur- und Musterbild eines geborenen „Wühlhuber."

Der Abbé fühlte sich Anfangs etwas unbehaglich, da er nicht wußte, ob der Graveur und der Jude, gleich Schliper und ihm, bereits „Zuchthaus gesessene" Leute seien, vor denen man sich nicht zu geniren brauchte, oder ob er es mit Profanen der Kochemerkunst (der Spitzbüberei) zu thun habe.

Es entspann sich jedoch bald ein gegenseitiges Gespräch, woraus Krunner zu seiner Beruhigung entnahm, daß er in ein „würdiges Kleeblatt" gerathen sei. Die Stimmung unter den vier Männern wurde immer heiterer und lebhafter. — Schliper, der mit stillschweigender Zustimmung seiner Zechgenossen das Präsidium führte, machte den Vorschlag, daß ein Jeder der Anwesenden in bündiger Kürze seinen Lebenslauf zum Besten geben solle. Dieser Vorschlag wurde mit Acclamation aufgenommen. Der Kellner mußte eine ganze Kanne Bier herbeischaffen,

um dann ohne alle Störung sich den bevorstehenden biographischen Genüssen hingeben zu können.

Schliper ertheilte das Wort zuerst sich selbst, weil, wie er vorausschickte, seine Geschichte wohl die kürzeste von allen sein werde. Er begann:

„Ich weiß weder wann, noch wo oder von wem ich geboren wurde; ebenso wenig weiß ich, wohin ich eigentlich zuständig bin, und wie soll ich es wissen, da seit dreißig Jahren die unzähligen Behörden, mit denen ich in Conflict kam, es zur Stunde selbst nicht wissen. — Alle diese Lappalien haben mir auch mein Leben lang noch keine Scrupeln gemacht; ich beschäftige mich daher stets nur mit der Frage, von was leben? Und wie ich diese Frage gelöst, davon könnten meine, in aller Herren Ländern zerstreuten Proceß-Acten manchen interessanten Aufschluß geben. Im Ganzen hatte ich aber stets merkwürdig viel Glück. Nur einmal bin ich wegen Kleinigkeiten wirklich in die Patsche gerathen; bei großen Affairen wußte ich immer geschickt den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und ich habe doch hier und da Abenteuerchen mitgemacht, die dem Caffler (Scharfrichter) Arbeit geben. — So bin ich denn, seit ich zuletzt in Nürnberg gebrummt, stets ein freier Mann geblieben. Nun aber wird das Geld, das ich vor drei Monaten zu Frankfurt in einer Schieferei (Wechselstube) geschoben, so ziemlich alle; es heißt also wieder einmal arbeiten, nur bin ich mit mir noch nicht recht im Reinen, ob ich schrencken (einbrechen), fezzen (auf der Landstraße die Wagenkoffer stehlen), flaggern (brandlegen), freischuppen (falschspielen) oder gar den ersten Besten, bei dem sich's verlohnt, heimthun (tödten) soll. Doch darüber wollen wir später sprechen; vielleicht läßt sich ein Compagnie-Geschäftchen arrangiren. Der Graveur hat das Wort."

„Meine Wenigkeit," begann Pfeiffer, mit einer zierlichen Handbewegung den Stumpf seiner Cigarre bei Seite legend, „wird gleichfalls die Zeit des Herrn nicht allzusehr in Anspruch nehmen. Ich bin erst zweiundzwanzig Jahre alt und zu meinem Unglücke nach dem im vorigen Jahre erfolgten Tode meiner Eltern majorenn gesprochen worden. Von den 30.000 Thalern, die ich ererbte, besitze ich zur Stunde keinen Pfennig mehr und ohne die großmüthige Unterstützung des Herrn Schliper, den ich auf dem Wege von Kassel nach Nürnberg kennen lernte, wäre ich schon längst gezwungen gewesen, meine Prätiosen zu verkaufen. Ich habe Berlin erst vor vierzehn Tagen verlassen, um wegen einiger Wechsel, die ich dort vor drei

Monaten escomptirte, neugierigen Anfragen von Seite der Polizei zu entgehen. — Meine Papiere sind übrigens ganz in Ordnung, nur waltet dabei der einzige Umstand ob, daß sie eigentlich nicht mir gehören; ich möchte deswegen die Herren gebeten haben, in meiner Person der Welt gegenüber den Grafen Adalbert Florencourt aus Belgien zu respectiren."

„Es lebe Graf Florencourt!" riefen mit wieherndem Gelächter die anderen drei Spießgesellen, ihre Gläser erhebend.

Der Berliner that, als ob er diesen Toast im Ernste nehme und dankte mit echt aristokratischer Haltung und Geberde. Pfeiffer besaß in der That ein durch und durch nobles Benehmen, mit welchem auch seine scharf markirten, dabei aber doch sehr fein geschnittenen und ausdrucksvollen Gesichtszüge harmonirten, kurz, an ihm war jeder Zoll Cavalier.

Nun kam an Karpeles, „den Mann für Alles," die Reihe, seinen Lebenslauf zu skizziren.

„Bin ich nicht Jud, bin ich nicht Christ," begann Moises achselzuckend, „weil meine Mutter sich hat vergangen mit einem Gojim, der sie gebracht um die Ehr' und dann verschwunden ist, kan Mensch weiß wohin. — War ich daher immer nur tolerirt „von unsere Leut';" als ich größer geworden, wollt' kan Judenmadl werden das Weib vom unkoschern Bastard und hab' ich müssen erdulden und ertragen ganz unverdient tausend Kränkungen wegen meiner Geburt. — Hab' ich daher Rache geschworen der ganzen Welt, ob Jud ob Christ und bin ich gewandelt von da an schlimme Wege. Hab' ich noch mehr Glück gehabt, als Freund Schlipper, denn war ich ach schon eingesperrt in Frankreich, in Holland, in Belgien, in England, aber kein einziges Mal konnt man herstellen einen Beweis. Will ichs jetzt probiren in Deutschland, wo ich noch nie gekümmen in Conflict mit der Polizei. Jetzt besitz ich ein klanes Vermögen; will ich arbeiten auf der Börs'; kann ich dabei werd'n reich, und vielleicht sogar noch ä gnädiger Herr Baron, wie der Rothschild."

Der Abbé betrachtete den Berliner und den Halb-Juden mit großer Aufmerksamkeit. Diese beiden Persönlichkeiten interessirten ihn im hohen Grade und sein verschmitztes, überaus findiges Gehirn hatte bereits die Grundzüge eines großartigen Planes für die Zukunft ausgeheckt. — Diese Combinationen beschäftigten Krunner derart, daß er die erste Aufforderung des den Vorsatz führenden Vagabunden Schipler, nunmehr seine Erlebnisse zu schildern, ganz überhörte.

Der Berliner und Karpeles betrachteten ihrerseits den Abbé gleichfalls mit lebhaftem Interesse und insbesonders waren sie neugierig, zu erfahren, aus welchem Anlasse der „geistliche Herr" wohl mit dem Gesetze in Zwiespalt gerathen sein mochte. Die Vertraulichkeit, mit welcher der rohe Schliper den Abbé behandelte, ließ offenbar darauf schließen, daß Krunner nur eines groben und gemeinen Verbrechens wegen bestraft worden sein konnte.

„Meine Herren!" nahm endlich der Abbé auf eine zweite Aufforderung das Wort, „auch meine Lebensgeschichte ist bald erzählt. Wenn man der bösen Welt Glauben schenken darf, so wäre ich der Sohn des Brotherrn meiner Mutter, welche Pfarrerköchin gewesen ist. Jedenfalls dürfte es bemerkenswerth erscheinen, daß ich schon von erster Kindheit an zwei Hauptpassionen litt, nämlich an einer ganz entschiedenen Vorliebe für geistliche Ceremonien und für Weiber. Auf diese Weise taugte ich weder für den bürgerlichen Stand, noch für den geistlichen. Ich erwählte daher einen Mittelweg, indem ich blos die ersten Weihen nahm und Abbé wurde. Einen großen Theil meiner Jugendzeit verlebte ich in Wien. Gerade jetzt vor zwanzig Jahren übersiedelte ich für geraume Zeit nach Paris, wo ich in einer deutschen Familie als Hofmeister bedienstet blieb. Meine übergroße Neigung für das weibliche Geschlecht, welche sich nicht immer auf mündige Wesen zu beschränken pflegte, zog mir eine Verdrießlichkeit nach der andern zu, so daß ich endlich vor fünf Jahren Frankreich auf Knall und Fall verlassen mußte. Dem Umstande, daß ich mir durch allerlei Gefälligkeiten und Vermittlungen die Gunst eines hohen Kirchenfürsten erworben, verdankte ich es, daß ich bis dahin stets ohne Carambolage mit der Justiz davon kam, sondern höchstens einmal auf vierzehn Tage zur Correction in ein Kloster gehen mußte, was aber für mich stets eine wahrhaft erquickende Erholung, beileibe denn eine Strafe gewesen ist. Mit guten Empfehlungsbriefen ausgestattet, ging ich nach Baiern. Ehe vierzehn Tage um waren, hatte ich bereits wieder einen prächtigen Hofmeisterposten inne, und nach sechs Wochen hatte ich mir durch meine Dienstfertigkeit und Geschicklichkeit in gewissen Negociationen mehrere hohe Gönner erworben, deren Namen zu verschweigen natürlich die Klugheit gebietet. — Mit großen Herren ist jedoch nicht gut Kirschen zu speisen. — Einer meiner Protectoren, in den Augen der Welt ein äußerst frommer, ja heiliger Mann, im Geheimen aber der ausgelassenste Lüstling, denn ich je kennen gelernt, cultivirte mit einer sehr hübschen jungen Dame, welche ihm die Hälfte seiner Revenuen kostete, ganz ver-

borgen eine Liaison. Ich, der Zwischenträger, machte mir meine Stellung zu Nutzen, und Madame, ich wiederhole, daß die Namen nichts zur Sache thun, und Madame fand an mir weit besseres Gefallen, als an dem alten, abgelebten, triefäugigen Köter. — Durch eine verrätherische Zofe bekam der grauköpfige Othello Wind von dem ihm gespielten Betruge. — Er brütete über Rache, aber nicht gegen sie, die Ungetreue, die er in seiner tölpelhaften Verblendung als Verführte betrachtete, sondern nur mich, mich, den Verführer, allein sollte die ganze Wucht seines Zornes treffen. — Er ließ mir eine Falle stellen und ich war wirklich so ungeschickt, von dem verlockenden Specke zu naschen. Der alte Seelengauner baute nämlich auf meine Schwäche für das weibliche Geschlecht. — Doch wozu des Langen und Breiten; kurz, ich wurde mehrfach überwiesen, das Wort Christi: „Lasset die Kleinen zu mir kommen“ auf eine von dem weltlichen Gesetze streng verpönte Weise interpretirt zu haben. Das Geschwornengericht gab mir Zeit, fünf Jahre fern von der sündigen Welt nachzudenken, wie unklug es sei, der Geliebte der Geliebten eines hohen Herrn zu sein. — Uebrigens habe ich nur drei Jahre im Kerker zugebracht und es erging mir, die Freiheit abgerechnet, gar nicht so übel darin. Ich vermuthe, daß Madame mir ihren Schutz insgeheim angedeihen ließ — nun ja, gutmüthig sind sie Alle, sagt schon Schiller, und der Mann verstand sich doch auch etwas auf die Frauen.“

„Streng genommen,“ schloß Abbé Krunner seine vom schamlosesten Cynismus getragenen Mittheilungen, „streng genommen bin ich nur ein Opfer des widernatürlichen Cölibats. Mein angebornes Temperament ist nun einmal vorwiegend sinnlich und das Kloster, in welchem ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre mich befand, war sicherlich der letzte Ort, um meine üblen Neigungen auszurotten. Doch, meine Herren, befassen wir uns nicht länger blos mit unseren einzelnen Personen. So viel ich aus dem Gehörten vernehme, ist Jeder von uns bemüßigt, auf die Sicherung seiner Zukunft zu denken. Der Zufall hat uns Vier hier zusammengeführt. Ich sehe darin einen Fingerzeig, daß wir uns nicht wieder in alle Winde zerstreuen, sondern beisammen bleiben und eine feste Allianz schließen sollen.“

„Gilt!“ riefen die drei Zuhörer des Abbé wie aus einem Munde. Die vier Biedermänner reichten sich die Hände. — Der Bund des „würdigen Kleeblattes“ war besiegelt.

„Vor Allem,“ nahm Krunner das Wort, als jeder der vier Alliirten auf das gemeinsame Wohl ein Töpfchen Bier bis auf die

Nagelprobe geleert hatte, „vor Allem müssen wir in's Reine kommen, wohin wir uns von Nürnberg aus wenden. Ich für meinen Theil muß nach Wien und ich bin der Ansicht, daß wir Alle dahin reisen."

„Warum gerade nach Wien?" frug der falsche Graf Florencourt, der ursprünglich im Sinne gehabt hatte, in Schliper's Gesellschaft nach Baden-Baden oder Homburg zu reisen und dort auf der Fortuna Gunst zu speculiren.

„Aus sehr triftigen Gründen," entgegnete der Abbé, „erstens ist mein Paß bereits dahin instradirt, und zweitens hoffe ich dort die Protection eines sehr großen Herrn, nämlich des allbekannten Staatsrathes von Ostenried für uns auszubeuten. Dieser Herr steht noch seit dem berüchtigten Jacobiner-Processe, der im Jahre 1794 in Wien abgethan wurde, in meinem Schuldbuche und er wird sich der Consequenzen meiner damaligen Mithilfe nicht leicht entschlagen können."

„Ei, das wäre!" rief der Berliner; „ich bin noch zu jung, um aus eigener Erfahrung sprechen zu können, aber ich erinnere mich, daß in unserer Familie sehr oft davon die Rede war, weil meiner Mutter Vater damals sich in Wien aufhielt und in dieser fatalen Affaire auf ein Haar die Freiheit eingebüßt hätte."

Abbé Krunner schmunzelte pfiffig und mit den Augen zwinkernd sagte er:

„Je nun! Was diesen Jacobiner-Proceß anbelangt, so wäre wohl nicht bald Jemand im Stande, darüber so umfassenden und richtigen Aufschluß zu geben, als ich, denn, wie gesagt, Herr von Ostenried, damals noch ein winziger Beamter, war der Arrangeur des Ganzen und meine Wenigkeit sozusagen die rechte Hand dabei. Es fällt mir aber nicht bei, Dinge auszuschwatzen, die mir noch heute den Hals kosten könnten. Reden wir lieber von etwas Anderem."

Durch diese Zurückhaltung hatte aber der Abbé die Neugierde seiner Zuhörer erst recht gereizt, obwohl dies durchaus nicht in seiner Absicht lag.

Sowohl Schliper, als auch der Berliner und der Halb-Jude drangen lebhaft in ihn, über den einmal angeregten Gegenstand Näheres mitzutheilen. Alle Drei schwuren hoch und theuer, sich eher die Zunge ausreißen zu lassen, bevor sie nur einziges Wort des Vernommenen unrechten Ohren mittheilen würden.

Der Abbé schätzte zwar die feierlichen Zusagen nach ihrem wahren Werthe, aber da er andererseits wohl wußte, daß eine unbedingte Weige-

rung ihm seinen neuen Genossen abwendig machen, wo nicht gar zu einem offenen Streite führen würde, so beschloß er, über den in Rede stehenden Proceß in soweit Mittheilungen zu machen, als weder er noch Herr von Ostenried dadurch unmittelbar bloßgestellt erschienen.

IV.

Der Jacobiner-Proceß in Wien.

„Wir haben noch,“ sagte Krunner, nach der großen Wanduhr zwischen den Fensterpfeilern blickend, eine volle Stunde bis auf Mittag, wo sich dann diese Räume wie mit einem Zauberschlage füllen werden. Diese Frist dürfte genügen, um Euere Neugierde, meine Herren, wenigstens halbwegs zu befriedigen. Also hört!“

„Stoff, Stoff!“ schrie der stets durstige Schliper, mit der gänzlich leeren Bierkanne einen Heidenspectakel auf dem Tische machend. Als der Kellner das über drei Maß hältige Blechgefäß wieder bis an den Rand gefüllt beigestellt und dann in das vordere Zimmer sich zurückgezogen hatte, begann der Abbé wie folgt:

„An einem schönen Morgen des Monats August 1794, also heute, wo wir 1815 schreiben, gerade vor einundzwanzig Jahren verbreitete sich in Wien urplötzlich das Gerücht, daß in der Nacht eine große Anzahl von Verschwörern von der Polizei eingezogen worden sei. Die Aufregung, welche diese Sensationsnachricht in allen Schichten der Bevölkerung verbreitete, brachte eine allgemeine Panique hervor, als noch an demselben Tage das Militär Befehl bekam, alle Posten, welche seit einiger Zeit wegen schwacher Garnison unbesetzt geblieben waren, allsogleich wieder zu beziehen. Die Stadtthore wurden, was seit einem Jahrhunderte nicht mehr der Fall gewesen, ausgebessert und zum Verschließen eingerichtet; die Kanonen vor der Hauptwache auf dem Hofe und in der Burg wurden mit Demonstration Angesichts des Publicums mit Kartätschen geladen und an die ganze Besatzung scharfe Patronen ausgetheilt. Patrouillen von Polizei und Militär durchstreiften lauernd Stadt und Vorstädte, mit einem Worte, man betrug sich so, als wenn eine feindliche Armee vor den Thoren stünde, oder hunderttausend Aufrührer in der Stadt selbst im Begriffe stünden, aus allen Ecken loszubrechen.

„Die guten Wiener sahen sich erstaunt und betroffen an. Jedermann frug, was wohl das Alles zu bedeuten habe, aber Niemand vermochte eine nur halbwegs vernünftige Antwort zu geben. Endlich, nach ein paar Tagen, wurde von der Behörde das Gerücht ausgestreut, daß die eingezogenen Verbrecher lauter Jacobiner wären, welche eine große Revolution veranstalten wollten. Man heftete der leichtgläubigen Menge die Mähre auf, daß die Jacobiner die Schlagbrücke zwischen der Stadt und Leopoldstadt durch in die Pfosten gegrabenes Pulver in die Luft zu sprengen beabsichtigen, um die Verbindung dieser beiden Stadttheile zu hemmen. Ferner sei der Anschlag entdeckt worden, das Holz auf sämmtlichen Holzlegestätten zugleich anzuzünden, daß dann bei der allgemein entstehenden Verwirrung die Revolution unter dem Geschrei: „Es lebe die Freiheit!" ausbrechen, die kaiserliche Familie ermordet, der Adel und die begüterten Bürger, welche als aristokratisch gesinnt bekannt wären, ausgeplündert werden sollen. Die zu Tod erschreckte, friedliche und lebenslustige Bevölkerung Wiens segnete und kreuzte sich vor allen diesen Gräuelthaten. Aber als die erste Bestürzung etwas vorüber war, schien es doch dem gesunden Sinne der Massen etwas unbegreiflich, wie und durch wen diese Revolution hätte bewirkt werden können, da man bisher nicht das Geringste davon gehört hatte. Kein Einziger unter den Hunderttausenden der Kaiserstadt konnte behaupten, zu einer Revolution nur auf die entfernteste Weise aufgefordert worden zu sein, oder auch nur dabei seiner Zeit mitzuwirken, während — dies begriff ein jedes Kind — ohne Mitwirkung des größten Theiles der Einwohner ein so großes Werk unmöglich ausgeführt werden konnte.

„Der vernünftigere Theil des Publicums, freilich nur der kleinste, begann daher alsbald an den ausgestreuten Gerüchten zu zweifeln und bildete sich seine Meinung, welche dahin lautete, daß der ganze Spuk nichts sei als eine Erfindung der geheimen Polizei, welche den jungen, noch unerfahrenen Kaiser Franz mit Schreckbildern zu ängstigen suchte, um ihm zu beweisen, wie nützlich und nothwendig zu seiner und des Staates Sicherheit eine allmächtige geheime Polizei sei, und um ihm zugleich begreiflich zu machen, von welch' klugen, wachsamen und thätigen Männern diese Anstalt geleitet werde. Zugleich wollte die Reaction in der Entdeckung einer Verschwörung das geeignetste Mittel erkennen, alle jene Männer, welche noch von dem Geiste der Josefinischen Regierung beseelt waren, mit einem Schlage aus dem Amte zu entfernen, oder doch dem Kaiser gegenüber vollends in Mißcredit zu bringen.

„Die Unzufriedenheit war in Oesterreich im Jahre 1794 eine ziemlich allgemeine und mochte der Regierung schwere Sorgen bereiten. Ungeachtet des durch Kaiser Leopold II. eingeführten Zwanges im Reden und Schreiben herrschte doch noch immer die unter Josef eingewurzelte Gewohnheit, über politische und religiöse Gegenstände seine Meinung frei heraus zu sagen. Der Krieg gegen Frankreich war auch, unter uns gesagt, ganz geeignet, alle redlichen, vernünftigen und wahren österreichischen Patrioten mißvergnügt und höchst besorgt zu machen. Der Ausgang dieses Krieges war, ohne die Gabe der Weissagung zu besitzen, mit so ziemlicher Bestimmtheit vorauszusehen, wenn man nur einige Kenntnisse in der Geschichte besaß. Denn diese bietet uns zahllose Beispiele dar, daß eine ganze Nation, der es ernstlich darum zu thun war, ihre Freiheit zu erlangen, dieselbe auch errungen und behauptet hat. Dagegen findet man kein einziges Beispiel, daß eine solche Nation, wenn sich auch die größte Macht gegen sie vereinigte, unter das Joch, das sie einmal abgeschüttelt hatte, wieder gebeugt werden konnte. Es ließ sich also nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit schließen, daß Dasjenige, was hundertmal geschah, sich eher wieder ereignen werde, als Dasjenige, was noch nie erfolgt ist, wenn es auch in die Reihe der möglichen Dinge gehört. Man konnte also Hundert gegen Eins wetten, daß Frankreich gegen alle Coalationen der Welt als Republik sich behaupten werde. Ferner leuchtete es allgemein ein, daß die österreichische Monarchie gar nichts gewinnen konnte, wenn gegen alle Wahrscheinlichkeit die Bourbonen wieder in Frankreich mit Waffengewalt eingesetzt wurden; denn der Krieg entvölkerte das Kaiserreich, und das ohnehin spärliche Baargeld strömte auf Nimmerwiedersehen aus dem Lande.

„In Folge der, wie gesagt, noch seit Kaiser Josef üblichen Redefreiheit wurden diese und ähnliche Bemerkungen von einigen der angeblichen Jacobiner theils an öffentlichen Orten, theils in Gesellschaften laut, worüber sich freilich die sogenannten Erzpatrioten, welche keinen andern Wunsch hegten, als die Josefinische Zeit aus der Weltgeschichte zu streichen, vor frommer und loyaler Entrüstung bekreuzten. Die Freisinnigen, welche ihren Widerwillen gegen die Fortsetzung des Krieges mit Frankreich kund gaben, begingen aber noch ein anderes, in den Augen des Hofes, des Adels und der Geistlichkeit ganz unerhörtes Verbrechen — sie wagten es auch, den Wunsch auszusprechen, daß die unumschränkte Monarchie eine feste, dauerhafte Constitution erhalte und das Volk selbst über Krieg und Frieden zu entscheiden habe.

„Indessen war die geheime Polizei in Oesterreich zu einer förmlichen politischen Inquisition ausgeartet, und Jedermann, der nicht die Gabe besaß, seine bessere Gesinnung zu verläugnen, wurde in den Argwohn gefährlicher Anschläge gebracht und in das „schwarze Buch“ des Polizeiministers eingetragen. Es mußte übrigens ein Vorwand gefunden werden, alle gefährlich scheinenden Männer als wirklich gefährlich einzuziehen.

„Kaiser Franz hatte an seine Minister bereits wiederholt die Frage gestellt, wer den eigentlich die Urheber der Verschwörung seien, welche in seinen Staaten bestehen sollte? Da die Polizei als eine eigene, dem Kaiser unmittelbar unterstehende Hofstelle eine unumschränkte Macht besaß, so ließ man also ohne Weiteres eine Menge angeblicher Jacobiner gefänglich einziehen, zum Beweise, daß die Schreckbilder, mit denen man den Monarchen fortwährend ängstigte, denn doch nicht aus der Luft gegriffen seien. Bei den ungeheueren Mitteln aller Art, über welche Graf Pergen und dessen Adlatus, Graf Saurau, als Chefs der Polizei, verfügten, war es leicht, diesen Verhaftungen einen Anstrich von großer Wichtigkeit zu geben, und man zog einen mystischen Vorhang über das Ganze, um das große Publicum glauben zu machen, es stäcken große Dinge dahinter. — Um die Welt in diesem Wahne zu bestärken, konnte man sich mit den in Wien vorgenommenen Arretirungen nicht begnügen. Es wurden daher in Ungarn, Galizien, Steiermark, Kärnten und Krain noch eine Menge Leute, welche durch freie Reden, den Argwohn jacobinischer Grundsätze gegen sich erregt hatten, unter dem Vorgeben eingezogen, daß sie mit den in der Kaiserstadt verhafteten Jacobinern in genauer Verbindung gestanden seien, um in ihren Provinzen das nämliche Feuer der Revolution anzufachen. Ja, man verhaftete selbst in Wien noch mehrere Personen und verbreitete dadurch einen ungeheuren Schrecken, so daß alle vernünftigen Männer, welche sich bewußt waren, sie hätten der Regierung über politische und religiöse Gegenstände nicht aller Orten zu Dank gesprochen, mit Grund befürchteten, es stehe ihnen ein gleiches Schicksal bevor.

„Während man im Publicum noch nicht recht einig werden konnte, was die vielen Verhafteten denn wirklich verbrochen haben mochten, wie sie die angeschuldigten Gräuelthaten hätten ausführen wollen, welche Strafe ihrer harre und dergleichen, setzte man von Seite der geheimen Polizei die Untersuchung auf die strengste, geheimnißvollste Art fort und auf einmal wurde die ganze Welt durch die Nachricht überrascht, daß

Einige der verhafteten Jacobiner zum Tode, die Uebrigen zu langwierigem, strengem Festungsarreste verurtheilt worden seien.“

Nach einer, durch einen langathmigen Trunk ausgefüllten Pause fuhr der Abbé fort:

„Unter meinen Schriften und Habseligkeiten, welche bei einem Freunde in München erliegen und die ich mir nach Wien senden lasse, werden sich noch die ebenso seltenen als sehr interessanten Originalurtheile von damals finden. Ich werde in der Kaiserstadt, wo wir, so Gott will, uns recht behaglich fühlen dürften, wohl eines Tages Zeit gewinnen, Euch diese Documente vorzulesen. Die Urtheile selbst lauteten wahrhaft barbarisch, und verhältnißmäßig kamen Diejenigen, welche man kurzweg aufknüpfte, noch gut davon. So erinnere ich mich, daß z. B. der Freiherr Andreas v. Riedl, ein Mann von mehr als vierzig Jahren, zu sechzig, sage sechzig Jahren schwerstem Gefängnisse zweiten Grades verurtheilt wurde, was einem Witzbolde zu dem Ausrufe Anlaß gab: „Ja, das hält der Mann gar nicht aus!“ — Außerdem beging man die Grausamkeit, den Delinquenten noch durch die Schwertgasse an dem Hause vorbei, wo er gewohnt hatte, zu führen, um ihn durch diesen Anblick „noch extra“ zu strafen!

„Die Art und Weise, wie die Untersuchung gegen die angeblichen Hochverräther geführt wurde, ist übrigens, natürlich nur unter uns gesprochen, der beste Beweis, daß die ganze Sache blos eine Erfindung von Seite Derjenigen war, welche den Kaiser überzeugen wollten, daß die Polizei eine unumschränkte, tyrannische Macht besitzen müsse, wenn die Sicherheit des Thrones und die Erhaltung der Ruhe nicht gefährdet werden solle.

„Vor Allem ist es äußerst bedenklich, daß die geheime Polizei selbst, ohne Beisein eines eigentlichen Gerichtsbeamten, die ganze Voruntersuchung leitete, und daß, als der Proceß schon nahe zum Abschlusse gediehen war, die Weiterführung einer nur aus zwei Untersuchungs-Commissären bestehenden Commission übergeben wurde, welcher der Adjunct des Polizeiministers, Graf Saurau, stets selbst präsidirte, folglich Kläger und Richter in seiner Person vereinigte, während nach dem Gesetze ihm nur das Amt des ersteren, aber nie das des letzteren zukommt. Diese Commission verfuhr bei ihren Arbeiten nicht allzu gewissenhaft. Die Verhöre glichen auf ein Haar der spanischen Inquisition zu deren schlimmsten Zeiten. Wochen, ja Monate lang blieben die Gefangenen ohne Verhör, bis es endlich beliebte, über die sogenannten Generalien ein Protokoll aufzunehmen, ohne aber die eigentliche Ursache,

warum der Mann verhaftet war, irgendwie zu berühren. Erst bei einem folgenden Verhöre frug man ihn, warum er im Gefängnisse sitze. Gab der Angeklagte dann natürlich die Antwort, das sei ihm nicht bekannt und er wünsche und hoffe endlich, diese Ursache zu erfahren, so hieß es stets: „Man wird Ihnen Tinte, Feder und Papier geben, damit Sie aufschreiben können, was Sie verbrochen haben!“ — Erwiderte der Unglückliche, daß er sich keines Verbrechens bewußt sei, mithin weder mündlich noch schriftlich ein Geständniß ablegen könne, so bedeutete man ihm: „Er solle sich nur recht besinnen, es würde ihm schon etwas einfallen.“ Erhob dann der Gefangene darauf die Einwendung, daß nach den Gesetzen kein Inquisit verbunden sei, sein eigener Ankläger zu sein, so ließ man ihn hart an: „Er habe dem Gerichte keine Form vorzuschreiben, wie es verfahren müsse! Wolle er nicht sagen, was er verbrochen habe, so würde die Strafe nur um so ärger ausfallen; denn gestraft würde er auf jeden Fall werden, er möge nun bekennen oder nicht!“

„Diese Abweichung von aller rechtlichen Form, diese nach der in Oesterreich bestehenden Gerichtsordnung auf ungesetzliche Weise zusammengesetzte Commission erweckte im Publicum schon damals den gegründeten Verdacht, daß die Polizei ihrer Sache nicht sicher sei, weil sie dieselbe nicht dem gewöhnlichen Laufe überließ und Graf Saurau zwei der in Wien übelberüchtigsten Menschen, nämlich den Magistratsrath Martinoli und den dem Hofkriegsrathe zugetheilten Stabsauditor Orlandini in die Commission aufnahm. Ersterer war, wie die ganze Welt wußte, ein Schuldenmacher, der schon öfters in Concurs gerathen, ein Dieb, der bei einer Hausuntersuchung achthundert Gulden stahl, ein nachlässiger Beamter, ein Schlemmer und Wüstling der gemeinsten Art; Orlandini war zwar kein so unfläthiges Scheusal, wie Martinoli, aber der blutdürftigste Mensch, den je die Erde hervorgebracht, und der kein größeres Vergnügen kannte, als ein Todesurtheil auszusprechen. Dabei war Orlandini servil bis zum Ekel seiner eigenen Vorgesetzten und außerordentlich beförderungslustig. Eine Commission, die aus solchen Männern bestand und wobei der Hauptankläger selbst präsidirte, hatte nothwendig nicht blos den Schein, sondern sogar den gegründeten Verdacht der höchsten Parteilichkeit wider sich. — Merkwürdig ist es ferner, daß die Polizei sich gar so heftig dagegen stemmte, daß die Revision dieses Processes durch das Staatsconseil geschehe, das auch wirklich nie die Akten zu Gesicht bekam.

„Merkwürdig sind auch die notorischen Aeußerungen einiger Räthe, welche mit in jenen Commissionen saßen, welche der Form wegen als höhere Instanz, also gleichfalls nur zur Umgehung der competenten Gerichtsbehörden, der Mehrzahl nach aus servilen und bereitwilligen Elementen zusammengesetzt worden waren. So sagte z. B. ein Hofrath zu dem Verwandten eines der Verurtheilten: „Ich kann Ihnen nichts mehr sagen, als — man wollte Strafbare finden!" Ein anderer Hofrath gab zur Antwort: „Ich habe meine Pflicht erfüllt und stimmte nach meinem Gewissen. Ich fand die Angeklagten unschuldig. Man wird mich oben freilich schief dafür ansehen, aber es sei!" Ein Dritter rief sogar heftig aus: „Ich begreife gar nicht, wie sich Graf Pergen in einen solchen Dr . . mischen konnte. An der ganzen Sache ist ja nichts." — Und Graf Pergen entschuldigte sich bei der Gattin eines solchen unglücklichen Schlachtopfers mit den Worten: „Ich bin unschuldig!" — Höchst bezeichnend ist endlich auch der Trost, den der Kaiser einem Verwandten des vorerwähnten Baron Riedl gab: „Gedulden Sie sich," sagte der Kaiser; „'s ist ja schon zu Ende und es wird ohnedies nicht viel ausfallen!" *) Also selbst der Monarch wußte nichts Genaues von dem Processe; er glaubte, als er schon zu Ende war, daß die Strafen nicht groß sein würden! Kein Mensch, der mit den Verhältnissen näher vertraut war, konnte sich des Verdachtes erwehren, daß die theils geköpften, theils gehenkten, theils lebenslänglich eingesperrten sogenannten Jacobiner wohl unschuldig verurtheilt worden sein mögen. — Außerdem fielen noch ein paar Dinge allgemein auf. Jedes Urtheil lautete, daß die Strafe wegen Staats- und Landesverrath erkannt worden, aber in keinem einzigen wurde angegeben, worin dieses Verbrechen bestand. Ferner, als der Proceß beendet war, wurden sämmtliche Akten, statt, der Ordnung gemäß, bei dem Criminal-Senate offen aufbewahrt zu werden, versiegelt in das Archiv der geheimen Polizei niedergelegt, damit ja Niemand je erfahre, wie es eigentlich bei diesem Processe zugegangen sei."

Der Abbé feuchtete abermals seine Zunge mit einem vollen Schoppen Bier an und wollte weiter erzählen.

Durch das viele Getränke gesprächig gemacht, war er, wie wir aus der letzten Mittheilung entnehmen, eben im besten Zuge, vielleicht noch mehr auszuplaudern, als sich für ihn mit der Klugheit ver-

*) Alle hier angeführten Aeußerungen und Umstände sind authentisch.

trug, als zum großen Verdruße seiner Zuhörer sich das Locale wie auf Commando mit Gästen zu füllen begann. Die Glocke hatte die zwölfte Mittagsstunde geschlagen. Das „würdige Kleeblatt" beeilte sich nun, seine Zeche zu begleichen und sich weiter zu trollen. Die vier Männer schlugen den Weg zur sogenannten Rosenau, dem beliebtesten Spaziergange der Nürnberger, ein, um im Freien wegen ihrer bevorstehenden Reise ungestört weiter zu berathen. Sie ließen sich am Fuße einer großen, schattigen Linde im Grase nieder und gingen vor Allem daran, einen Gesellschaftsvertrag abzuschließen. Man war über dessen Hauptpuncte bald einig und die vier Spitzbuben schüttelten zum Schlusse sich die Hände. Als geheimer Chef ward ohne Widerrede der Abbé anerkannt, als er den von ihm ausgeheckten Plan zum Besten gegeben hatte. Dieser Plan bestand im Wesentlichen darin, daß der Graveur in Wien mit dem eines Grafen von Florencourt würdigen Glanze ganz keck in der Gesellschaft auftreten, insgeheim aber seine Kunst zur Verfertigung falscher Bankozettel in Anwendung bringen solle; dem Juden Karpeles fiel in erster Linie die Rolle des Cassiers des „würdigen Kleeblattes" zu, und erklärte er sich bereit, die nöthigen Fonds zu dem beabsichtigten Compagniegeschäfte vorzuschießen. Der Abbé seinerseits war erbötig, seine vielfachen Verbindungen in clericalen und aristokratischen Kreisen im Interesse Aller auszubeuten. Schliper hingegen erhielt vorderhand noch keine bestimmte Rolle zugetheilt; dieser Mann war streng genommen für die anderen Drei nur eine Last, ein Hinderniß, vorderhand wenigstens aber man mußte ihn einmal mit in den Kauf nehmen.

Da es um jene Zeit weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe gab, so mußten sich die vier „Geschäftsfreunde" eines weniger flinken Beförderungsmittels, der Postkutsche, vulgo „die Ordinäre, berühmt durch ihre Schwere," bedienen, um nach Regensburg zu gelangen, von wo aus mit einem sogenannten „Kehlheimer Schiffe" die Reise stromabwärts bis nach Wien zurückgelegt werden sollte.

Die Fahrt der vier Strolche von Kehlheim bis Wien auf dem blos von der Stromkraft getriebenen Lastschiffe nahm eine volle Woche in Anspruch. Das „würdige Kleeblatt" hatte also hinlänglich Zeit, unter der Aegide seines Obmannes, des Abbé Krunner, alle Pläne für die Zukunft vollends ins Reine zu bringen. In dem Wien bereits nahen Städtchen Tulln stieg der Kunstgraveur, für welchen als Pseudo-Graf die Ankunft in der Residenz auf einem Frachtschiffe eben nicht sehr pas-

send gewesen wäre, an's Land, während seine drei Gefährten auf ihrem bisherigen Vehikel weiter fuhren.

Herr Graf Florencout, wie wir bis auf Weiteres den Berliner nennen müssen, vom Gesellschafts-Cassier Karpeles mit einem Vorschusse von fünfhundert Gulden ausgerüstet, nahm in Tulln Extrapost, und kutschirte unter dem fleißigen Tra-Tra der mit doppeltem Trinkgelde honorirten Postillons im Fluge nach der Kaiserstadt, wo er in dem damals bestandenen Hotel „zum Schwan" auf dem Neuen Markte sein Absteigquartier nahm.

Am folgenden Tage, und zwar spät gegen Abends, rückten auch seine Spießgesellen in Wien ein, welche aber, der Verabredung gemäß, in ganz verschiedenen Stadttheilen sich einquartierten. Schliper suchte vorläufig Unterstand in dem Vororte Ottakring und Karpeles quartierte sich selbstverständlich in dem „Klein-Israel" der Residenz, nämlich in der Leopoldstadt, bei einem Glaubensgenossen ein. Der Abbé hingegen hatte schon weit mehr Mühe, zu finden, was er suchte, und Compagnon Karpeles mußte sehr tief in die Tasche greifen, damit der so schön combinirte Plan gerade in der Hauptsache der Realisirung fähig werde.

Unser „würdiges Kleeblatt" benöthigte nämlich um jeden Preis in dem zu jener Zeit noch nicht umgebauten Zwettlhofe auf dem Stefansplatze ein ebenerdiges Geschäftslocal sammt Kellerräume. — Schliper sollte sich nämlich hier als Weinhändler aus dem Auslande etabliren. Bei dieser Gelegenheit kam der ehrenwerthe Abbé zum ersten Male in die Lage, seine früheren Bekanntschaften im Interesse des beabsichtigten Compagniegeschäftes auszubeuten, denn der Zufall wollte, daß er mit dem Geistlichen, welcher die Verwaltung dieser dem Stifte Zwettl gehörigen sehr werthvollen Realität besorgte und im Hause wohnte, im Gymnasium auf derselben Schulbank gesessen hatte. Der Stiftsgeistliche, ein sehr jovialer und gutmüthiger Mann, der sich Krunner's sogleich erinnerte und von dessen bisherigem Treiben keine Kenntniß besaß, empfing den alten Jugendgefährten mit offenen Armen. Der Abbé erzählte ihm eine lange, aber wohlersonnene Fabel, daß er durch Mißgeschicke um das ganze kleine Vermögen gekommen sei, welches er sich als Hofmeister in Paris erworben, daß ihm aber zur Stunde wieder das Glück lächle, wenn er im Stande wäre, ein entsprechendes und nicht allzu kostspieliges Locale aufzutreiben.

„Sowohl in der Champagne als am Rheine," sagte der schlaue Intriguant, „besitze ich einige Freunde, welche bedeutende Weinzüchter

sind und ganz geneigt wären, ein Depot exquisiter Waare hier in Wien zu errichten. Meine Wenigkeit, welche das vollste Vertrauen dieser Herren genießt, hätte unter der Hand das ganze Geschäftchen zu leiten und zu überwachen; ich sage unter der Hand, weil meine sociale Stellung als Abbé es unthunlich erscheinen läßt, daß ich mich offen einem profanen Gewerbe widme. Ein tüchtiger, verläßlicher Leiter dem Publicum und den Behörden gegenüber stünde mir jedoch zu Gebote. Die Hauptschwierigkeit liegt aber jetzt darin, daß ich so ziemlich im Centrum der Stadt einen geeigneten Einlagerungsplatz ausfindig mache, weil unser Artikel nur für reiche und vornehme Leute berechnet ist. Vor Allem müßten die Keller gut und tief sein; auf das Comptoir reflectire ich weniger, denn in Ausschank wird natürlich nichts gegeben, weil nur die Errichtung eines Weindepots zum Verschleiß en gros beabsichtigt ist."

„Nun, das trifft sich ja vortrefflich," meinte der Pater Gerhard, „und es freut mich, daß ich Ihnen einen wahrscheinlich zusagenden Antrag stellen kann. Hier unten im Hofe ist ein kleines ebenerdiges Local frei, zu welchem ein Keller von bedeutender Tiefe und Ausdehnung gehört. Der bisherige Miether, ein alter, kinderloser Witwer, starb vor Kurzem, und die von ihm für ordinäre Thonwaren benützten Räumlichkeiten stehen sogleich zur Verfügung."

Der gute Pater Gerhard hatte dabei auch das Interesse seines Stiftes im Auge, denn der Zins war von dem bisherigen Miethsmanne für das ganze laufende Halbjahr erlegt worden, und der neue Miether mußte natürlich die Quote bis zur nächsten Kündigungsperiode nochmals bezahlen.

„Könnte ich das Local besichtigen?" frug Krunner lauernd.

„Ich selbst will Sie hinabgeleiten," entgegnete Pater Gerhard äußerst zuvorkommend. Der Abbé hatte ihm schon kurz nach der ersten Begrüßung seine Documente sehen lassen, von denen mehrere über seine Leistungen als Pädagoge in der That sehr bestechendes Lob enthielten. Der Stiftsgeistliche glaubte daher einen wahrhaft excellenten Mann vor sich zu haben, welchem unter die Arme zu greifen und auf die Beine zu helfen seine Pflicht als Mensch und Priester erheische.

Krunner mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht die lebhafte Freude seines Innern allzu auffällig zu machen. Das Local, welches ihm der gute Gerhard wies, war für seine Zwecke wie geschaffen; es lag ziemlich abseits in der Ecke des Hofes, war düster, aber geräumig, und unmittelbar aus dem Erdgeschosse führte eine Stiege hinab in den Keller, welcher gleichfalls besichtigt wurde.

Dieser unterirdische Raum war wenigstens dreimal so groß als das Comptoir oberhalb. Sowohl die Wände als die Wölbung waren von jener Schwerfälligkeit und fast übermäßigen Solidität, welche unsere Vorfahren so gerne an ihren Bauwerken bekundeten, ganz im Gegensatze zur Gegenwart, welche nur Luftschlösser und Kartenhäuser zu Stande bringt.

„Dieser Keller," nahm Krunner das Wort, nachdem der die Herren begleitende Hausbesorger mit der Laterne überall herumgeleuchtet, „dieser Keller wird meinem Zwecke ganz gut entsprechen, nur möchte ich daran einige Adaptirungen vornehmen, gegen welche Sie, hochwürdiger Herr, wohl nichts einzuwenden haben werden?"

„Und worin sollen diese Adaptirungen bestehen?" frug Pater Gerhard.

„Ich habe," entgegnete der Abbé mit frecher Stirne, in Frankreich eine ganz eigenthümliche, bisher geheim gehaltene Art und Weise kennen gelernt, Weine auf dem Lager zu ziehen. Diese Veredlungsweise erheischt vor Allem, daß ich hier in dem Boden einige grubenartige Vertiefungen anlege."

„So, so," antwortete Pater Gerhard, der nicht nur ein bedeutender Kenner, sondern auch ein großer Freund des Weines war, mit lebhaftem Interesse, „ich möchte, daß Sie mich in diese Methode auch einmal einweihen, aber auf Eines muß ich Sie wohl aufmerksam machen — vor Allem, wie tief wollen Sie Ihre Gruben hier anlegen?"

Krunner stutzte etwas über diese unvermuthete Frage, faßte sich aber sogleich und sagte: „Höchstens acht bis zehn Fuß."

„Nun, dann ist es gut," meinte Pater Gerhard zustimmend, „mehr als drei Klafter in die Tiefe zu gehen wäre nicht rathsam, und auch für Sie zwecklos, denn höchstens zwanzig Fuß nach unten müßten Sie auf Mauerwerk stoßen."

„Wie so?" frug Krunner mit verstellter G[illegible]

„Nach dem uralten Plane," entgegnet[illegible]ner, „welchen ich in meiner Eigenschaft als Administrator di[illegible]ses verwahre, steht dasselbe im wahren Sinne des W[illegible] den Katakomben. Wenn man also, wie gesagt, hier ti[illegible]s beiläufig zwanzig Fuß graben würde, müßte man aller Wahrschei[illegible] nach auf das oberste Gewölbe jenes unermeßlichen und räthselh[illegible]iches der Todten stoßen, das sich unter einem großen Theile der [illegible] Stadt nach allen Richtungen hinzieht!"

„Puh!" rief der [illegible]h vor erheucheltem Entsetzen schüttelnd,

„Sie machen mir ja ordentlich Angst, hochwürdiger Herr! Bei Gott, fast verspüre ich Lust, auf dieses Local zu verzichten, denn es ist wahrlich nicht angenehm, solche Gesellschaft unter sich zu wissen."

Pater Gerhard in der Besorgniß, daß ihm die in Aussicht stehende Doppelmiethe entwischen könnte, denn im Jahre 1815 war Wohnungsnoth in Wien noch ein unbekannter Begriff, bereute, ausgeschwätzt zu haben, was einer geheimen Instruction zu Folge, welche in dieser Beziehung vom erzbischöflichen Ordinariate erflossen war, der profanen Well nicht auf die Nase gebunden werden sollte. — Es ist nämlich eine Thatsache, daß sowohl von der erwähnten Seite, als auch von den Behörden es von jeher nicht gerne gesehen wurde, daß von der Existenz der Katakomben Wiens allzuviel im Publicum verlaute; so erließ z. B. die oberste Polizei-Hofstelle an die ihr unterstehende Censur wohlseligen Angedenkens den gemessenen Auftrag, weder in den Journalen noch in Bücherform irgend etwas passiren zu lassen, was sich auf die Katakomben Wiens bezöge und sei es auch nur eine streng historische oder technische Notiz.

„Wie kann man denn nur so kindisch sein?!" sagte daher Pater Gerhard lächelnd, „sind Sie denn gar ein solcher Hasenfuß, daß Sie sich vor den Todten fürchten?"

„Sie haben Recht, hochwürdiger Herr!" antwortete Krunner, gleichsam über sich selbst unwillig, „unser Handel bleibt abgeschlossen. Jahreszins vierhundert Gulden, wenn ich recht verstand?"

Der Pater winkte bejahend.

„Nun gut!" fuhr der Abbé fort, „oben in Ihrer Wohnung werde ich sogleich die Miethe für ein ganzes Jahr erlegen. Nun bitte ich aber, den Hausbesorger zu beauftragen, daß mir im Hofe oben ein passender Ort zur Ablagerung des Schuttes angewiesen werde, denn gleich morgen laſſ[illegible] hier unten mit den Arbeiten beginnen."

[illegible] drückte bei diesen Worten dem Hausbesorger sechs blanke Silberzw[illegible] die Hand.

Der gute Pater [illegible] ertheilte dem Diener den entsprechenden Auftrag, und stieg da[illegible] Arm in Arm mit seinem Jugendfreunde die Treppe hinan.

Am folgenden Morgen bereits begannen im Erdgeschosse und im Keller die Adaptirungsarbeiten. Binnen einigen Tagen war Alles in Ordnung, nämlich das Comptoir im Erdgeschosse einfach aber nett eingerichtet und der Keller nach der Länge und Quere mit mehreren fünf

Schuh tiefen Gräben durchzogen, in welche die zu veredelnden Weine in Flaschen nach einem gewissen Systeme mit Zwischenlagen von Sand und Stroh eingelagert werden sollten. Pater Gerhard, welchem Krunner die getroffenen Einrichtungen sehen ließ, wollte zwar nicht recht begreifen, wozu das eigentlich gut sei, aber er besaß als echter Oesterreicher einen solchen Respect vor allen ausländischen Erfindungen, daß er schließlich fest überzeugt war, es müsse etwas Vorzügliches dahinter stecken und er beschloß, sich mit dem Abbé wo möglich auf noch besseren Fuß als bisher zu stellen, um eines Tages hinter dieses Geheimniß der höheren Weinzucht zu kommen.

Der Abbé hatte dem Pater Gerhard nacheinander auch seine Geschäftsfreunde vorgestellt, vor Allem den Grafen von Florencourt, als einen der Hauptmitinteressenten jener französischen Gutsbesitzer, welche in Wien eine lohnende Absatzquelle ihres in Rede stehenden werthvollen Bodenproductes suchten. Karpeles wurde als Reisender und Cassier des stillen Consortiums namhaft gemacht und der Gauner Schliper trat sofort sein Amt als Magazineur an, obwohl die avisirten Sendungen erst in einigen Wochen eintreffen konnten.

Im Laufe der nächsten paar Wochen ließ die Thätigkeit des „würdigen Kleebattes" durchaus nicht nach. — Der Herr Graf, welcher eine sehr elegante Garçon-Wohnung auf dem Graben gemiethet hatte, arbeitete zu Hause von Früh bis in die Nacht, während Krunner, Schliper und Karpeles wo möglich noch eifriger im Keller sich beschäftigten.

Die Arbeit der drei Letzteren bestand darin, ein einziges breites Loch senkrecht nach unten zu graben, und mit dem herausgeschafften Materiale wieder allmälig die übrigen Vertiefungen auszufüllen. — Endlich begann der schwierigste Theil ihres Unternehmens, als sie auf die oberste Wölbung der Katakomben stießen; aber mit eisernem Fleiße und unverdrossener Ausdauer gelangten sie auch hier bald zu ihrem Ziele. Obgleich das Mauerwerk unter ihnen aus Granit zusammen gefügt zu sein schien, brachen sie dennoch binnen sechsunddreißig Stunden eine hinlänglich breite Oeffnung hindurch, um auch einem corpulenten Mann bequem auf einer Leiter das Hinabsteigen in das Innere der Katakomben zu ermöglichen.

„So," sagte der Abbé zufrieden, als er an einem Stricke eine große Laterne in die Tiefe, nämlich in das Innere eines der unzähligen Katakombengänge hinabließ, „der Zugang zu unserem Atelier

steht offen. Einen günstigeren Punct hätten wir wahrlich nicht treffen können. Und nun, Freund Karpeles, gehen Sie zum Grafen, um ihn hierher zu bieten; hoffentlich wird er mit seiner Aufgabe bereits zu Ende sein. Ich bin neugierig, ob ihm die Stanzen der hundert Guldenscheine wirklich so gelungen sind, wie er noch gestern behauptete. Später werden wir uns auch an ausländische Noten, ja sogar an Staatspapiere wagen. — Ich hoffe, daß unser Programm auch in Zukunft in allen Theilen so gelingen werde, wie es bisher der Fall gewesen."

„Thut auch wahrlich Noth," bemerkte der „Mann für Alles," sich hinter den Ohren kratzend, „mehr als zwei Tausend Gulden, das heißt ein gutes Drittheil meines Vermögens sind bereits daraufgegangen für die Vorauslagen. Gibt schrecklich viel Geld aus, der Herr Graf!"

„Nur keine Sorgen, mein Lieber," beruhigte der Abbé, „schon der erste Versuch wird Ihnen Ihr Geld zehnfach ersetzen."

Achselzuckend trollte sich Karpeles von dannen. — Der Abbé und Schliper gingen nun daran, die nöthigen Utensilien, darunter auch einen zerlegbaren Tisch, nach den Katakomben zu schaffen, um, sobald der Pseudo-Graf und der „Mann für Alles" eingetroffen sein würden, sofort mittelst einer bereit stehenden Handpresse den Abdruck zu beginnen.

Bevor ein Stündchen verging, trafen auch die Erwarteten pünctlich ein. — Karpeles machte sich fertig, die Presse zu handhaben; Schliper sollte ihm dabei als Zureicher dienen. Erwartungsvoll nahm der Abbé neben dem Tische auf einem Stuhle Platz. — Der Berliner, seine Cigarre mit gewohnter Nonchalance rauchend, und die Hände in die hintern Taschen seines Gehrockes steckend, sah halb zur Seite gewendet gleichgiltig zu.

Mit vor Begierde zitternder Hand langte Krunner nach einem der Abzüge, welche Schliper und Karpeles auf der Presse hergestellt hatten, und musterte das Falsificat durch das Licht der Oellampe, welche auf dem Tische stand.

„Täuschend gelungen!" jauchzte der fromme Chef der Fälscherbande. — Dann sprang er von seinem Sitze auf und umarmte seine Spießgesellen einen nach dem andern.

Da wurde plötzlich ein Geräusch vernehmbar. Die vier Gauner erblaßten und fuhren erschrocken durcheinander.

„Wir sind verrathen," lallte Schliper nach der Tiefe des langen Ganges weisend, wo das Licht dreier Fackeln sichtbar wurde.



„Täuschend gelungen!" jauchzte der fromme Chef der Fälscherbande.

Krunner verlor indeß die Geistesgegenwart nicht. Rasch packte er die Presse, die Stanzen und die fertigen Abdrücke zusammen, dann drehte er die Lampe ab. — Schliper, gleichfalls ein Mann, der in solch' kritischen Momenten nicht leicht außer Fassung gerieth, schleuderte den einzigen Stuhl, der sich in der Todtenhalle befand, zur Seite, schob den Tisch geräuschlos in eine Ecke und eilte dann seinen drei Gefährten nach, welche bereits mit affenartiger Behendigkeit die nach dem angeblichen Weinkeller führende Leiter erklommen hatten.

Nachdem die vier Gauner sich in Sicherheit befanden, und die Leiter rasch hinaufgezogen war, wurden sie natürlich von dem Verlangen gestachelt, zu erfahren, wer wohl die drei Fackelträger gewesen sein mochten, die ihnen derart panischen Schrecken verursacht hatten.

Eine kurze Berathung erfolgte. Krunner erklärte sich sofort bereit, mit einer Blendlaterne die Spur der räthselhaften Personen zu verfolgen. Nicht nur, daß der Abbé ein muthiger Mann war, besaß er auch von seinen Jugendjahren her eine genaue Kenntniß der Katakomben von Wien, so daß er nicht befürchten durfte, sich in diesem grauenvollen Labyrinthe zu verirren und darin elendiglich umzukommen. — Schliper, ein Kerl, der den Teufel in eigener Person nicht gefürchtet haben würde, stellte sich dem Abbé als Begleiter zur Verfügung; der falsche Graf aber und Karpeles waren von dem ausgestandenen Schrecken noch derart angegriffen, daß sie todtenbleich und regungslos an der Wand lehnten und durchaus keine Lust verspürten, die Mysterien der Katakomben unter Umständen zu schauen, welche leicht zu einer näheren Bekanntschaft mit der Polizei führen konnten.

Der Abbé und Schliper ließen sacht die Leiter in die Tiefe und stiegen mit total geblendeten Laternen wieder in das Grabgewölbe hinab. Der Berliner und der Jude sollten im Keller aufmerksam Wache halten, die Leiter hinaufziehen, und selbe erst auf ein verabredetes Signal hin wieder hinabreichen.

V.

Wien unter der Erde.

Als der Abbé und dessen Begleiter die unterste Sprosse der Leiter erreicht hatten, horchten sie durch ein Paar Minuten in gespanntester

Aufmerksamkeit, ob sich nirgends ein Geräusch vernehmen lasse. Todtenstille herrschte in der Todtenstadt. Nun erst wagten sie, ihre Blendlaterne leuchten zu lassen. Krunner, der ein sehr scharfes Auge besaß, untersuchte vor Allem die deutlichen Spuren der Fußstapfen der drei Unbekannten, welche dem „würdigen Kleeblatte" eine so unliebsame und bedenkliche Störung verursacht hatten. — Der Boden in den Katakomben ist überall mit einer mehrere Zoll hohen Schichte aus dunkelbraunem Leichenmoder bedeckt, der die Eindrücke des Schuhwerkes ganz deutlich erkennen läßt.

Zur großen Beruhigung des Abbé und Schliper's stellte die Untersuchung der Fußspuren es als ganz gewiß heraus, daß die drei Fremden achtlos ihren Weg weiter verfolgt hatten, mithin der Tisch, der Stuhl und die Lampe, welche man, wie wir wissen, in aller Eile in eine Ecke gestellt, von ihnen gar nicht bemerkt worden waren, denn in diesem Falle würden sie gewiß zu jenen, für diese Räume unpassenden Dingen herangetreten sein.

Dem Abbé fiel bei dieser Wahrnehmung ein großer Stein vom Herzen und er beauftragte Schliper, in den Weinkeller hinaufzusteigen, um die dort in Angst und Zittern schwebenden Genossen zu beruhigen.

Als Schliper zurückgekehrt war, wurden die Fußspuren der räthselhaften drei Fremden weiter verfolgt.

„Unser Geschäft," begann Krunner, „kann also hier in den Katakomben ungestört weiter geführt werden, nur wollen wir uns ein passendes Seitengewölbe dazu einrichten, um uns in Zukunft vor derlei gefährlichen Ueberraschungen zu bewahren. Wenn ich es recht bedenke, gebietet die Klugheit, sogleich den Tisch, den Stuhl und die Lampe besser zu bergen, denn wer verbürgt, daß jene drei Männer nicht denselben Rückweg nehmen, und dann vielleicht ein Zufall ihren Blick auf diese höchst verrätherischen Dinge lenkt."

Der Abbé und Schliper kehrten daher an die betreffende Stelle zurück und maskirten den Tisch, unter welchen sie den Stuhl und die Lampe stellten, derart mit Sargtrümmern, daß selbst das schärfste Auge auch in der Nähe nichts Befremdendes zu gewahren vermocht hätte.

Der sonst so kecke Schliper war indessen ganz einsilbig geworden, als er hierauf, dicht hinter Krunner einherschreitend, von Gewölbe zu Gewölbe die immer gräßlicheren Scenerien schaute, welche hier der

Tod in seinen nacktesten und widrigsten Formen darbot, und es dürfte hier am Orte sein, eine Schilderung dieser merkwürdigen Todtenstadt zu versuchen, obgleich der aus persönlicher Anschauung in uns aufgenommene Eindruck, den diese mit Nacht und Grauen bedeckten Räume zeitlebens in uns hinterlassen haben, durch keine Feder vollkommen entsprechend wieder gegeben werden kann.

Wer die Katakomben von Paris, von Rom oder von Palermo gesehen, erwartet auch hier in Wien eine systematische symmetrische Aufschichtung menschlischer Gebeine, wie es sowohl der Anstand, als auch die Sparsamkeit des Raumes, sowie die den Todten schuldige Pietät mit Recht erwarten läßt. Aber der fremde Besucher findet sich hierin, sowie in allen anderen auf Analogie beruhenden Voraussetzungen, mit denen er die Katakomben von Wien betritt, vollkommen enttäuscht.

Schon der Eingang, welchen man zur Zeit, wo die Katakomben von Wien auf specielle und stets schwer zu erlangende Erlaubniß überhaupt noch zugänglich waren, betrat, mußte den Besucher in hohem Grade stutzig machen. Der Fremde setzte nämlich voraus, in dem Dome selbst durch ein mehr oder minder imposantes Portal nach den Tiefen, die sein Auge zu schauen wünschte, hinabzusteigen. Anstatt dessen wurde er nach einer unscheinbaren Thüre unter den Häusern hinter der Kathedrale geführt. Oeffnete sich diese Thüre, so betrat er eine schmutzige, kleine Kammer, in welche ein schmaler Gang mündet, an dessen Ende eine Thüre, der eigentliche Zugang zu den Katakomben Wiens, sich befindet. Hinter dieser Thüre gewahren wir mehrere hölzerne, wurmstichige Stufen, über welche man nach abwärts in eine schmale Vorhalle gelangt.

Wenn man sodann eine kleine Strecke in einem engen Gange fortschreitet, wendet man sich im rechten Winkel um eine Ecke desselben und wir befinden uns vor einer zierlich gewölben Treppe von Stein.

So lange man den Gang durchschreitet, welcher zu dieser zweiten Treppe fortführt, gewahrt man nichts Schreckliches, als was man natürlicherweise in Grüften, die zu einem weiten Behälter menschlicher Ueberreste bestimmt waren, erwarten muß, das heißt, man sieht auf der einen und der anderen Seite Wände, die ganz aus menschlichen Gebeinen bestehen und genau so geordnet, wie wir sie in anderen Katakomben, z. B. jenen zu Paris, treffen.

Plötzlich aber ändert sich der Schauplatz. Aller Schein von Ordnung und von Ehrfurcht vor den hier aufgeschichteten menschlichen

Ueberresten hört gänzlich auf, und es bietet sich eine Scene dar, welche schon so manchen Beschauer das ganze Leben hindurch in seinen Träumen verfolgt hat. —

Zuerst machen wir vor einer großen viereckigen Gruft Halt. Wir senken unser Licht auf den Boden, der von ungeheuren Massen widerlichen Leichenmoders hier ganz hügelig ist. Wir gewahren eine Menge ganz nackter Leichen ohne Särge und in jeder Stellung, wie sie nur der Zufall bewirken konnte.

In Folge eigenthümlicher Umstände, deren wissenschaftliche Erklärung gewiß höchst interessant wäre, bisher aber leider gänzlich unterblieben ist, leidet in den Katakomben von Wien die Luft an einem merkwürdigen Mangel an Feuchtigkeit und athmet sich ganz frisch und rein ein. — Der Zersetzungsproceß, welcher auf den Tod folgt, schien deshalb hier in ganz verschiedener Weise statt zu finden, als an anderen Orten.

Fast bei allen Leichen ist die Haut zu dickem Leder eingetrocknet, während die Gestalt und in vielen Fällen sogar die Züge gerade so unverändert sind, um die grinsende Aehnlichkeit mit uns selbst so ergreifend und entsetzlich als möglich zu machen. Die verschiedenen Stellungen und der vielfältige Ausdruck jedes einzelnen gespenstigen Hauptes scheinen dem Tode Leben zu geben und dies ist es hauptsächlich, was auch den muthigsten Mann in den Katakomben Wiens zittern macht, und bei Betrachtung dieser Schreckensdinge unwillkürlich die Besorgniß einflößt, auf der Stelle wahnsinnig zu werden. Unsere Sinne verwirren sich unwillkürlich vor der grauenhaften Regellosigkeit, welche wir bei dem geisterhaften, das Reich der Nacht nur nothdürftig erhellenden Lichte flackernder Fackeln schauen. — Als ob ein Herr von Todten aus unbekannten Ursachen die Flucht ergriffen und Wehr und Waffen von sich geworfen hätte, so liegen hier gesprengte Särge mit und ohne Inhalt, zerstreute Gebeine, zusammenhängende Gerippe, aufrecht stehende und gekrümmte Mumien in haarsträubender Unordnung durcheinander.

Das Widerliche des Eindruckes, welchen diese Todtenstadt auf uns macht, wurde aber noch mehr gesteigert, wenn einer oder der andere der gedungenen Führer, Sacristane der Kathedrale, welche sich ihre Mühe stets sehr gut bezahlen ließen, eines der kläglichen Ueberreste eines menschlichen Wesens mit cynischer Faust an der Gurgel faßte, die Leiche vor unseren Blicken mit Leichtigkeit aufhob, sie vor uns aufrecht stehen ließ, hin und her schwenkte, so daß wir sie in ihrer ganzen gräßlichen

Häßlichkeit sehen konnten, und schließlich die rasselnde Leiche wieder zu unseren Füßen hinfallen ließ und dann, um zu zeigen, wie zähe die Haut einer solchen Mumie sei, von einer Anderen lange, in der That lederartige Streifen herabriß.

Diese Leichen rasseln in Wirklichkeit, als ob Sand darin wäre, was von dem Staube und Resten der Knochen herrührt. Daß diese Mumien so geringe Schwere besitzen, darf uns übrigens nicht befremden, da das gesammte Knochengerüste des stärksten Mannes im vollkommen getrocknetem Zustande nicht mehr als beiläufig sechs Pfunde wiegt.

Die unzähligen Leichenwohnungen, welche wir nach allen Richtungen durchstreifen, besitzen aber auch ihren Salon, ein großes Gewölbe, eine Prunkhalle des Todes und der Verwesung. Hier lehnt die Mumie eines riesengroßen Mannes, halb aufrecht, in der Stellung eines ermüdet Ausruhenden, an der Wand; Lappen eines früheren Prunkkleides von dunklem Sammt umschlottern seine Glieder; eine Hand ist noch mit dem Handschuh, ein Fuß noch mit dem Schnallenschuh bekleidet; den Kopf deckt eine Allonge-Perrücke. Ihr gegenüber kauert eine weibliche Mumie, die sich, wie verwundert, über ein zu ihren Füßen liegendes Gerippe beugt.

In dem nächsten Gewölbe scheint die gewaltige Wand nicht mehr Kraft gehabt zu haben, die Wucht des sich gegen sie stemmenden Inhaltes zu stützen; sie ist auseinander geborsten, und durch die breite Spalte drängen sich eine Unzahl übereinander geschichteter Särge, Leichen und Gerippe hervor, mit den Füßen sich Luft schaffend, mit den augenlosen Schädeln vorwärts dringend — eine grauenvolle Bresche, geeignet, auch den beherztesten Mann erbeben zu machen.

Einen wahrhaft entsetzlichen Eindruck macht aber eine Mumie, welche, vollständig erhalten, auf einem wohlgeordneten Knochenhaufen sitzt; Alles ist noch da bis auf einen Fuß, der bis zum Knie nicht nur die Bekleidung, sondern auch das Fleisch verloren hat, und den täuschenden Anblick eines Stelzfußes gewährt. Die Züge des Kopfes mit den blendend weißen Zähnen sind im Fackellichte leicht zu erkennen und scheinen dem Eintretenden mit teuflischem Grinsen entgegenzulachen.

Unweit desjenigen Gewölbes, welches wir als Salon bezeichneten, führt eine schön gewölbte und gut gepflasterte Treppe nach dem erzbischöflichen Palais hinan, dessen eine Front nach dem Stefansplatz geht. — In früherer Zeit war es Sitte, daß der Erzbischof am Aller-

seelentage über diese Treppe herab in Procession mit der ganzen Clerisei des Domcapitels ging, um für die Todten die Vigilien zu halten.

In der zweiten Etage, die wir abwärts zu erreichen, finden wir eine Menge Kinderleichen, theils in kleine Särge, theils auch nur in Schachteln eingepackt, und eine Unmasse menschlicher Ueberreste in allen Formen und Gestalten. Auf einmal stehen wir vor einer riesigen Oeffnung, welche in eine unabsehbare, selbst durch das Licht der Fackeln nicht zu erhellende Tiefe führt. Es ist dies die sogenannte Pestgrube, die mit den Opfern jener entsetzlichen Seuche gefüllt wurde. Obwohl Leitern den gefährlichen Weg in diesen Abgrund ermöglichen, hat doch bisher noch kein Mensch Lust verspürt, ihn einzuschlagen.

Krunner, der in diesen Räumen wohl Bescheid wußte, blieb etwas betroffen stehen, als die Fußspuren über die erwähnte zweite Etage herab, direct nach der sogenannten Pestgrube zu führen schienen.

„Teufel!“ brummte er, Schliper ansehend, der ganz kleinlaut an seiner Seite einherschritt, „unsere Vorgänger werden doch nicht gar bis in die dritte Etage hinabsteigen? Puh! Ein einziges Mal bin ich vor etlichen zwanzig Jahren, wo ich mich in diesen Katakomben fast täglich herumtrieb, — das Warum bleibt meine Sache — da unten gewesen. Aber was ich dabei erlebt, werde ich nie vergessen und sollt' ich Methusalem's Alter erreichen.“

„Bst!“ mahnte plötzlich Schliper und drückte krampfhaft den Arm des Abbé; er hatte zur linken Seite an der Decke eines Ganges einen grellen Lichtreflex bemerkt.

Krunner hielt im Gehen inne und dem Beispiele seines Begleiters folgend, blendete auch er schnell seine Laterne.

„Hängen Sie sich nur fest in meinen Arm ein,“ flüsterte der Abbé leise dem etwas verwirrten Schliper zu, „wir müssen der Sache ganz auf den Grund sehen. Nicht nur, daß wegen unserer Zettelfabrik dies unsere eigene Sicherheit erheischt, sondern auch, wer weiß, ob wir nicht ein Geheimniß erlauschen, welches wir heute oder morgen für uns auszubeuten vermögen. Also muthig daran; wir werden alsbald sehen, wem es in den Sinn kam, diese Räume zum Schauplatze einer Thätigkeit zu wählen, welche gleich der unsrigen das Licht des Tages zu scheuen hat.“

Zu Schlipers Erstaunen setzte der Abbé den eingeschlagenen Weg nicht fort, sondern kehrte um. Nachdem der Rückzug etwa hundert

Schritte betrug, lenkte er in einen Seitengang ein, wo er wieder das Licht seiner Laterne schimmern ließ.

„Hier, mein Freund!" begann der Abbé von Neuem, „hier dürften wir vor jeder Ueberraschung sicher sein. Dank meiner genauen Kenntniß dieses Labyrinths werden wir in der Lage sein, die uns bekannten Geheimnißkrämer von oben herab ganz gut zu beobachten. Wir befinden uns hier in der zweitunteren Etage der Katakomben; wir werden uns in die obere begeben und zwar, um keine Zeit zu versäumen, auf dem nächsten Wege über diese etwas schlechte halbverfallene Steintreppe hinauf. — Nehmen Sie sich in Acht, damit Sie keine Stufe fehlen! Arm und Bein stehen auf dem Spiele."

Nicht ohne Grauen und Bangen schickte sich der sonst so kühne Gauner Schliper an, dem Abbé zu folgen, der mit einer, bei seiner Beleibtheit merkwürdigen Gewandtheit die wirklich lebensgefährliche steile Treppe hinankletterte, an der hier und da zwei bis drei Stufen hintereinander fehlten, während andere wieder einen sehr bedenklichen Grad von Nachgiebigkeit bewiesen.

Krunner hatte bereits mehr als die Hälfte des gefährlichen Weges zurückgelegt, als er einen gellen Aufschrei und ein dumpfes Krachen und Knicken unter sich vernahm. Schliper war abgerutscht und senkrecht in die Tiefe gestürzt, zu seinem Glücke jedoch auf einen großen Hügel morscher Leichen und Särge, zwischen denen nun der Gauner bis an den Hals stack, ohne Hand und Fuß regen zu können.

Das Entsetzen trieb Schliper die Haare zu Berge. Der Leichenmoder drang ihm in Mund und Nase und drohte, ihn zu ersticken. Er fühlte, daß mehrere Knochensplitter durch seine Kleider hindurch tief in sein Fleisch eingedrungen waren. Abergläubischer Schrecken bemächtigte sich seiner Seele; er wähnte, daß die Todten, die er in ihrer letzten Ruhe gestört, an ihm Rache nehmen und tausend Dolche nach ihm gezückt hätten.

„Hilfe, Gnade!" kreischte Schliper in Verzweiflung, und suchte sich aus der Umarmung der Todten zu befreien; aber, gleich Einem, der in den Sumpf gerathen, dienten seine Anstrengungen nur dazu, ihn immer tiefer versinken zu machen.

„Maul gehalten! Ruhig!" gebot Krunner in Zorn gerathend, „warum gaben Sie nicht Acht, Sie dummer Teufel! Kein Glied gerührt, wenn ich Sie retten soll."

Schliper hatte aus Todesangst bereits die Sprache verloren

und stierte wie ein Ertrinkender mit gläsernen Augen nach dem Abbé hinauf, der sich platt auf die Stiege legte und die Laterne unter sich hielt, um zu sehen, was eigentlich mit seinem Genossen vorgegangen. Bei dem Strahle der Blendlaterne bemerkte er, daß nur Schliper's Kopf und die eine Hand aus dem entsetzlichen Leichengewimmel hervorsah. Schnell gefaßt, löste Krunner seinen Leibgurt aus starkem Leder los; das eine Ende mit kräftiger Faust haltend, ließ er das andere am lang-gestreckten Arme etwas nach unten hin und herschwingen, damit es von Schliper's freier Hand erfaßt werden könne. Endlich gelang dies. Mit der Kraft der Verzweiflung faßte Schliper den Riemen an und bald hatte er sich aus dem Leichenhaufen emporgearbeitet und eine der Stufen erfaßt. Ohne weiteren Unfall gelangten hierauf beide Männer in die erste Etage. Schliper war aber durch die ausgestandene Todesangst derart erschöpft, daß er, als er die Treppe hinter sich hatte, zusammen-brach und nicht im Stande war, auch nur einen Schritt weiter zu gehen.

„Bleiben Sie hier," sagte der Abbé; „ich werde allein sehen, was es dort gibt."

„Um Gottes Willen verlassen Sie mich nicht!" flehte Schliper, und die Angst verlieh ihm wieder die Kraft, sich auf die Beine zu stellen.

„Stille!" gebot Krunner kurz; „Sie könnten in Ihrer zerrütteten Stimmung unwillkürlich zum Verräther werden. Ruhen Sie auf diesem Sarge aus. Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie in längstens einer Viertel-stunde von hier abholen werde."

Der Abbé nahm seine Laterne vom Boden auf und eilte, bevor sein Begleiter etwas zu erwidern vermochte, raschen Schrittes davon.

Ehe noch die anberaumte Frist verstrichen war, welche dem in Nacht und Grauen zurückgelassenen Schliper eine ganze Ewigkeit dünkte, kam Krunner zurück. Das Gesicht des Abbé strahlte vor Entzücken.

„Unsere Zukunft, mein Freund," sagte er, indem er Schliper kräftig unter die Arme griff und den halb Bewußtlosen mit sich fort-schleppte, „ja, unsere Zukunft ist gesichert! Hören Sie und staunen Sie — ich habe hier in den Katakomben von Wien eine Freimaurer-Loge entdeckt!"

VI.

Die Brüder des Lichts.

Obwohl Julius von Dahlberg echten Mannesmuth besaß, steigerte sich dennoch das grausige Entsetzen, das ihn schon beim Eintritte in die geschilderte Vorhalle der Katakomben erfaßt hatte, von Schritt zu Schritt, je weiter er kam. — Wie Jederman, der sich zu einem Besuche dieses unterirdischen Reiches des Todes entschlossen, erwartete auch er nur eine Unzahl von mehr oder minder symmetrisch aufgestappelten Leichen zu schauen. Aber in dieser anwidernden Form, in dieser sinnverwirrenden Regellosigkeit, in dieser den grassesten Cynismus repräsentirenden und jede Pietät, jede Rücksicht auf den Anstand grob verhöhnenden Weise, welche sich seinem von Abscheu erfüllten Blicke darbot, fand er Alles, was die ausschweifendste Phantasie je zu ersinnen vermöchte, weit, weit überboten.

Und Baron Eichberg that redlich das Seinige, damit seinem jungen Freunde und Schützling keine einzige der gräßlichen Scenerien dieses ausgedehnten Labyrinthes erspart blieb. Zu diesem Zweck schlug der Greis einen ziemlich weiten Umweg durch die Hallen und Gänge der obersten Etage ein, während er zu jener Stelle, wo, seiner Andeutung gemäß, die „Brüder" harrten, von dem geheimen und bereits bekannten Zugange seines Hauses aus binnen wenigen Minuten hätte gelangen können.

Auf diesem Rundgange durch die oberen Katakomben waren die drei Männer auch in die Nähe jener Halle gelangt, wo die Fälscherbande vertical unter dem Zwettlhofe ihr Atelier aufgeschlagen hatte. — Bei der Geistesgegenwart und Raschheit, womit die vier Gauner sich und ihre verrätherischen Apparate salvirt hatten, bemerkten jedoch die Nahenden nicht das Mindeste, daß die Katakomben außer ihnen auch noch andere lebende Wesen beherbergten.

Endlich schlug der Baron, der stets als Wegweiser voranging, über eine schmale Treppe, an welcher deutlich zu erkennen war, daß sie erst in jüngster Zeit einer Reparatur unterzogen wurde, den Weg nach der zweitunteren Etage ein. — Diese Treppe endete in eine ziemlich geräumige Halle aus, in welcher die Särge und Ueberreste der Todten vollständig geordnet erschienen.

„Wir sind zur Stelle,“ sagte der Baron und steckte seine Fackel in einen an der Wand befestigten eisernen Ring, welcher zu diesem Zwecke eigens angebracht zu sein schien. Hermann löschte seine Fackel aus und nahm auch dem jungen Manne die seinige ab.

„Was nun?“ frug Dahlberg erwartungsvoll.

„Vor Allem,“ sagte der Greis ernst, „müssen Sie sich hier die Augen verbinden lassen, wenn es wirklich Ihr fester Wille ist, später in dem Kreise der Brüder das Licht zu schauen. — Nochmals, mein theurer Julius, ermahne ich Sie, sich den Schritt, den Sie nunmehr thun sollen, reiflich zu überlegen. Es ist ein Schritt, der Ihrer ganzen künftigen Lebensbahn eine andere Richtung geben wird, und nur Gott, dem Allwissenden allein, ist es zur Stunde bekannt, ob diese neue Bahn, von der Sie sodann nun und nimmer abzuweichen vermögen, eine Bahn, die Sie sodann mit eiserner und rücksichtsloser Consequenz verfolgen müssen, einem guten oder schlimmen Schicksale entgegenführen werde. — Hier in dem Reiche der Todten, wo Sie die Nichtigkeit alles Irdischen in so erschütternder Weise wahrgenommen haben, entfällt wohl jede Nothwendigkeit, Ihnen den Ernst des Lebens, sowie das Vergängliche menschlicher Macht und Würden zu Gemüthe zu führen. Tausende und aber Tausende, vor denen einst dort oben im hellen Sonnenglanze die Menschen im Staube niederfielen, um deren Gunst man buhlte und deren Lächeln ein Dasein beglücken oder ein flüchtiges Stirnenrunzeln es vernichten konnte, sie ruhen hier vergessen, verschwunden, selbst bis auf ihre Namen und ihrer wird nimmer gedacht, als ob sie nie gewesen! Wer kennt sie nun, wer kümmert sich um sie? „Ihnen aber folgen ihre Werke!“ sagt die Bibel und wahrlich folgen sie ihnen, denn wo sind sie nun? — Wie viele Priester, Künstler und Künstlerinnen, die den Himmel und das Gefühl des Erhabenen, des Schönen der Religion und Kunst in ihrem Innern trugen und pflegten, sie ruhen hier und ihre einst viel bewegte Brust hat ausgetobt. Ausgebrannt ist nun ihr Herz, dieser Sitz so mancher geheimen Lust und Leidenschaft — sie sind dahin! — Wie viele schöne Knaben und Jünglinge, zarte Mädchen und Frauen ruhen hier mit allen ihren Träumen und Wähnen, ihren Sehnen und Thränen, mit ihren Lieben und Trieben! Sie ruhen nun planlos, phantastisch übereinandergeschichtet als werthlose Masse, vergessen und verschollen, als ob sie nie gewesen wären, denn sie sind dahin! — Viele von diesen Leichen deckte einst und zwar selbst im Tode noch Sammt und Seide, Scharlach und Purpur, Zobel und Hermelin,

Perlen und Edelgesteine, Silber und Gold! Sie aßen auf den kostbarsten Schüsseln das Kostbarste der Erde und ihr Hauptbestreben ging wohl dahin, stets alles Ekle, Rauhe, Unangenehme von sich ferne zu halten; auf ihre Winke sahen und harrten oft Tausende in Demuth und ihre Befehle wurden vollzogen, ob zum Guten, ob zum Bösen führend, und nun liegen sie Alle gleich vernichtet, hohl und nichtssagend da, als Beweise der Vergänglichkeit alles menschlichen Treibens, denn — sie sind dahin! — Ja, sie Alle hatten heißes Blut in den Adern, mächtige Leidenschaften im Herzen, hochfliegende, himmelstürmende Zwecke, kühne, weltumfassende Pläne im Kopfe. Sie Alle mühten sich unablässig, arbeiteten, erwarben und verdarben, sammelten und vergeudeten. stiegen und fielen, verrichteten Thaten des Guten und des Bösen und ruhen nun hier, denn für sie ist Alles vorüber, sie sind dahin; ihnen Allen aber folgen ihre Werke!"

Der edle Greis sprach mit solchem würdevollen Ernste und solcher Ueberzeugung, daß sein junger Zuhörer bis zu Thränen gerührt wurde. Noch nie in seinem ganzen Leben war Dahlberg so sehr von der Nichtigkeit alles Irdischen überzeugt, noch nie so sehr von der Nothwendigkeit durchdrungen, daß der Mensch in dem Gedanken an Gott und eine höhere Weltordnung Trost und Stütze suche in den Kämpfen des Erdendaseins, als in diesem Augenblicke.

„Junger Mann!" fuhr Eichberg nach einer kurzen Pause fort, „ich glaube, meine Ermahnung an Sie wohl nicht besser schließen zu können, als indem ich Ihnen aus Schubarts „Fürstengruft" einige Verse in's Gedächtniß rufe. — Rufen also auch Sie nochmals in Ihrem Geiste die grausigen Bilder wach, die Sie auf unserer kurzen Wanderung durch diese Katakomben geschaut."

Der Baron begann nun mit meisterhafter Fertigkeit folgende Verse aus Schubart's berühmtem Gedichte: „die Fürstengruft" zu declamiren:

Da liegen Schädel mit erlosch'nen Blicken,
Die eh'mals hoch herab gedroht,
Der Menschheit Schrecken! — denn an ihrem Nicken
Lag Leben oder Tod. —

Nun ist die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen,
In harte Fesseln schlug.

Zum Todtenbein ist nun die Brust geworden,
Einst eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden
Wie zwei Kometen stand.

Vertrocknet und verschrumpft sind die Kanäle,
D'rin geiles Blut wie Feuer floß,
Das schäumend Gift der Unschuld in die Seele,
Wie in den Körper goß. —

Entsetzen packt den Wand'rer hier am Haare,
Geußt Schauer über seine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen schaut. —

Als der Baron geendet hatte, klaschte er nach Freimaurerart dreimal in die Hände. Wie aus der Erde gestampft, trat jetzt plötzlich ein Mann vor Dahlberg hin, der mit einem Schurzfelle bekleidet war, den Hut auf dem Kopfe hatte und auf der Brust sowol eine kleine goldene Maurerkelle, als auch ein eigenthümliches, ordenähnliches Abzeichen trug.

„Bruder Präparateur!" sagte der Baron zu dem Manne gewendet, „hier ist der Suchende; ich übergebe Ihnen diesen Jüngling, um an ihm Ihr Amt zu handeln."

Der Freimaurer im Costüme zog ein schwarzes Seidentuch aus der Tasche, um dem Novizen die Augen zu verbinden. — In der Zwischenzeit verschwand der Baron geräuschlos durch einen mittelst Särgen sehr kunstvoll und sinnreich maskirten Eingang nach der Nebenhalle, welche als Loge vollkommen eingerichtet war.

In dieser Halle befanden sich keine Särge oder sonstige Ueberreste, welche irgendwie an die so nahe grauenvolle Umgebung gemahnt hätten. Sie bot vielmehr den Anblick eines restaurirten Prunksaales einer uralten Ritterburg dar. — Der Fußboden war mit großen Marmorplatten bedeckt und gleich den Wänden aus verwittertem Sandstein reingefegt; überall, wo der Zahn der Zeit Merkmale hinterlassen, hatte offenbar erst in der jüngsten Epoche des Menschen Hand sorgfältig nachgebessert. — Bis auf sechs Fuß vom Boden aufwärts waren die Wände und Pfeiler ringsum mit himmelblauem Tuche ausgeschlagen, gleich dem Altare in der Mitte, hinter welchem der große Armsessel des Meisters vom Stuhle stand. Fünfzehn vergoldete Wandleuchter mit je drei Wachskerzen, sowie ein dreiarmiger Leuchter auf dem Altare ver-

breiteten eine den räumlichen Verhältnissen genau proportionirte Helle, ohne in das Grelle zu verfallen.

Auf dem Altare lagen Bibel, Zirkel und Winkelmaß, sowie ein blankes Schwert. — Auf dem vor dem Altare ausgebreiteteten Teppiche (dem Tapis), geziert mit verschiedenen, auf den Salomonischen Tempelbau bezüglichen Symbolen, standen drei mannsgroße Leuchter aus massiven Silber, deren armdicke Wachskerzen jedoch noch nicht angezündet waren. — An den Wänden neben und gegenüber dem Altare standen vierundzwanzig Sessel, genau so viel, als außer dem Meister vom Stuhle die Anzahl der „Brüder" betrug.

An diese als Loge benützte Halle stieß unmittelbar eine kleinere, welche unmittelbar an den Raum grenzte, wo wir Dahlberg mit dem Bruder Präparateur zurückgelassen haben. — In dem erwähnten Zwischengemache harrten die Brüder der Ankunft ihres Meisters. Als Baron Eichberg seine Insignien angethan und, weil er zugleich den höheren Grad eines Tempelritters besaß, auch mit einem weißen Rittermantel und einem Baret sich bekleidet hatte, forderte er unter den Anwesenden die Brüder Meister auf, ihm nach der Loge zu folgen, um selbe ordnungsmäßig zu eröffnen.

Die beiden Aufseher, sowie die übrigen Logenbeamten, nämlich der Schriftführer und der Schatzmeister, nahmen ihre Plätze ein, u. z. die zwei Ersteren gegenüber dem Altare hinter den Leuchtern, die zwei Anderen zur Rechten und Linken des Meisters vom Stuhle. — Die übrigen Meister stellten sich im „Westen" auf.

Der Meister vom Stuhle that die vorschriftsmäßigen Hammerschläge, welche von den beiden Aufsehern erwidert wurden, worauf die Anzündung der großen Lichter unter den ritualmäßigen Formen geschah. — Als sodann ein kurzes Gebet verrichtet war, lud der Meister vom Stuhle den zweiten Aufseher ein, die übrigen Brüder, Gesellen und Lehrlinge einzuführen, um eine Receptionsloge zu beginnen.

Der Baron gab den Namen des Suchenden und dessen Lebenslauf bekannt, zugleich für die Würdigkeit des Candidaten als Bürge eintretend. — Kurz hierauf meldete der Präparateur, daß der Suchende hinlänglich vorbereitet sei, um vor den Augen der Brüder die Proben zu bestehen.

Wenige Minuten später wurde Dahlberg mit verbundenen Augen, die linke Schulter und die Brust entblößt, den linken Fuß mit einem alten Schuh bekleidet, vom Präparateur eingeführt.

Nachdem wir in einem unserer früheren Werke *) das Aufnahms-Ceremoniel bereits umständlich und wahrheitsgetreu geschildert haben, dürfen wir uns hier, angesichts der großen Verbreitung jenes Werkes, wohl keine Wiederholung gestatten.

Die ganze Ceremonie nahm über zwei Stunden in Anspruch. — Dahlberg hatte mit fester Stimme das eidliche Versprechen geleistet, welches ihn von diesem Augenblicke an mit unzerreißbaren, aber nicht drückenden Banden an die große, über die ganze Erdenrunde in harmonischer Gliederung verbreitete Gesellschaft der Freimaurer fesselte. — Mit Befriedigung, ja mit Stolz blickte er auf die Insignien, welche ihm der Meister vom Stuhle zum Zeichen seiner Angehörigkeit zum trauten Bruderkreise übergeben hatte. — Nur, als der Baron außer dem blendend weißen Schurzfelle, der Maurerkelle, dem Logenzeichen, welches nebst anderen Emblemen auch das Bildniß des heiligen Josef enthielt, den weißen Handschuhen für ihn selbst, nach üblicher Maurersitte auch noch ein Paar Damenhandschuhe für jenes weibliche Wesen ihm übergab, das er einst zur liebevollen, treuen Gefährtin seines Lebens erkiesen würde, da fühlte er einen stechenden Schmerz, eine unendliche Wehmuth in seinem Busen, denn er dachte an Hermine, welcher sein Herz gehörte und die er aus Kindespflicht dennoch nun und nimmer die Seine nennen durfte.

Als der Neuaufgenommene als Lehrling den ihm gebührenden Platz im „Norden" unter den Brüdern seines Grades eingenommen hatte, erhob sich der Meister vom Stuhl abermals von seinem Sitze hinter dem Altare und hielt nun eine längere Rede, worin er die ethische Bedeutung des Freimaurer-Bundes und die großen moralischen Pflichten, welche der Suchende durch seinen Eintritt in den Bruderkreis auf sich genommen, mit überaus warmen, vom Gemüthe zum Gemüthe dringenden Worten schilderte.

Da die vollständige Wiedergabe dieser Rede den uns gesteckten Rahmen weit überschreiten würde, müssen wir uns begnügen, hier nur einige Bruchstücke anzuführen.

„Der Gedanke," sagte Eichberg unter Anderem, „der Gedanke, mein junger Bruder, daß die Freimaurer einen Maßstab an die

---

*) „Die Geheimnißvollen, oder: Freimaurer und Jesuit," von Arthur Storch. A. Hartleben's Verlag. Wien, Pest und Leipzig. 1869. Mehrere Auflagen dieses Romanes wurden veranstaltet.

Sittlichkeit des Neuaufzunehmenden legen, hat Sie gewiß in dem Augenblicke, wo Sie diesen Tempel betraten, tief in das Innere Ihrer Seele getrieben. Ich bin überzeugt, daß alle alten Schäden niedriger Neigungen Ihres Herzens vor Ihnen aufgetaucht sind und daß, als Ihr Fuß diese Schwelle überschritt, die Frage an Sie herantrat, ob Sie den Kampf mit sich selbst wagen wollen. Dieser Augenblick war für Sie die wichtigste Läuterungsperiode Ihres Lebens, denn Sie sagten: Ja, und damit haben Sie Ihr Schicksal besiegelt bis zum Grabe, wollen Sie nicht dastehen als ein Ehrloser, ein Meineidiger vor sich selbst und Ihren Brüdern! — Freilich sind wir Freimaurer auch nur Menschen und Manche unter uns straucheln mehr, als Andere. Aber die Idee der echten Freimaurerei, so rein und heilig, sie muß uns zum Denker machen, sie muß uns auffordern, überall über unsere Verhältnisse als Mensch, Christ, Bürger und Unterthan reiflich nachzuforschen, und in den Resultaten der dadurch geläuterten Ansichten unsere Besserung, unsere Stütze zu finden."

„Es gibt," fuhr der Meister vom Stuhle fort, „eine schöne Legende vom Kaiser Jovinianus, der, umgeben vom höchsten Glanze, von Schmeichlern und Höflingen, in Gefahr war, in seinem Hochmuthe unterzugehen. Da trat — so erzählt die Legende — sein Schutzgeist auf, nahm seine Gestalt an, und setzte sich statt seiner auf den Thron, als Jovinianus abwesend war. — Als dieser sich dann als der rechte Kaiser meldet, wird er überall verstoßen; er geräth in das größte Elend und muß die halbe Welt ruhelos durchwandern. Nun führt ihn sein Schutzgeist in der Gestalt eines unbekannten Mannes nach Rom zurück und erhebt ihn wieder auf den Thron, dessen er durch die ausgestandenen Drangsale und Prüfungen sich jetzt würdig erwies. Seht, meine Brüder! dieser Schutzgeist ist für uns die Maurerei, welche schon Tausende von dem Throne ihrer Selbstsucht, ihres Hochmuthes heruntergeholt und ihnen klar gemacht, daß sie nach Ablegung ihres eitlen Tandes eben nichts als Menschen unter Menschen sind. Und so tritt uns auch in dem nackten, hilflosen, bemitleidenswerthen Zustande, in welchem der Suchende in die Loge eingeführt wird, das Bild von reiner Menschlichkeit vor unsere Seele. O, wie erbeben da in uns die kleinlichen Rücksichten auf Stand, auf Geld, auf äußere Vorzüge; wie schaal und nichtig erscheint uns der irdische Glanz, wenn wir in der reinen Geisterkette mit den neuen Brüdern stehen und uns Alle nur ein Gedanke belebt: Reinheit, Einheit!"

„Und welche Freude empfinden wir Alle, wenn, wie heute, ein neuer Bruder gewonnen ist. — Können wir auch nicht in der inneren Herzenstafel des Neuaufgenommenen lesen, können wir auch nicht wissen, wie hoch er die Stufen freimaurerischer Erkenntniß hinanklimmen wird, so haben wir doch Vertrauen zu ihm, wir schauen ihm mit fröhlicher Hoffnung in's Auge und wir träumen uns hinein in den seligen Traum, daß der Tempel wieder um einen neuen Stein gewachsen, daß wieder ein neuer Schritt zu unserem hohen Ziele gethan sei und so wird jede Aufnahme für uns ein Berg Nebo, von welchem wir in's gelobte Land hineinschauen, welches wir selbst aber nicht betreten werden. Wer aber mit seinem Blicke an der Gegenwart kleben bleibt und nicht einmal, wie ein echter Baumeister, das Werk im Innern überblickt, für den freilich ist jede Aufnahme nur ein mattes Bild, dessen vorübergehenden Zauber ihm vielleicht auch noch die Gewohnheit raubt."

Nachdem der edle Greis sich ziemlich ausführlich über dies Thema noch weiter ergangen hatte, schloß er mit folgenden Worten:

„Das Wort „Freimaurer" enthält in sich die beiden Begriffe der Freiheit und des Mauerns oder Bauens. Natürlich ist der Bau, welchen die Freimaurerei zu ihrem Zwecke hat, geistig zu verstehen, sowie auch „Erbauung" ein geistiger Begriff ist; die Freimaurerei errichtet daher ein geistiges Gebäude und geistige Mauern. Aber auch dieser Bau hat eine mit den Sinnen wahrnehmbare Grundlage, einen sinnlichen Grundstein, und dieser Grundstein ist der Mensch. Der Mensch ist die Krone der Schöpfung, der von Gott der Welt eingesetzte Schlußstein, das von Gott sinnlich dargestellte Abbild seiner selbst. Diesen Schlußstein der Welt nun will und soll die Freimaurerei als Grundstein einer neuen Schöpfung betrachten und auf ihm im geistigen Sinne weiter bauen. — Die Kunst der Freimaurerei ist also nichts Anderes, denn die Kunst der Einkehr in sich selbst und der Heimkehr zu Gott. Sie ist eine Kunst des Lebens und zugleich eine Kunst des Sterbens; denn sie lehrt uns, wie der Mensch dem Tode absterben müsse, damit er dem Leben lebe! Amen."

Sämmtliche Brüder traten nun in einen Kreis zusammen, um die „Kette" zu bilden, wobei der Meister vom Stuhl ein kurzes, aber inniges Gebet sprach. Sodann erfolgte unter den üblichen Formeln die Schließung der Loge.

Der alte Hermann, welcher die Stelle eines „dienenden Bruders" dieser geheimen Loge im Reiche der Todten versah, löschte die

Lichter aus und folgte, als der Letzte, nach der Behausung des Barons nach, wohin sich nun alle Brüder begaben, nm daselbst ein gemeinschaftliches Mal einzunehmen.

Es war bereits Abend geworden, als Baron Eichberg und dessen Gäste mittelst der geheimen Treppe den Saal der zweiten Etage betraten, wo eine große, hufeisenförmige Tafel mit sechsundzwanzig Couverts gedeckt war. — Dem Neuaufgenommenen wurde, wie es unter den Freimaurern Sitte, für heute der Ehrenplatz an des Meisters Seite angewiesen. Die Uebrigen rangirten sich je nach ihren Graden und in der für derlei Brudermale festbestimmten Ordnung.

Uebung in der maurerischen Disciplin, im Anstand und der Mäßigkeit bilden die Grundregeln eines geselligen Kreises, wie wir ihn jetzt in Eichberg's Hause versammelt finden; obwohl der Baron es gar wohl verstand, in der liebenswürdigsten, zuvorkommendsten Weise den Wirth zu spielen, und er in diesen Räumen nach der ernsten Arbeit in der Loge gerne zu einem heiteren und erheiternden Gespräche selbst die Hand bot, sah er dennoch strenge darauf, daß den Anwesenden nicht etwa durch frivoles Benehmen welch' immer Art der Eindruck jener Weihe und Erhebung des Gemüthes verloren ging, welcher ihnen kurz zuvor in der Loge selbst geworden war.

Vor Allem liebte Eichberg nach einem Acte, wie der heutige, der natürlich unter den gegebenen Verhältnissen nur sehr selten stattfand, sich vor Allem mit dem Neuaufgenommenen zu beschäftigen und die mehr oder minder unreifen Ansichten eines solchen über die Maurerei kennen zu lernen und zu berichtigen.

Auf diese Weise brachte es der edle Greis auch bald heraus, daß Dahlberg über den Grund, warum die Freimaurerei sich in ein gewisses Dunkel hülle, mit sich noch keineswegs im Reinen war. — Der Baron wußte es geschickt dahin zu bringen, daß Dahlberg endlich den Muth faßte, seine Meinung ganz unumwunden auszusprechen, indem er sagte:

„Alles wahrhaft Große braucht die Welt nicht zu scheuen. — Christus predigte von den Dächern, und seine Kirche lehrt offen und frei die Wahrheiten, welche die Menschen beseligen und erheben können; sie verschließt gegen Keinen ihre Geheimnisse, ihre Heiligthümer!"

„Es freut mich," entgegnete Eichberg, „daß Sie endlich mit der Farbe herausrücken und jetzt mir dadurch Gelegenheit geben, Ihre Zweifel in dieser Richtung zu beheben. — Vor Allem will ich Sie daran er-

innern, daß auch Christus seine stillen Stunden feierte, wo er, fern von der Welt in der Wüste und auf Bergen, allein oder mit seinen Jüngern, Gott diente und in seinem tiefsten Innern einkehrte. Doch gehen wir nicht so weit, halten wir etwas viel näher Liegendes fest, nämlich, daß die Maurertempel von den kirchlichen in einer Hinsicht ganz verschieden sind. — Die Kirche predigt Lehrsätze und dabei kann und soll sie offen sein, denn ein Jeder soll die Wahrheit hören und sich dieselbe einprägen. Und was den Gottesdienst anbelangt, so sind die Herzen von Jugend auf in den Schulen dafür vorbereitet, so daß sie Alles, was sie sehen und hören, vielfach schon erlebt haben. Und doch gibt es Fälle, wo selbst die Kirche den Eintritt verweigern muß, nämlich wenn Einer kommt, um zu stören, wenn er eine heilige Handlung weihelos verrichten will, mit Heuchelei, mit Frivolität. Mit Recht spricht dann die Kirche: „Hinweg, Unwürdiger!“ und wer möchte sie deshalb tadeln? Die Maurertempel jedoch sind keine Lehrsäle, sind keine Anstalten für religiösen Cultus, es sind Uebungstempel. Und nun frage ich Sie, läßt die profane Welt gerne zu, daß sie bei ihren gewöhnlichen Uebungen, beim Reden, Turnen, Exerciren u. s. w. unberufene Zuschauer hat? Nein; um wie viel weniger kann dies die Freimaurerei gestatten in ihren Uebungssälen, wo man am Herzen arbeitet, wo die zartesten aller Gefühle, die der Liebe und Freundschaft, sich entwickeln, steigern und veredeln sollen; wo man Lichter anzündet, die erst in Ruhe gepflegt und genährt werden müssen, bis sie als helle Flammen hinausleuchten, und Wind und Wetter der Außenwelt nicht zu fürchten haben. — Still arbeitet das Herz in der Menschenbrust; still und verborgen schlägt auch das gemeinsame Herz der ganzen Menschheit, die Freimaurerei. Was aber die Wahrheiten und Werke der Maurerei anbelangt, so sollen sie in Aller Ohren widerhallen, und sich Bahn brechen auch unter den Nichtmaurern. Ja, mein junger Freund, seien Sie überzeugt, wo der Maurer eine seiner Wahrheiten grünend und blühend in der Außenwelt entdeckt, da freut er sich, wie wenn der Wanderer eine Heimatsblume findet und in ihrem Anschauen ganz selig sich vergißt. — Lassen Sie mich zum besseren Verständnisse hier ein Bild wählen, nämlich die Freimaurerei mit einem Weizenkorne vergleichen, welches wir in die Erde legen. Der Boden bedeckt es. Es verschwindet vor sterblichen Augen. Auf seinem Grabe sproßt ein Halm und auf ihm reifen stärkende, nährende Körner. Und diese Frucht hat sich im geheimen Dunkel aus jenem vergrabenen Korne entwickelt, sie hat sich

entwickelt, weil die Wurzel, welche wir nicht sahen, in tausend Fäserchen Kraft und Nahrung dem Halme zuführte, dessen künstlichen Bau wir bewundern und den Körnern, die uns zur Nahrung dienen. Wehe, wenn wir voreilig die Wurzel entblößen wollten; hier ist nur das geheime Dunkel und die Kühle im Schooße der Erde zuträglich; die Sonne würde sie versengen, die irdische Luft würde sie austrocknen. Also willst Du den Halm, so schone die Wurzel! — Die Werke der Freimaurerei sollen, werden, ja müssen dem Lichte der Welt einst entgegen reifen; aber um dieses zu ertragen, müssen sie in dem Tempel des Maurers sich bilden. Und worin bestehen ihre Werke? Sie will, als rein menschliche Anstalt, jeden Einzelnen der ihr Angehörenden befähigen, gemäß der ihm vom Schöpfer angewiesenen Bestimmung, ein würdiges und nützliches Glied der großen Kette der zur Unsterblichkeit geschaffenen Wesen zu sein. Sie will auf diesem Wege zugleich ihren Beitrag leisten zur Veredlung der Menschheit im Allgemeinen. Das ist der reine Zweck, der eigentliche Grundgedanke derselben."

Unter solchen Gesprächen verfloß rasch die Zeit. Gegen zehn Uhr Abends, als alle unter den Freimaurern bei Brudermalzeiten üblichen Toaste abgethan waren, erschien der alte Hermann mit einem Doppelleuchter unter der Thüre. Dies war in diesem Hause, wo Alles im wahren Sinne des Wortes nach der Uhr vor sich ging, das Zeichen, daß für den Baron die Stunde geschlagen habe, sich zur Ruhe zu begeben. Der alte Herr ging nämlich zeitlich zu Bette, stand aber regelmäßig Sommer und Winter schon um fünf Uhr auf, was ihm, wie er versicherte, außerordentlich wohl anschlug.

Ohne viele Worte, aber mit kurzem, maurerischen Händedruck verabschiedeten sich die Brüder von einander, sowie von ihrem hochverehrten Meister. — Durch einen Wink bedeutete der Baron dem Herrn von Dahlberg, noch einen Augenblick zu verziehen.

Als alle Uebrigen sich entfernt hatten, umarmte der edle Greis den jungen Mann mit Wärme, drückte ihn an sein Herz und sagte:

„Morgen, sowie jeden folgenden Tag erwarte ich Sie Punct acht Uhr zum Frühstücke. Ich werde stets nur ein halbes Stündchen Ihrer Zeit dadurch in Anspruch nehmen. Ach, wir haben sehr, sehr viel mit einander zu verhandeln. Nun aber Gott befohlen, mein lieber Julius!"

VII.

Sie muß unter die Haube.

Seit den in den zwei letzten Capiteln geschilderten Vorfällen sind volle drei Wochen verstrichen. — Diese Zwischenzeit scheint unser „würdiges Kleeblatt" sehr wohl ausgenützt zu haben.

Karpeles, der „Mann für Alles," war schon vor vierzehn Tagen mit einem von Bancozetteln strotzenden Portefeuille nach Polen abgereist, um in jener Provinz einen bedeutenden Transport von Schlachtvieh einzukaufen, denn die schlaue Gaunerbande war so klug, kein einziges Stück ihrer Falsificate am Erzeugungsorte auszugeben. Ihr Plan ging dahin, ihre falschen Papiere weit von Wien weg in Producte welch' immer Art umzusetzen, und diese Producte dann in der Kaiserstadt selbst gegen echtes Baargeld zu verkaufen. Einige kleinere Manipulationen dieser Art waren schon in den ersten Tagen gelungen, so daß zur Stunde Karpeles seine geleisteten Vorschüsse bereits dreifach vergütet erhielt und auch der Abbé, sowie Schliper und der Berliner über ganz anständige Summen verfügen konnten.

Der Pseudograf Adalbert von Florencourt hatte sein erstes Logis im Gasthause zum „Schwan" auf dem Mehlmarkt verlassen; er bewohnte seit einer Woche in der Jägerzeile eine elegante Jahreswohnung, hielt Equipage, Reitpferde, Dienerschaft, besuchte täglich das Cavaliers-Casino, wo er enorme Summen bald gewann bald verlor, machte einer der ersten Tänzerinnen der kaiserlichen Oper den Hof, ging selbstverständlich nach der neuesten Mode gekleidet, kurz, er benahm sich als echter Vollblut-Aristokrat, der über ein bedeutendes Einkommen zu verfügen hat und seinen Lebensberuf darin sucht und findet, die, anderen ehrlichen Menschen so kostbare Zeit mit Raffinement todt zu schlagen.

Florencourt wurde mit Einladungen überschüttet, er zeigte sich jedoch in der Auswahl der Cercles, die er besuchte, auffallend wählerisch. Er wollte eben vorerst das Terrain der Haute volée in Wien vollkommen kennen lernen, um keinen falschen Schritt zu thun, der etwa wider die Echtheit seiner Cavalierschaft Zweifel erweckt und ihn gewissen Fragen ausgesetzt hätte, deren Beantwortung bei seinem ersten Debut zu unliebsamen Consequenzen führen konnte.

Der Welt gegenüber unterhielt Florencourt mit Abbé

Krunner nur eine geschäftliche Verbindung. Täglich besuchte Ersterer das bewußte Wein-Comptoir im Zwettlhofe gegen die Mittagsstunde, um als stiller Compagnon angeblich die Correspondenzen einzusehen. In Wahrheit suchte er aber den Abbé fast immer nur auf, um von ihm Geld zu pumpen, so daß Krunner, der seinen Schuldgenossen nicht aus der einmal angenommenen Rolle fallen lassen durfte, mitunter schier in Verzweiflung gerieth.

So treffen wir auch eines Tages den Abbé und den Pseudografen bei einer etwas hitzigen Unterredung, welche von des Ersteren Seite bereits zu sehr scharfen Auslassungen geführt hatte, die aber der Berliner mit vollkommener Gemüthsruhe hinnahm.

„Nützt Alles nichts!“ sagte schließlich Florencourt, als Krunner seine Philippica geendet hatte, „nützt Alles nichts; tausend Gulden müssen Sie mir heute geben, oder ich zeichne keinen Strich mehr an dem Entwurfe der Thalerscheine. Sie haben die Skizze gesehen und wissen, daß ich dabei geleistet, was nur menschliche Kunst vermag; also her mit dem Gelde oder —“

Dieses oder sprach der junge Mann mit solcher Resignation und derart drohenden Tones aus, daß Krunner unwillkürlich erbebte. Er hatte in der Zwischenzeit den Charakter des Berliners näher kennen gelernt; er wußte jetzt, daß dieser Mensch unter seinen gleißnerischen, glatten Formen eine Wildheit und Entschlossenheit barg, welche, einmal herausgefordert, vor Nichts zurückschreckte.

Einen schweren Seufzer ausstoßend, zog also der Abbé sein Portefeuille und mit fast weinerlicher Stimme sagte er, indem er dem ungestümen Drängen einen Blick in das Innere der Brieftasche werfen ließ:

„Mein lieber Freund! Viertausend Gulden beträgt in diesem Augenblicke der ganze Bettel meines Vermögens, oder, besser gesagt, der Betriebsfond unseres Weingeschäftes. — Wenn es mir nicht gelingt, Schliper zu überreden, daß er seinen bisherigen Gewinnantheil herleiht, bin ich übermorgen außer Stand, die Weinlieferung zu bezahlen, welche wir aus Chalons erwarten.“

„Rangiren Sie sich, wie Sie wollen,“ entgegnete der Berliner mit gleichgiltigem Achselzucken, und schob die Billets im Betrage von tausend Gulden vornehm in die rechte Tasche seines Beinkleides, „damit will ich, in Gottesnamen, bis nächsten Montag auslangen. — Nun aber zu etwas Wichtigerem, als dieser lumpigen Geldfrage. Wann werden Sie endlich bei Ostenried Ihre Aufwartung machen?“

„Damit," antwortete der Abbé etwas erstaunt, daß sein Genosse auf dieses Thema zu sprechen kam, „damit hat es wohl noch Zeit. Ich möchte die Aufmerksamkeit dieses allgewaltigen Mannes, der die Hauptmaschen des ungeheueren Netzes der österreichischen geheimen Polizei in seinen Händen hält, nicht voreilig auf uns lenken, denn, wie Ihnen bekannt, dürfte, einer gewissen Vergangenheit wegen, Herr von Ostenried mein plötzliches Auftauchen in Wien nicht sehr angenehm sein. Es gibt Dinge, an welche große Herren nie und nimmer gemahnt werden wollen."

„Papperlapa!" rief der Pseudograf verächtlich, „das ist Ihre und Ostenried's Sache und nicht die meinige; ich will, ich muß binnen drei Tagen in seinem Hause vorgestellt werden."

„Hm!" meinte der Abbé nach einer kurzen Ueberlegung, „für unsere Zwecke wäre es am Ende so übel nicht, wenn die Welt erfährt, daß Sie bei Ostenried Zutritt haben. Kein Mensch wird dann wagen, die Echtheit Ihres Titels zu bezweifeln, wenn der Mitchef der allwissenden geheimen Polizei Sie der vornehmen Gesellschaft, die sich in seinem Salon versammelt, einmal als Graf Adalbert von Florencourt vorgestellt hat. — Ist dies geschehen, dann könnten wir unser Geschäft mit mehr Sicherheit, vielleicht den Umsatz unserer Erzeugnisse auf hiesigem Platze sogar direct betreiben."

„Diese Erwägungen Ihres speculativen Kopfes," lachte der Berliner, „sind für mich reine Nebensache. Die Beschaffung des Geldes, dessen ich benöthige, bleibt ganz und gar Ihre Sorge. Für mich handelt es sich in diesem Augenblicke um einen wichtigeren, interessanteren Grund, das Haus Ostenried's zu betreten, denn ich bin — verliebt, rasend verliebt, so verliebt, daß Sie mich bereit sehen, jede, auch die größte und gefährlichste Thorheit zu begehen!"

„Erklären Sie sich näher," sagte Krunner ganz erschrocken, denn die Augen seines Genossen loderten so unheimlich, daß er an der Wahrheit der Worte des Pseudografen nicht zweifeln konnte.

„Ich habe," erwiderte der Nichtswürdige mit vor Aufregung bebender Stimme, „vorgestern im Burgtheater an Ostenried's Seite ein weibliches Wesen gesehen, das meine Sinne und Begierden im höchsten Grade entflammte. Und dieses verführerische Wesen, diese Perle der Schöpfung muß mein sein und sollte ich tausendfach darüber zugrunde gehen!"

„Ah!" entgegnete der Abbé erleichtert aufseufzend; „Sie sind in Madame de Brevet, Herrn von Ostenried's Concubine verbrannt

— ha, ha, ha! Beruhigen Sie sich, mein junger Freund; da wird es nicht viel Mühe kosten, recht bald zu reussiren. — Madame de Brevet ist sehr gefällig, wirklich sehr gefällig gegen junge Männer von Ihrem Exterieur. Man erzählt sich hundert artige Geschichten davon, und Herr von Ostenried, der fast Alles weiß, selbst das Geringfügigste, was in dem Bedientenzimmer eines hochgestellten Diplomaten zu Paris, Berlin, London oder Petersburg vorgeht, ist der Einzige, der davon nichts weiß. — Also keine Sorgen, junger Mann — um Madame de Brevet zu besitzen, wie Sie es wünschen, brauchen Sie nicht einmal die Löwenhöhle des gefährlichen Polizisten zu betreten. Ein Ritt n den Prater, wenn die Holde dahin fährt, ein kleines Kreuzfeuer von Blicken, ein wenig Auf- und Abgaloppiren, dann ein duftendes Billet-doux, und ich wette meinen Kopf darauf, die niedliche Französin liegt schmachtend in Ihren Armen. — Oh," schloß Krunner selbstgefällig, „wir verstehen uns darauf, wir besitzen Praxis in solchen Dingen und damit Sie sehen, wie gerne ich Ihnen diene, will ich die ganze Affaire arrangiren. So etwas macht mir immer Spaß, köstlichen Spaß!"

„Ich danke Ihnen," sagte der Pseudograf kalt, „ich danke Ihnen vielmals für Ihre Freundlichkeit, denn — alle Ihre Voraussetzungen sind falsch."

„Teufel!" rief Krunner eben nicht angenehm erstaunt und von neuen Besorgnissen erfüllt.

„Das Ziel meiner glühenden, unbezähmbaren Wünsche ist nicht Madame de Brevet," fuhr Florencourt fort, eine geheime Freude daran findend, den Abbé zu quälen, der sich ihm gegenüber sehr gerne die Rolle eines Mentors erlaubte und in Geldsachen stets eine große Zähigkeit hinsichtlich der, freilich zumeist unverschämten Anforderungen des sinnlosen Verschwenders bewies.

„Nun, wer ist es denn?" polterte Krunner und stieß den Stuhl, auf dessen Lehne er sich gestützt hatte, heftig auf den Boden.

„Es ist Hermine, die reizende engelgleiche Hermine, Ostenried's einzige Tochter!" entgegnete der junge Mann trocken.

Der Abbé prallte ein paar Schritte zurück, dann stierte er eine Weile den Pseudografen ganz verdutzt an, als ob er seinen Ohren nicht trauen wollte.

„Unglückseliger!" rief endlich Krunner die Hände über den Kopf zusammenschlagend; „Unglückseliger! Was wollen Sie beginnen? Wissen Sie nicht, daß die ganze Stadt davon spricht, Hermine von Osten-

ried sei die Braut eines Schützlings des allmächtigen Staatsrathes, eines gewissen Julius von Dahlberg, eines Mannes von allen möglichen körperlichen und geistigen Vorzügen. Hüten Sie sich, mit ihm in Concurrenz zu treten, seine Eifersucht, seinen Haß herauszufordern. Die Liebe sieht scharf — er wird Ihr Geheimniß durchschauen und wir Alle sind verloren. — Lieber, lieber Freund, nehmen Sie Vernunft an, nur dieses einzige Mal! Verzichten Sie auf Ihre gefährliche Marotte, — tausend schöne Weiber und Mädchen können Sie als Ersatz finden! Nennen Sie mir irgend eine andere, als Hermine, und ich will Ihnen behilflich sein zu deren Besitz mit aller Praxis und Schlauheit, die mir in dieser Richtung zu Gebote steht. Nicht wahr, guter, theurer, schöner, allerliebster Freund, Sie schenken meinen Worten Gehör, Sie folgen mir für dieses Mal?"

Krunner streckte bittend die Hände dem jungen Manne entgegen, der phlegmatischen, aber ganz entschiedenen Tones sagte:

„Für dieses Mal weniger als je. Es bleibt dabei, daß Sie mir sobald als möglich Zutritt in Ostenried's Haus verschaffen. Uebrigens sind Sie betreff jenes Dahlberg nicht ganz gut unterrichtet. Er war wohl Herminens Bräutigam, aber seit etwa drei Wochen zieht er sich in fast demonstrativer Weise zurück. Das Fräulein ist für den Augenblick trostlos, den sie liebt Dahlberg wirklich; aber da weder Hermine noch sonst Jemand einen vernünftigen Grund des sonderbaren Benehmens des Ungetreuen anzugeben weiß, so wird nach allen Gesetzen gesunder Logik und der „Physiologie" der Weiberherzen der Stolz in ihr sich empören, und aus diesem Stolze das Bedürfniß nach Revanche sich entwickeln. — Dieses letztere Stadium ihrer Gemüthsverbitterung soll mir, ohne daß sie es ahnt, den Weg in ihr Vertrauen bahnen, aus diesem Vertrauen werden Verbindlichkeiten entstehen u. s. w. Vor Allem muß ich aber mit Hermine näher bekannt werden und darum nochmals und zugleich zum letzten Male, mein lieber Abbé — binnen drei Tagen will ich in das Haus Ostenried's eingeführt sein. Uebermorgen, Montag, zwölf Uhr, hole ich mir Bescheid und — Geld. Adieu!"

Nach diesen Worten verließ der Pseudograf das Comptoir ohne Gruß, oder auch nur den Hut zu rücken.

„Ein schrecklicher Kerl!" murmelte Krunner ganz außer sich und faßte dabei, ein sicherer Beweis seiner Rathlosigkeit und Bestürzung, die dünnen Locken seiner Schläfe.

„Wohin soll dies führen?“ begann der Abbé, nach einer Weile mit sorgenschwerer Miene im Zimmer auf und abgehend, „dieser elende Bursche ist mir im Handumkehren über den Kopf gewachsen. Beim Styx! hätte ich schon in Nürnberg von der Art und Weise gewußt, wie der Berliner dazu kam, sich jetzt Graf von Florencourt zu nennen, ich würde es mir überlegt haben, mit solch' einem gefährlichen Menschen mein eigenes Geschick zu verflechten. Jetzt kommt die Reue über meine Unvorsichtigkeit freilich viel zu spät! Wenn sich an mir nur nicht das Sprichwort bewahrheitet: „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen!“ Potzwetter, angesichts der scheußlichen Lage, in die mich Pfeifer gebracht, ist das für mich keine leere Phrase, denn an seinen Papieren klebt Blut, viel Blut, edles Blut, das heute oder morgen vielleicht nicht vergebens um Rache schreit. — Doch, was nützen jetzt alle diese schönen Reflexionen. Ich muß dem Tollkopf zu Willen sein, oder er begeht wirklich eine Unvorsichtigkeit, die uns das so schön begonnene Geschäft mit den Banknoten verdirbt, wo nicht gar noch Schlimmeres an den Hals zieht. — Also frisch daran!“ ermunterte und ermuthigte sich der Abbé, der, ein energischer Charakter, wie er war, nichts von heute auf morgen verschob, das er einmal thun mußte, mochte es ihm auch noch so schwer oder unangenehm fallen.

Er holte aus einem Schranke, der im Comptoir stand, einen feinen, schwarzen Gehrock hervor, säuberte sorgfältig Gilet, Beinkleid und Schuhe vom Staube, bürstete mit pedantischer Achtsamkeit seinen Dreispitz und rief endlich in den Keller hinab nach Schliper, der daselbst eben damit beschäftigt war, einige im Laufe des Vormittags angekommene Kisten mit feinen Rheinweinen zu öffnen und die einzelnen Flaschen entsprechend unterzubringen, und dabei den Inhalt der einen oder der anderen einer Mundprobe zu unterziehen.

„Schliper, Schliper!“ mahnte der Abbé ernst, als der Magazineur ziemlich unsicheren Schrittes in das Comptoir wankte; „Sie thun des Guten zu viel! Wenn Sie angetrunken sind, wissen Sie nie, was Sie sprechen. Das kann Ihnen, das kann uns Alle zu Schaden bringen. Ich will gar nicht des Werthes der kostbaren Waare gedenken, welche Sie wie pures Wasser durch Ihre ewig durstige Kehle gleiten lassen.“

„Nun gut,“ erwiederte Schliper mit etwas schwerer Zunge und warf verächtlich dem Abbé einige Banknoten vor die Füße, „da machen Sie sich bezahlt für die Paar Schlucke; will nichts geschenkt haben, aber

hören Sie mir endlich einmal auf mit ihrer ewigen Nergelei. Das Hofmeisterspielen können Sie nicht aus den Gliedern bringen; bei mir lassen Sie es in Zukunft fein bleiben oder meine Fäuste tanzen eines Tages auf Ihrem breiten Rücken auf und nieder wie ein Hagelwetter, ha, ha, ha!"

Krunner entfernte sich rasch aus dem Comptoir; er wußte, daß mit Schliper, wenn derselbe einmal einen „Stich" hatte, nichts anzufangen war.

„Na, warte nur, gemeine Bestie!" murmelte er am ganzen Leibe vor Wuth zitternd vor sich, „diese Drohung will ich Dir schon einbringen. — Da lobe ich mir meinen „Mann für Alles!" Der besitzt Raison und Lebensart. Ja, es muß sein — wenn Karpeles aus Galizien zurückkehrt, will ich mit ihm unter vier Augen ein vernünftiges Wort sprechen. Er kann nur damit einverstanden sein, daß wir uns den verschwenderischen Berliner und den ordinären Trunkenbold auf gute Weise vom Halse schaffen. Der Eine wird mit seinem Antheile nie auslangen und der Andere im Rausche heute oder morgen unwillkürlich sich und uns verrathen."

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen gelangte der Abbé vom Stefansplatze über den Graben und Kohlmarkt bis auf den Ballplatz, wo das Bureau des Herrn von Ostenried in demselben Gebäude sich befand, welches der allmächtige Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürst von Metternich, dieser Grundpfeiler des Absolutismus, dieses für heilig und unfehlbar gehaltene Orakel aller Legitimisten Europa's, zu seiner Residenz erkoren hatte.

Herr von Ostenried war, das mußten ihm auch seine erbittertsten Feinde nachsagen, ein sehr fleißiger Beamter. Von zehn Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags saß er stets auf seinem Bureau und er saß nicht blos dort, sondern arbeitete auch. Diese Amtsstunden hielt er mit derart unverbrüchlicher Pünctlichkeit das ganze Jahr hindurch ein, daß Madame de Brevet während der erwähnten Stunden, vor jeder Störung sicher, zu Hause Besuche empfangen konnte, wie es ihrem so sehr liebebedürftigen Herzen gelüsten mochte.

Krunner, der schon längst über Herrn von Ostenried unter der Hand genaue Erkundigungen eingezogen hatte, wußte also, daß er den Staatsrath um diese Stunde nur auf dem Bureau treffen konnte. Uebrigens würde der Abbé Anstand genommen haben, seine erste Aufwartung dem Staatsrath in dessen in der nahen Herrngasse gelegenen

Privatwohnung zu machen, weil er nicht wußte, ob dieser große Herr sich überhaupt an seine Wenigkeit erinnern wollte.

Krunner schritt klopfenden Herzens die zwei Treppen nach dem Bureau Ostenried's hinan, denn er gedachte der Möglichkeit, ganz kurz abgewiesen zu werden. — In diesem Falle mußte er die heftigsten Vorwürfe Seitens des Pseudografen gewärtigen, der ihn der Ungeschicklichkeit oder des Mangels an gutem Willen geziehen haben würde.

Um so angenehmer war daher das Erstaunen des Abbé, als der Diener, welcher ihn angemeldet hatte, mit ungewöhnlicher Höflichkeit ihn einlud, sogleich bei seiner Excellenz einzutreten.

In tiefgebückter Haltung schob sich Krunner in das Arbeits-Cabinet des Staatsrathes, der offenbar in einer sehr gedrückten Stimmung sich befand. — Herr von Ostenried war ein Mann in den schönsten Jahren, höchstens ein Fünfziger, hochgewachsen und etwas untersetzt. Von seiner hohen Stirne spiegelte sich eine bedeutende Intelligenz ab und seine Gesichtszüge wären fast schön zu nennen gewesen, wenn sich nicht in denselben ein Uebermaß von Schlauheit, ja Verschmitztheit allzu entschieden ausgeprägt hätte. Dabei war der Blick seiner Augen von wahrhaft unbestimmbarer Couleur, stechend, lauernd, unheimlich.

„Ich habe Ihrem Besuche schon längst entgegen gesehen," begann der Staatsrath, ganz wider seine Gewohnheit als Diplomat, ohne alle Umschweife.

„Wie?" rief Krunner, der nicht wußte, ob er diesen Empfang im guten oder schlimmen Sinne deuten sollte, „Excellenz wissen, daß ich mich wieder in Wien befinde und ich hätte mich der ganz unverdienten Gnade zu erfreuen, hochdero Gedächtnisse noch nicht entschwunden zu sein?"

„Mein lieber Krunner," antwortete der Staatsrath mit Betonung, „mein Gedächtniß ist, Gott sei Dank, vortrefflich und die Verwendungsweise, die sie vor Jahren an meiner Seite gefunden, wäre übrigens ganz geeignet, auch einem schwächeren Erinnerungsvermögen, als dem meinigen, in das rechte Geleise zu helfen. Einen Mann, wie Sie, mein lieber Abbé, den „man" einmal bei gewissen delicaten Affairen in's Vertrauen zog, läßt „man" nicht mehr aus dem Auge. Ihr ganzer Lebenslauf ist seither genau in den Akten unserer geheimen Polizei registrirt geworden und von dem ersten Tage an, wo Sie von Nürnberg in Wien ankamen, stehen Sie unter Aufsicht."

Ueber letztere Mittheilung, welche an Bündigkeit wohl nichts zu wünschen übrig ließ, erschrack Krunner, der sich entdeckt und durchschaut wähnte, derart, daß der Dreispitz seiner Hand entglitt und zu Boden fiel. — Ostenried maß jedoch die Verwirrung des Abbé einer anderen Ursache bei.

„Ich kann es mir denken," fuhr der Staatsrath gelassen fort, „wie wenig erbaulich es für Sie klingen mag, daß ich von Ihrem unfreiwilligen Aufenthalte in Nürnberg weiß. Wenn ich nicht irre, hat Ihre dortige Verpflegung auf Staatskosten durch drei Jahre angedauert. Nehmen Sie sich jedoch dieses Malheur nicht allzusehr zu Herzen. Ich will mit Ihnen ganz offen sprechen. Wären Sie unbescholten geblieben, so würde ich in Ihrem Aufenthalte in der Kaiserstadt vielleicht eine Gefahr für mich selbst ersehen, und es bedürfte nur eines Wortes von mir, um Sie aus allen österreichischen Staaten abzuschaffen. So aber hängen Sie ganz und gar von meiner Gnade ab und ich hoffe, daß Sie derselben auch fernerhin durch die größte Discretion wie bisher würdig bleiben werden. Meinetwegen können Sie also ganz nach Belieben sich den Titel eines Abbé und dieses geistlichen Gewandes unberechtigterweise weiter bedienen, ja, noch mehr — ich stelle Ihnen sogar ihre völlige bürgerliche Rehabilitirung in Aussicht, wenn ich mit Ihnen zufrieden bin."

Krunner war nahe daran, über diese unverhoffte Wendung des Gespräches vor Freude einen Rundsprung zu thun.

„Excellenz!" stammelte er ganz außer Fassung, „was soll ich thun, um für eine solche Gunst zu danken! Befehlen Sie — ich werde nie einen anderen Willen haben, als den Ihrigen, nie nach etwas Anderem, als Ihrer Zufriedenheit trachten!"

„Ich nehme Sie beim Wort, mein lieber Krunner," sagte der Staatsrath, nachdem er den Abbé eine Weile scharf fixirt hatte, „vor Allem sollen Sie mir in einer Privatangelegenheit Ihre Dienste widmen."

„Ich höre, um zu gehorchen!" flötete der Abbé mit vor Demuth und Unterwürfigkeit kaum hörbarer Stimme.

„Vor einigen Monaten," fuhr Ostenried fort, „hat ein gewisser Julius von Dahlberg, welcher aus München sehr gewichtige Empfehlungsbriefe besaß, in meinem Hause Zutritt erlangt und alsbald entspann sich zwischen ihm und meiner einzigen Tochter Hermine eine Liebelei, welcher ich keineswegs hindernd in den Weg trat, im Gegen-

theil, ich ermunterte den jungen Mann dabei so weit, als es eben der Anstand nur gestatten mochte. Ich erwartete von Tag zu Tag, daß Dahlberg förmlich um die Hand Herminen's anhalten werde. Da zieht er sich vor drei Wochen plötzlich zurück. Seit dieser Zeit ist Dahlberg nur zwei Mal in meinem Hause erschienen, und zwar nur an offenen Empfangsabenden, wo die Etiquette jeden intimeren Verkehr unmöglich machte. Beinahe möchte ich glauben, daß der junge Fant an stillem Wahnsinn laborirt, denn er verschlang an jenen zwei Abenden meine Tochter mit liebeglühenden Blicken, dann wurde er bald blaß, bald roth und endlich entfernte er sich mit hellen Thränen in den Augen und so hastig, daß alle Gäste zu zischeln und zu witzeln begannen. Gleichgiltigkeit gegen das Mädchen kann es also nicht sein, aber woran liegt der Grund seines Rücktrittes und seines närrischen Benehmens? Darüber zerbreche ich mir denn ganz vergeblich seit vierzehn Tagen den Kopf. Ich ließ Dahlberg unter einem amtlichen Vorwande genau durch die geheime Polizei überwachen, aber ohne alles Resultat. Ich muß zu anderen Mitteln greifen; ein Umstand, den Madame de Brevet, so heißt nämlich meine Haushälterin, mir gestern rapportirte, brachte von selbst Ihre Person meiner Erinnerung nahe."

Ostenried machte eine kleine Pause, da die weiteren Mittheilungen, welche ihm auf der Zunge saßen, für ihn nicht angenehmer Natur waren und er dem Abbé von seinem häuslichen Jammer nicht mehr zum Besten geben wollte, als es die Nothwendigkeit unbedingt erforderte.

„Ei der Kukuk!" dachte Krunner bei sich, „was hat denn Madame de Brevet mit mir zu schaffen?"

Dieses Räthsel sollte sich aber sofort auf eine ganz natürliche Weise lösen.

„Meine Haushälterin," begann endlich der Staatsrath von Neuem, „hat wahrgenommen, daß Hermine seit drei Tagen die Aufmerksamkeit eines jungen ausländischen Cavaliers auf sich zog, eines Cavaliers, der durch seinen Luxus, seine decente Tournure und seinen Witz bereits die Aufmerksamkeit der Haute volée erregt, obwohl er erst seit kurzer Zeit in der Residenz verweilt. Diesem Manne fehlt in der That Nichts, um vollends der Löwe des Tages zu werden, als ein pikantes Duell, ein scandalöser Streit mit der Polizei und eine Liaison mit einer sehr hohen Dame. Und dieser Cavalier ist der Graf Adalbert de Florencourt, welcher, wie die Polizei-Berichte melden, fast täglich in Ihr Comptoir im Zwettlhofe kommt, und an Ihrem Weingeschäfte mit einem namhaften Capi-

tale betheiligt sein soll. Ich trug mich daher heute mit der Absicht, Sie zu mir zu laden, um über diesen Grafen von Ihnen Näheres zu erfahren."

„Von mir?" rief Krunner etwas frappirt über diese Zumuthung, deren Befriedigung sehr gefährliche Consequenzen mit sich bringen konnte.

Dem Staatsrathe entging das Erstaunen und die Besorgniß des Abbé gänzlich, weil er auf seinem Tische nach einem Akte suchte, den er verlegt zu haben schien. Endlich fand er die gewünschten Papiere.

„Ueber den Stammbaum und die früheren Verhältnisse der Familie Florencourt benöthige ich keine Auskunft von Ihrer Seite, Herr Krunner, denn Alles dieses liegt bereits mit vollster Evidenz erhoben vor. Dieser geheime Polizeiakt ist jedoch über das Thun und Treiben des letzten Sprößlings dieser uralten Grafenfamilie während der jüngst verflossenen zehn Jahre gänzlich defect. Er schließt ab mit dem Jahre 1805, als der jetzt in Wien befindliche Graf Adalbert von Florencourt mit seinem Vater von Belgien nach England auswanderte, wo der alte Graf einen leider unbekannt gebliebenen bürgerlichen Namen sich beilegte und wie es hieß, mit den geringen Resten seines zerrütteten Vermögens sich dem Kaufmannsstande widmete. Diese Lücke nun, mein lieber Krunner, sollen Sie recht genau und recht bald ausfüllen. Es muß Ihnen ein Leichtes sein, den Grafen über die erforderlichen Daten auszuforschen; namentlich ist es für mich von Interesse, klar zu sehen, wie viel Vermögen er besitzt, ferner wann und warum er wieder auf den Continent zurückkehrte und neuerdings seine Adelsrechte geltend machte. Meine Absichten betreffs des Grafen Adalbert von Florencourt sind nämlich sehr ernster Art; ich würde, wenn er die nöthige Eignung besitzt, gar keinen Anstand nehmen, ihm meine Tochter zur Frau zu geben, denn — sie muß unter die Haube!"

„Das gnädige Fräulein," wagte der Abbé die Bemerkung, „ist aber noch sehr jung, So viel ich weiß, sind Excellenz vor zwanzig Jahren noch gar nicht verheiratet gewesen?

„Ganz richtig," entgegnete der Staatsrath, mit dem Kopfe nickend. „Hermine ist erst achtzehn Jahre alt, aber an Geist und Körper sehr entwickelt, zu sehr, möchte ich beinahe sagen, wenn ich die leidige Herrschsucht betrachte, durch welche Hermine in ihrem Bestreben nach Selbstständigkeit der armen Brevet das Leben so sehr verbittert."

Aus Ostenried's Augen schoß ein Blitz giftigen Unmuthes, als

er die letzten Worte sprach, ein Beweis, daß ihm seine Concubine mehr am Herzen lag, als sein einziges Kind, über welches er sich zu einer schreienden Ungerechtigkeit, ja zu einer Lüge hinreißen ließ, denn Hermine war ein sanftes, gutes Wesen, aber sie fühlte sich empört und entrüstet über die gleißnerische, sittenlose Französin, welche ihr die Neigung ihres Vaters stahl und sie die Tochter des Hauses nur wie eine geduldete Person zu behandeln pflegte.

„Und bis wann wünschen Euere Excellenz den Bericht über Graf Florencourt?“ stellte der Abbé ganz demuthsvoll die Frage.

„Sobald als nur möglich!“ sagte der Staatsrath, in Eifer gerathend. „Die Situation in meinem Hause fängt an, unerträglich zu werden. Erst heute Morgens setzte es wieder einen sehr heftigen Conflict zwischen den beiden Frauenzimmern ab, einen Conflict, der — ich schäme mich, es zu sagen, aber Sie zählen ja von heute an neuerdings zu meinen Vertrauten — der auf ein Haar zu Thätlichkeiten geführt hätte. Mein Entschluß steht daher auch heute fester, denn je; Hermine muß unter die Haube, oder sonst wie aus dem Hause.“

„Die Sache ist unter diesen Umständen wirklich sehr dringlich,“ bemerkte Krunner in jenem bescheidenen und achtungsvollen Tone, den er so meisterhaft zu simuliren verstand, „sehr dringlich, und ich möchte mir daher einen ganz unterthänigen Vorschlag erlauben, nämlich, daß Euere Excellenz bei der ersten besten Gelegenheit den Grafen von Florencourt zu sich laden. Obwohl ich diesen jungen Cavalier eigentlich nur vom Geschäfte aus kenne und sonst mit ihm nicht weiter in Berührung komme, erlaube ich mir doch, unbeschadet der Resultate jener Nachforschungen, welche ich auf Wunsch Eurer Excellenz über sein Vorleben mit aller Genauigkeit anstellen werde, bereits zur Stunde zu versichern, daß Adalbert von Florencourt in jeder Beziehung eine glänzende Partie für das Fräulein von Ostenried genannt werden darf. Seine Jahresrente beträgt weit über hunderttausend Francs und ich habe von verläßlicher Seite in Erfahrung gebracht, daß ihm noch eine sehr bedeutende Erbschaft zu London in Aussicht steht. Nur ein Bedenken muß ich pflichtgemäß gegen ihn geltend machen, und wer weiß, ob dadurch Euere Excellenz sich nicht bestimmt finden wird, die ganze in Rede stehende Combination aufzugeben.“

„Ei, lassen Sie hören?“ entgegnete der Staatsrath rasch und mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Graf Adalbert von Florencourt,“ sagte Krunner mit

höchst wichtigthuerischer und geheimnißvoller Miene, „ist in politischer Beziehung von gar sehr bedenklicher Gesinnung. Er schwärmt für die Ideen der großen französischen Revolution, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so unterhält er sogar einen intimen Verkehr mit den ersten Koryphäen der Umsturzpartei."

„Um so besser, um so besser," rief der Staatsrath vergnügt die Hände reibend; „da treffen wir ja zwei Fliegen mit einem Schlage. Wenn Sie, mein lieber Krunner, Ihre einstige vielbewährte Gewandtheit seither nicht völlig eingebüßt haben, muß es für Sie ein leichtes sein, im Interesse der Staatspolizei das ganze Thun und Treiben des Grafen geschickt auszunützen, wofür Sie natürlich auf bedeutende Gegendienste von Seite des geheimen Fonds, sowie auf persönliche Protection rechnen können. — Preisen Sie also den guten Einfall, der Sie hierher geführt, dreimal glücklich. — Mein Verlangen, den Grafen kennen zu lernen, ist natürlich jetzt nur um so größer, denn ich sehe die Möglichkeit vor mir, meine Bestrebungen als Vater auf sehr harmonische Weise mit meinem Eifer für den Allerhöchsten Dienst zu liiren. Also Krunner, lieber Krunner, wie meinen Sie, es anzufangen, daß ich Florencourt wie zufällig begegne, he?"

„Das würde sich sehr leicht arrangiren lassen, falls Eure Excellenz gesonnen wäre, heute eine kleine Ausnahme von der Regel zu machen."

„Erklären Sie sich näher."

„Der Graf besucht täglich regelmäßig zwischen zwei und drei Uhr, bevor er zum Diner sich begibt, die „drei Laufer" hier ganz in der Nähe, um ein Gläschen Madeira zu genießen. — Falls sich Eure Excellenz um diese Stunde dahin bemühen wollten, würde sich das Uebrige wohl von selbst finden."

„Ah! Sie meinen die Delicatessenhandlung an der Ecke des Kohlmarktes und der Herrengasse? Ein sehr anständiges Locale, das unsere Cavaliere mit Vorliebe besuchen. Eh bien! Es kann Niemandem auffallen, wenn auch ich mich einmal dort sehen lasse. Gut! Ihr Rath soll befolgt werden. Doch wie erkenne ich Florencourt?"

„Wenn Eure Excellenz gestattet, werde auch ich dort erscheinen, u. z. unter dem Vorwande, den Grafen in einer Geschäftsangelegenheit zu sprechen. Ich werde dann Florencourt auf Ihre Person aufmerksam machen und es steht wohl Tausend gegen Eins zu wetten, daß der junge Mann dann von selbst trachten wird, mit dem Vater der Dame seines Herzens ein Gespräch anzuknüpfen."

„Vortrefflich!“ erwiderte Ostenried mit der Zunge schnalzend, „ich sehe schon, daß Sie an Brauchbarkeit nichts eingebüßt haben. Soll auch Ihr Schade nicht sein. Noch heute Abends werde ich Sr. Durchlaucht dem Fürsten Metternich den Vorschlag machen, Sie als Chargés d'Affaires zu engagiren; ich biete Ihnen 300 Gulden Honorar per Monat. Sind Sie damit zufrieden?“

Der Abbé wurde durch diesen Antrag so entzückt, daß er kaum seinen bejahenden Dank zu stammeln vermochte. Das Geld war übrigens nicht die Ursache seiner freudigen Erregung, weil das uns bekannte „Compagnie-Geschäft“ ihn binnen Jahresfrist zum reichen Manne machen mußte. — Er schlug ganz richtig den geheimen Schutz, der ihm durch seine Stellung als geheimer Agent zu Theil wurde, weit höher an, und in zweiter Linie konnte in späterer Zeit sogar sein Ehrgeiz auf diesem Wege volle Befriedigung finden.

Der Staatsrath sah wiederholt nach der Uhr, als ob er das Herannahen der zweiten Nachmittagsstunde gar nicht zu erwarten vermöge. — Aber er mußte sich noch eine gute halbe Stunde gedulden. Da er heute von seinen häuslichen Sorgen den Kopf übervoll hatte, so verspürte er wenig Lust zur Arbeit und hielt deshalb den Abbé, der sich verabschieden wollte, zurück, um mit ihm zu plaudern. — Krunner mußte ihm seine ganzen Erlebnisse während der letzten zwanzig Jahre in allen Hauptmomenten mittheilen und der Abbé hütete sich wohl, auch nur eine einzige Unwahrheit dem in der That so ziemlich allwissenden Staatsrathe aufheften zu wollen, so weit sein Lebenslauf bis zur Entlassung aus dem Zuchthause in Nürnberg reichte. Von da ab stimmte natürlich seine Erzählung nur theilweise mit dem richtigen Sachverhalte überein, da er die Fabel von seinem Weingeschäfte, dessen Comptoir im Zwettlhofe sich befand, consequent aufrecht erhalten mußte.

„Ich begreife nicht,“ sagte schließlich Ostenried, sich vom Stuhl erhebend, da die Pendule in seinem Arbeitscabinete soeben die zweite Nachmittagsstunde schlug, „ich begreife nicht, daß Sie ein Individuum, wie jenen Schliper, den Sie selbst nur als einen Vagabunden erster Classe schilderten, als Magazineur bedienten konnten.“

„Ja, sehen Sie, Excellenz,“ entgegnete Krunner seufzend und mit fromm verdrehten Augen, „das ist der Fluch der bösen That. Dieser Mensch kennt mich leider von Nürnberg aus und da er mit mir nach Wien fuhr, was ich ihm füglich nicht verwehren konnte, so mußte ich auf Mittel bedacht sein, sein Interesse mit dem meinigen zu ver-

flechten, damit er nicht Dinge ausplaudere, welche hier meinem Rufe geschadet hätten.

„Sehen Sie nur zu, lieber Krunner, daß dieser Mensch keine Blamage herbeiführt," bemerkte der Staatsrath nach der Thüre schreitend, „sollte er sich aber einmal ungeberdig benehmen, so brauchen Sie nur ein Wort zu sagen und der Kerl wird einfach verschwinden, dazu — Gott sei Dank — besitzen wir Mittel und Wege genug."

„Es macht sich immer besser!" jauchzte der Abbé in seinem Innern, während er mit knechtischer Unterwürfigkeit hinter Ostenried die Thüre schloß.

Krunner folgte seinem wiedergefundenen Gönner in einiger Entfernung durch die Schauflergasse nach, da er erst etwas später als der Staatsrath bei den „drei Laufern" eintreten wollte.

Er weidete sich im Vorhinein an dem Erstaunen des Pseudografen, der wirklich täglich zwischen zwei und drei Uhr die in Rede stehende Weinstube besuchte, aber von den raschen und überraschenden Erfolgen Krunner's gar keine Ahnung besaß.

„Ich habe," calculirte der Abbé, während er auf dem Michaelsplatze einige Mal auf und abschritt, damit der Staatsrath den verabredeten Vorsprung gewinne, „ich habe da mit dem Märchen von der politischen Bedenklichkeit des Herrn Grafen einen sehr kecken, ja gefährlichen Coup gewagt, den mir ohne alle reifliche Ueberlegung nur der Augenblick eingab. Solche Ideen sind mir aber in der Regel die besten und fruchtbringendsten. Selbstverständlich soll und darf der Berliner nicht wissen, daß ich ihn zum Jacobiner gestempelt habe; hm! Vor Allem heißt es nun, eine Conspiration erfinden, eine kleine Verschwörung von Schrott und Korn, in die am Ende auch mein theurer Florencourt derart verwickelt wird, daß ihn selbst die Protection Ostenried's nicht zu retten vermag."

„Ha, ha, ha! Ein köstlicher Gedanke," lachte er vor sich, den bodenlosen Verschwender auf diese wohlfeile Weise in die Flucht zu schlagen. „Schliper ist ohnehin bereits so gut als „verpflegt." Bravo, Krunner, bravo! Muß Dich selbst loben, Du schlaue Canaille! Soll ich vielleicht auch Karpeles bei dieser Gelegenheit springen lassen? Es ginge dies schon in Einem, und ich stünde dann allein, das heißt rein da. Diese Frage wollen wir noch offen lassen; aufrichtig gesagt, steht mir der „Mann für Alles" gar sehr zu Gesicht, denn er ist verschwiegen und gediegen — also meinetwegen, der Jud „soll noch leben und gesünd

bleiben" — wenigstens bis auf weiteres. Das Verderben der zwei Andern aber betrachte ich als eine endgiltig gelöste Principienfrage. Doch sapperlot! Jetzt ist es höchste Zeit, daß ich bei den „drei Laufern" als Deus ex machina erscheine.

Der Pseudograf erstaunte, als er von dem Abbé in diesem Locale aufgesucht wurde. Krunner, in dessen Plane es nicht lag, dem Berliner seine heute wiederangeknüpften Beziehungen zu Ostenried auch nur im Entferntesten zu verrathen, war um einen geschickten Vorwand seines Erscheinens bei den „drei Laufern," wohin er sonst nie kam, nicht verlegen. Er theilte Florencourt mit, daß er zwar einen Versuch gemacht, den Staatsrath zu treffen, derselbe aber merkwürdigerweise nicht auf dem Bureau zugegen gewesen sei. Gleichsam um den jungen Verschwender zu begütigen, zeigte sich Krunner erbötig, dem Herrn Grafen schon heute, statt übermorgen, mit 500 Gulden zu Diensten zu stehen. Das Geld wurde natürlich von dem Berliner ohne Anstand entgegengenommen, hierauf aber der Abbé von ihm mit der eindringlichen Ermahnung verabschiedet, bis Montag das „Uebrige" zu Stande zu bringen.

Der Spitzbube Krunner that sehr niedergeschlagen und unschlüssig, und einen schweren Seufzer ausstoßend, wandte er sich zum Gehen, ein ergreifendes Bild personificirter Rath- und Trostlosigkeit. Da fuhr er plötzlich wie freudig erschreckt zusammen, und trat wieder zum Pseudografen, der an einem Tischchen Platz genommen hatte, wo er sein Gläschen Madeira schlürfte, dabei in Bäuerle's „Theaterzeitung" blätternd.

„Merkwürdig!" lispelte Krunner dem Berliner in's Ohr, „dort beim Fenster, rechts, sitzt Ostenried. Jetzt nimmt er gerade die „Wiener-Zeitung zur Hand; Sie können sich in seiner Person nicht irren. Hoffentlich werden Sie die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen wissen, Adieu!"

Der Abbé drückte sich zur Thüre hinaus. Der Pseudograf erhob sich von seinem Sitze und nahm, vor sich hinbrummend, daß es in der Ecke, wo er bisher gewesen, zum Lesen zu finster sei, an dem Fenstertische Platz, wo der Staatsrath ganz allein sich befand. Natürlich grüßte Florencourt, als er sich niedersetzte, und sein Gruß wurde sehr höflich erwidert. Ehe zehn Minuten vergingen, befanden sich beide Herren in ein sehr lebhaftes Gespräch über das Theater verwickelt. In der zweiten Viertelstunde tauschten Ostenried und der Graf bereits ihre

Karten aus und zwar Ersterer mit der Einladung des jungen Mannes zum heutigen Abendthee.

Kurz vor drei Uhr trennten sich die beiden Männer, von denen einer den anderen überlistet zu haben glaubte, während alle Zwei nur die Gefoppten des schlauen Abbé waren.

Der Staatsrath kehrte nach dem Bureau zurück und der Pseudograf rollte in einem eleganten Cabriolet auf den neuen Markt, wo er in dem damals beliebtesten Stelldichein der Cavaliere Wien's, der sogenannten „Mehlgrube,“ heutzutage Hotel Munsch, in Gesellschaft von Fürsten und Grafen das Diner einnahm.

VIII.

Aus der guten alten Zeit.

Um nicht den Verdacht der Unwahrscheinlichkeit, der Uebertreibung und der Gehässigkeit auf uns zu laden, wenn wir späterhin die ganze schmachvolle Vergangenheit des Staatsrathes von Ostenried enthüllen und in diesem Manne das lebensgetreue Bild einer Metternich'schen Creatur liefern werden, jener Species von Staatsverderbern, welche Oesterreichs Schicksale durch Jahrzehnte lenkten und den Grund zum Ruine und Verfalle der Monarchie legten, wollen wir hier einige Seiten der Charakteristik einer Epoche widmen, deren Anpreisuag als die „gute alte Zeit“ von den Stimmführern der Reaction und dem blind nachbetenden bornirten Spießbürgerthume auch heut zu Tage noch so gerne beliebt wird.

Vor Allem müssen wir in's Auge fassen, daß Metternich und sein System nur unter den damaligen Verhältnissen des österreichischen Kaiserstaates möglich war.

Die Meinung, daß der Staat das Privateigenthum des Fürsten sei, dieser allein und ausschließlich über den ersteren zu verfügen habe, war überaus mächtig in Kaiser Franz, und vertrat bei ihm die Stelle politischer Grundsätze. Sowohl natürliche Anlage als Erziehung hatten diese beschränkte Auffassung des Staatswesens in Kaiser Franz frühzeitig entwickelt. Diesem Glauben an die eigene rein individuelle, von Außen völlig unabhängige Machtvollkommenheit gesellte

sich noch die Furcht hinzu, daß menschliche Bosheit sich verschworen habe, ihm sein rechtmäßiges Eigenthum, nämlich den Staat, streitig zu machen. Der Widerstand der ungarischen Stände, welche er als Rebellen betrachtete, der langwierige, fast ununterbrochene Krieg gegen die ländergierige, französische Republik und den gewaltthätigen Napoleon, maßlose Leidenschaften und wahrhaft übertriebene Ansprüche auf der einen, grobe Rechtsverletzungen und frevelhafte Willkür auf der andern Seite — diese Erlebnisse und Wahrnehmungen steigerten natürlich die Angst des Kaisers, und ließen ihn krankhaft nach den Beweisen seiner wirklichen Macht spähen. Dazu kam noch der geringe Zusammenhang der einzelnen Reichstheile untereinander, die in der That in Oesterreich so schwierige Erkenntniß der Staatsidee und der deßhalb hier auch bei politisch gebildeten Herrschern so natürliche Glaube an die große Bedeutung ihrer Person.

Imponirende Formen besaß übrigens der Absolutismus, zu welchem sich Kaiser Franz bekannte, keineswegs; zuweilen wirkte das persönliche Verhältniß des Kaisers zu seinen Unterthanen, die mitunter wahrhaft naive Verwechslung des Staatshaushaltes mit einer Privatwirthschaft recht ergötzlich. Die Einfalt der Bewohner entlegener Provinzen dachte sich die Person des Kaisers allgegenwärtig und allmächtig, und belästigte den Monarchen mit allen erdenkbaren Anliegen. Doch konnten nur Schmeichler diese Regierungsweise eine patriarchalische nennen; auf die Gesinnung, daß heißt auf die Anhänglichkeit an die Person des Kaisers, auf unbedingten Gehorsam und unbegrenzte Unterwürfigkeit unter die Befehle des Herrschers wurde das größte Gewicht gelegt, und diese Eigenschaft von allen Staatsdienern streng gefordert. Da es aber schier nicht möglich war, ein unmittelbar gemüthliches Verhältniß zwischen dem Herrscher und den Millionen Beherrschten zu erhalten, die verlangte Anhänglichkeit nur in wenigen Fällen auf einer persönlichen Bekanntschaft beruhte, so mußte ein eigenes Organ geschaffen werden, um über die Liebe und Treue der Unterthanen Buch und Rechnung zu führen. Und dieses Organ war unter Kaiser Franz die Polizei, mit völlig unumschränkter Vollmacht und dem traurigen Rechte ausgestattet, jeden Einzelnen insgeheim zu beobachten, eine ausgedehnte Spionage einzuführen, und hinterrücks nach Belieben Anklagen zu schmieden.

Auf diese Weise verwandelte sich die sogenannte patriarchalische Verfassung in ein System des empörendsten Polizeidruckes. Die Verantwortlichkeit für dieses System wurde, als die öffentliche Meinung in Oesterreich sich frei äußern durfte, nämlich nach dem Jahre 1848,

ausdrücklich dem Kaiser Franz aufgebürdet und er gleichsam als der Erfinder der ausgebildeten Lauscherkunst verurtheilt, aber ganz mit Unrecht. Zu Anfang seiner Regierung las er die geheimen Polizeiberichte nur, um sich zu unterhalten und an den darin weitläufig geschilderten Persönlichkeiten und Begebenheiten zu ergötzen, denn sie vertraten die Stelle einer vertrauten, unter den herrschenden Censurverhältnissen nicht druckfähigen Localchronik. Allmälig wurden sie aber zum Gradmesser der Würdigkeit seiner Umgebung und der Beamten überhaupt; sie gewannen eine politische Bedeutung, indem sie sich über Aeußerungen hervorragender Persönlichkeiten ergingen, Züge ihres Freimuthes und selbstständigen Urtheiles mittheilten oder auch — erfanden und darauf berechnet waren, den Argwohn des Kaisers und sein gewohnheitsmäßiges Mißtrauen stets zu nähren. Doch bewahrten Klatschgeschichten und Enthüllung privater Verhältnisse für den Kaiser stets die größte Anziehungskraft. Man muß jedoch der Wahrheit gemäß gestehen, daß die Polizei, ursprünglich ein bloßes Werkzeug, sich später selbstständig zu machen verstand, und weit über die Absichten des Kaisers hinaus ihre Wirksamkeit ausdehnte, ihre Macht stärkte. Ja, es kam schließlich soweit, daß die Polizei, indem sie dem Kaiser einzelne Thatsachen verschwieg und andere ausführlich schilderte, natürlich mit den ihr beliebigen Abänderungen, gleichsam den Monarchen selbst unter ihre Obhut stellte und von sich abhängig machte.

Eine solche Verkehrung der Verhältnisse, daß, wer unbedingt herrschen wollte, zuletzt von ganz untergeordneten Personen beherrscht und betrogen wurde, war überhaupt in Oesterreich von jeher nichts Seltenes und in keinem Lande der Glaube an die leichte Zugänglichkeit des Cabinets auf Hintertreppen so sehr verbreitet und ihre Benützung auch so allgemein, wie in dem alten Kaiserstaate. — Unter diesen Umständen mußte sich auch der Glaube des Kaiser Franz, daß sein Wille allein in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung gelte, trotz seiner Eifersucht auf jede fremde Kraft, als ein Irrwahn erweisen.

Die Gesinnung dieses Monarchen documentirte sich wohl am besten in der Ansprache, welche er im Jahre 1821 bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Laibach an die Professoren des dortigen Lyceums hielt.

„Halten Sie sich an das Alte," sprach der Kaiser, „denn dieses ist gut und unsere Vorfahren haben sich dabei gut befunden, warum sollten wir es nicht? Es sind jetzt neue Ideen im Schwung, die ich nie billigen kann, nie billigen werde. Enthalten Sie sich von diesen und

halten Sie sich an das Positive, denn ich brauche keine Gelehrten, sondern brave Bürger. Die Jugend zu solchen zu bilden, liegt Ihnen ob. Wer mir dient, muß lehren, was ich befehle. Wer das nicht kann, oder mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehen, oder ich werde ihn entfernen."

In diesen Worten begegnen wir auf evidente Weise der diesem Monarchen so sehr geläufigen Verwechslung des Staates mit der eigenen Person, seine grimmige Abneigung gegen selbstständige Gedanken und freiere Anschauungen. Dagegen offenbart das eintönige Wiederholen des: „Ich will, Ich befehle," auch die schwache Seite seiner Natur, den rein formellen Eigensinn, der im unmittelbaren Verkehr ängstlich geschont werden mußte, aber auf Schleichwegen leicht bethört werden konnte, so daß eine thatsächliche und umfassende Selbstregierung von der Seite des Kaiser Franz gar nicht möglich war.

Einen weiteren höchst charakteristischen Pendant über die Denkungsweise des Kaisers lieferte der allgewaltige Polizeichef Graf Sedlnitzky, welcher eines Tages vor Zeugen äußerte: „Der Kaiser will das rein Monarchische und das rein Katholische, weil Eins das Andere unterstützt. Das Josephinische System war der Anfang, Religion und Monarchie zu untergraben. Es ist in seinen Grundsätzen zwar vernichtet, aber leider noch nicht in seinen Folgen."

Würde Jemandem die Aufgabe gestellt, eine Maschine zu erfinden, die sich zwar mit gewaltigem Lärm dreht, aber doch niemals fortbewegen kann, der fände dieselbe in der Einrichtung der österreichischen Staatsverwaltung, wie sie unter Kaiser Franz und zwar zumeist durch seine Schuld sich ausgebildet hatte, auf das Sinnreichste gelöst. In allen Angelegenheiten, welche sich der Kaiser nicht zur persönlichen Beschlußfassung vorbehielt, übten die Behörden eine völlig unbeschränkte Macht, welche in manchen Fällen sogar in den Kreis förmlicher Souveränitätsrechte übergriff. Während z. B. nur der Kaiser den einzelnen Mann vom Soldatendienste befreien konnte, lag die Feststellung der Größe der Armee in der unbestrittenen Befugniß des Hofkriegsrathes; Straßenräumer, bei Staatsbauten verwendete Taglöhner konnten nur durch eine kaiserliche Entschließung ein kleines Gnadengehalt, ein wahres Almosen erhalten, aber die einschneidendsten Finanzoperationen führte die Hofkammer selbstständig aus; Ausrodungen, selbst der geringfügigsten Waldparcellen, verlangten die kaiserliche Genehmigung, daß dagegen Hofkanzleidecrete ohne Vorwissen des Kaisers in wichtigen Dingen, wie

z. B. bei principieller Auslegung der Gesetze, vollständige Gesetzeskraft besaßen, fand Jederman in Ordnung.

Die Nebenordnung der verschiedenen Provinzen, die Verschiedenartigkeit der einzelnen Landesordnungen hatte freilich niemals knappe Formen der Administration, die Sammlung aller Macht in einem einzigen Mittelpuncte in Oesterreich geduldet. Aber in den deutsch-slavischen Kronländern wenigstens hatten die Vorgänger des Kaisers Franz eine klare, einfache Geschäftsordnung durchgeführt, ein organisch abgestuftes Verwaltungssystem verwirklicht. Mochten auch die niederländischen und italienischen Provinzen mehr wie Colonien betrachtet werden und Ungarn seiner alten, wohlverbrieften Selbstständigkeit sich erfreuen, die Administration der eigentlichen Hausländer wurde im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr centralisirt und mit Rücksicht auf eine ungehemmte practische Wirksamkeit geregelt. Alle Verwaltungszweige fanden in den Wiener Hofstellen, der Hofkanzlei und Hofkammer, der obersten Justizstelle dem Hofkriegsrathe ihre Spitzen. Die Leiter der Hofstellen führten zwar nicht den Namen der Minister, übten aber factisch ihre Gewalt aus. Bei diesen sogenannten Hofstellen war die Collegialbehandlung der Gegenstände und die Entscheidung durch Stimmenmehrheit die vorgeschriebene Regel. Daneben hatte sich aber auch die sogenannte Präsidialbehandlung eingeschlichen, bei welcher Entscheidungen einseitig vom Chef der Hofstelle, ohne Zuziehung der verantwortlichen Räthe, getroffen wurden. Anfänglich fand diese Präsidialbehandlung nur in unwichtigen Dingen statt, später aber selbst in Angelegenheiten von der höchsten Bedeutung, wodurch die innere Ordnung der Hofstellen völlig zerstört wurde. Nicht minder mangelhaft war der Zusammenhang zwischen den verschiedenen obersten Verwaltungsbehörden und ihre Verbindung mit dem Kaiser. Immer mehr und mehr riß der Unfug ein, in einem Verwaltungszweige ganz unbekümmert um die Interessen eines andern zu entscheiden. Dabei hatten die Präsidenten der Hofstellen keinen unmittelbaren Verkehr mit dem Kaiser, wodurch zwar ihr Ansehen sank, aber ihre selbstständige Macht um so mehr stieg.

Die größte Verwirrung erzeugte aber in diesem administrativen Chaos die Sucht des Kaisers, persönlich recht viel zu regieren, oder besser gesagt, das Jahr hindurch eine erkleckliche Anzahl von sogenannten „Handbillets“ über die Einläufe an das „geheime Cabinet“ auszufertigen. Sei es bei den öffentlichen Audienzen, sei es auf dem Wege der Post, durfte jeder Unterthan Bittgesuche unmittelbar dem Kaiser über

reichen. Sie wurden in dem geheimen Cabinet des Monarchen geprüft und je nach dem Befunde entweder einfach den Behörden zur Entscheidung übergeben, oder auf Befehl des Kaisers einer besonderen genauen Prüfung bezüglich ihres Inhaltes unterworfen, einer Prüfung, welche in der Regel in allen Stufen der Verwaltung hindurch so gründlich vorgenommen wurde, daß schließlich kein erhebliches Resultat herauskam. Diese Weise, zu regieren, befriedigte die Neugierde des Kaisers und gab ihm den Schein einer umfassenden Thätigkeit, aber einen ersprießlichen Einfluß auf die Administration gewährte sie nicht.

Auf Anträge der Hofstellen, auf die Gutachten der Staatsräthe antwortete der Kaiser mittelst der oberwähnten „Handbillets," worin er seinen Willen aussprach, ohne ihn zu begründen oder irgendwie zu rechtfertigen. Solche Handbillets, in den späteren Regierungsjahren immer häufiger, gaben, auch aneinander gereiht, den Behörden keine Richtschnur, offenbarten keine festen, allgemeinen Grundsätze, sondern bildeten eben nur Einzelentscheidungen unter einander ohne Zusammenhang, wohl gar im Widerspruche und ganz darnach angethan, die Behörden zu verwirren und eine lässige Gedankenlosigkeit zu erzeugen.

Die Behörden verwandelten sich unter diesen demoralisirenden Einflüssen in ledige Anfragebureaux; sie zeigten sich unermüdlich, von der höheren Stelle Auskünfte zu verlangen, schoben sich gegenseitig die Arbeiten zu, verschleppten nach Möglichkeit die Geschäfte, sträubten sich gegen jede Verantwortlichkeit und fühlten sich, weil die Aktenstücke fortwährend wanderten und niemals ruhten, im Gewissen über ihre Wirksamkeit beruhigt.

Positive und tiefeingreifende Einflüsse des Kaiser Franz haben niemals stattgefunden. Die todte Masse schob sich träge weiter, und daß dieses in alle Zeiten weiter gehe, ja nichts Neues und Großes die Ruhe störe, blieb das Ziel der kaiserlichen Wünsche.

Die instinctmäßige Furcht des Kaiser Franz vor jeder selbstständigen Macht im Staate wies sowohl den Soldatenstand, als auch den Clerus in enge Schranken zurück. Die absolute Monarchie mit militärischem Prunk zu umkleiden, den weißen Soldatenrock als den eigentlichen Rock des Kaisers auszurufen, das fiel dem Kaiser Franz nie bei und dies war vielleicht die einzige Lichtseite seiner Regierung, wenn sie auch nicht auf edleren Motiven, sondern nur auf der Alles nivellirenden Macht des Absolutismus beruhte. Kaiser Franz sah in der Armee nur eine anders gekleidete Dienerschaft, zu unbedingtem Gehor-

die später aus Wien verbannte Schauspielerin D. des Josefstädter Theaters leitete, und glänzte durch seine Anwesenheit bei den berüchtigten Adamitenbällen, wo die paradisische Unschuld wenigstens in der Tracht wieder hergestellt war. — Kaiser Franz erfuhr davon durch den Grafen Sedlnitzky und verbot, sehr entrüstet, seinem General-Adjutanten den Hof. Aber schon nach wenigen Tagen wurde Kutschera bei den Streichquartetten schwer vermißt. Er bekam den Befehl, vor dem Kaiser zu erscheinen. Dem Sünder war äußerst schlecht zu Muthe; er fürchtete eine schwere Strafe, wenigstens die Verbannung von Wien. — Der Kaiser begnügte sich aber, indem er mit seinem kalten Auge den Zerknirschten von oben bis unten maß, laut auszurufen: „Na, Sie müssen Ihnen schön ausg'nommen hab'n auf'm Ball.“ — Das war die ganze Strafe. Am Abend war die Bratsche wieder versorgt. — — —

Kutschera war übrigens nicht der einzige sittenlose und ausschweifende Mensch, der am Wienee Hofe geduldet wurde. Auch die beiden Obersthofmeister, die Fürsten Trautmannsdorf und Rudolf Colloredo, genossen in dieser Hinsicht des schlechtesten Rufes und lieferten der Scandalluft der Hauptstadt, so lange sie lebten, unerschöpfliche Nahrung, wie denn überhaupt Wien in der Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse von jeher die Nachbarschaft des Orients in bedenklicher Weise verrieth.

Es thronte in jener frömmelnden Epoche in der Kaiserstadt nicht etwa die zierlich heitere Galanterie, es herschte nicht der übersprudelnde Genußsinn, der Maß und Schranke überschreitet, weil die Kraft schäumt und das junge Blut erhitzt ist. Residenzen, wo die reichen und vornehmen Müßiggänger eines ganzen Reiches zusammenströmen, sind nun einmal keine Mönchsklöster. Aber es widert an und muß empören, daß verlebte Männer und geile Greise sich in dem schmutzigen Treiben gefielen, schamlos ihre gemeine Gesinnung zur Schau trugen, und bei ihren sündhaften Wegen sich überdies gewöhnlich nur an die wohlfeilsten Quellen hielten. Nymphen, von der Straße aufgelesen, und unsaubere Mägde genügten den nicht minder unsauberen hochgebornen Wüstlingen, deren Sitten leider später sich auch in bürgerliche Kreise verpflanzten, und insbesondere in der localen Literatur noch lange nachklangen.

Doch für heute genug hievon. Wir behalten uns vor, an geeigneter Stelle weitere Streiflichter auf die „gute alte Zeit“ und deren Hauptträger zu werfen.

IX.

Das Kind der Komödiantin.

Es war ein düsterer, unfreundlicher Novemberabend. Den ganzen Tag über hatte es in Strömen geregnet und mit Einbruch der Nacht trat einer jener qualmähnlichen, übelriechenden Nebel ein, wie sie nur dem vorletzten Monate des Jahres eigen zu sein pflegen. Zeitweise erhoben sich jedoch jähe, heftige Windstöße, welche auf Augenblicke etwas die Luft klärten, und hier und da auf wenige Secunden das Licht des Vollmondes sichtbar machten.

Bei solcher Witterung und in fast stockfinsterer Nacht gehört ein Ritt im Gebirge keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Wir dürfen daher voraussetzen, daß der Mann, welcher am gedachten Novemberabend gegen acht Uhr in dem nächst Brunn am Gebirge gelegenen „Perlhofe" in aller Eile sein Pferd satteln ließ, um sich nach dem eine gute Stunde entfernten Neudorf, der ersten Poststation von Wien auf der Straße nach Triest, zu begeben, zu diesem halsbrecherischen Unterfangen nur durch besonders wichtige Gründe bestimmt worden sein konnte.

In dem Augenblicke, wo der Reiter, eine elegante Erscheinung von kaum dreißig Jahren, sich in den Sattel schwingen wollte, bedeutete er dem Diener, der das feurige Thier am Zügel hielt, die in der Nähe am Boden stehende Stalllaterne in die Höhe zu halten. Er zog einen stark zerknüllten Streifen Papier aus der Tasche und las nochmals mit großer Aufmerksamkeit und sichtbarer Erregtheit die von zitternder Hand mit Bleistift geschriebenen Zeilen durch.

„Liegt die Schänke „zur grünen Eule" vor oder hinter Neudorf?" frug er endlich einen wie die Ziegelarbeiter jener Gegend gekleideten ältlichen Mann, welcher vor kaum zehn Minuten als Expreßbote auf dem unweit des Gießhübels befindlichen „Perlhofe" eingetroffen und im wahren Sinne des Wortes bis auf die Haut durchnäßt war.

„Euer Gnaden," erwiderte der Taglöhner, „können gar nicht fehlen. Wenn Sie über die Brunner Haide, am „Schinderhaus" vorbei, den Feldweg verfolgen, erreichen Sie in schnurgerader Richtung die Poststraße. Sie wenden sich dann rechts; neben dem zweiten Ziegelofen ist es gleich das erste Haus. Soll ich vielleicht Euer Gnaden begleiten?"

sam verpflichtet und durchaus nicht berechtigt, sich als Waffenbrüderschaft von den übrigen, zur gleichen Subordination verurtheilten Unterthanen zu sondern, wodurch freilich ein friedlich gemüthliches Zusammenleben zwischen dem Militär und Bürgerthume erhalten wurde. — Auch dem Kaiser erschien die Uniform des Officiers nur in der Wachstube und auf dem Exercierplatze als passend, daher die alten österreichischen Officiere, besonders des Artilleriecorps, weit entfernt, durch stramme Haltung und den Schein ritterlicher Bildung zu glänzen, aber auch durch ungezügelten Uebermuth zu verletzen, gar häufig ergötzliche Beispiele spießbürgerlichen Wesens und steifer, an gelehrte Pedanterie streifender Manieren darboten.

Dem Beispiele des Monarchen in der geringschätzigen Behandlung des Militärs folgte die gesammte Bevölkerung; man betrachtete in der Armee nur eine verkappte Strafanstalt, in welcher alle störrigen und unbrauchbaren Individuen der Gesellschaft bewacht und durch den allezeit thätigen Corporalstock zum Guten angehalten wurden. Im besten Falle fühlte die Bevölkerung Mitleiden mit dem Militär und würde man damals eine Ueberhebung desselben gar nicht begriffen haben.

So wenig als dem Soldatenstande eine selbstständige Bedeutung gegönnt war, vielmehr vom Feldmarschall bis zum Trommler herab Jederman unter dem Banne des absolutistischen Druckes stand, ebenso wenig durfte die Kirche sich frei bestimmen oder sich gar unterfangen, dem Staate gegenüber als Macht aufzutreten. Sie war als Bundesgenosse gegen die noch nicht getilgten Reste Josephinischer Aufklärung willkommen, sie fand, wenn sie die neue Bildung angriff, oder die Herrschaft über die Schulen forderte, bei der Regierung eifrige Unterstützung, eine politische Unabhängigkeit gewann sie aber nicht.

Dabei besaß der Kaiser neben der spielenden Weise, sich mit dem Staate und der Regierung zu beschäftigen, auch noch einige Privat-Neigungen, welche für das öffentliche Leben nicht ohne Bedeutung blieben. — Wie in der Jugend des Kaisers mechanische Fertigkeiten den Herrn von Schloißnig in das Cabinet des Kaisers geführt hatten, so gewährte auch noch in späteren Zeiten die Kunst, schöne Schattenbilder auszuschneiden, Transparente anzufertigen u. dgl. eine sichere Staffel, um in der Hofgunst zu steigen und politischen Einfluß zu gewinnen. Kaiser Franz spielte gern und häufig die Geige. Er brachte es freilich nur bis zur zweiten Violine und auch da hatte der Leiter der kaiserlichen Musik-Unterhaltungen, Josef Weigl, mit dem grobhöri-

gen Schüler noch große Noth. Um ein „allerunterthänigstes" Fis oder Cis mußte er demüthig bitten, wenn Kaiser Franz mit Beharrlichkeit ein F oder C strich. Nichtsdestoweniger genoß er die musikalischen Vergnügungen mit bequemem Behagen und zählte die Streich-Quartette zu den Gewohnheiten, die er in keiner Lage und unter keinerlei Umständen missen konnte. In seiner unmittelbaren Umgebung mußten sich stets Musikkundige befinden, um auf den ersten Wink des Kaisers zu den Instrumenten zu greifen und mit ihm Quartette zu spielen. — Nicht häuslicher Kummer, nicht politische Sorgen, nicht einmal der Krieg änderte etwas an dieser durch Tradition geheiligten, an und für sich unschuldigen Uebung. Als im Krieg 1813 eine böhmische adelige Leibwache errichtet wurde, mußte auf Befehl des Kaisers für die vollständige Vertretung eines Streich-Quartettes in ihren Reihen gesorgt werden. Gar seltsame Wichte, welche wenig vom Adel, noch weniger aber von den Eigenschaften eines tapferen Gardisten an sich hatten, kamen in Folge dessen in die böhmische Leibwache; aber der Wunsch des Kaisers war erfüllt, er konnte mit seinen Gardisten von Dresden bis Paris die Geige spielen.

Auch dem vielvermögenden, unbeschreiblich nichtswürdigen General-Adjutanten Baron Johann Kutschera verhalf nicht das Schwert, sondern die Geige zu seiner Stellung. Er war ein armseliger Titular-Oberst im General-Quartiermeisterstabe, als nach dem Rücktritte des Grafen Camilo Lamberti, 1806, die Stelle des zweiten kaiserlichen Adjutanten erledigt wurde. Kutschera besaß weder militärische Kenntnisse, noch politische Erfahrung, er glänzte nicht durch Bildung, und verstand sich auch, plump, vierschrötig, roh im Wesen und gemein in Lüsten, wie er war, keineswegs auf höfische Manieren, aber er spielte die Bratsche, und da er bei den kaiserlichen Privat-Quartetten vorzüglich brauchbar war, so wußte er sich dennoch bis zu seinem im Jahre 1832 erfolgten Tode als General-Adjutant zu behaupten, obgleich er als Zuträger und Polizeispion, dem insbesondere die geheime Ueberwachung der kaiserlichen Brüder oblag, ebenso allgemein gehaßt war, als man ihn wegen seiner schmutzigen Sitten verachtete, wegen seiner Beschränktheit, seiner niedrigen Leidenschaften verspottete. — Selbst die Ungnade, welche er sich zeitweise von Seite des Kaisers durch seinen liederlichen Lebenswandel zuzog, hatte keine nachhaltigen Folgen für ihn, da seine Bratsche nicht gemißt werden konnte,

Kutschera war ein eifriger Theilnehmer an den Orgien, welche

„Nein, nein, mein Lieber", lehnte der Besitzer des Perlhofes entschieden ab; „ruhen Sie sich nur bis zum Morgen aus; man wird Sie mit Speise und Trank reichlich versorgen. Ich erinnere mich jetzt ganz gut an die „grüne Eule." Befindet sich die Frau, welche dort krank liegt, wirklich in Gefahr?"

„Mit der wird's vielleicht noch heute Nacht aus sein," entgegnete der Gefragte; „ich habe schon Nachmittags, als ihre Leute sie ganz hilflos zurückließen, den „Bader" von Neudorf geholt; der sagte, da sei nichts mehr zu helfen, und wollte den Geistlichen senden. Von dem hat aber die Frau nichts wissen wollen, denn sie ist eine Lutheranerin, eine Ketzerin. Gott sei ihrer armen, verlorenen Seele gnädig!"

„Also erst, nachdem sie vom Arzt aufgegeben worden war, ließ sie nach mir senden?" examinirte der junge Mann weiter; seine Stirne verdüsterte sich mit finsteren Wolken.

„So ist es, gnädiger Herr, und mir scheint, daß sie es auch dann nicht ihretwegen, sondern nur aus Liebe zu dem wunderlieben Buberl gethan hat, den die Komödianten mit aller Gewalt mit sich nehmen wollten. Sie würden ihr auch das Kind ganz gewiß erbarmungslos entrissen haben, wenn nicht ich und meine Cameraden das ganze Lumpengesindel mit Knütteln verjagt hätten.

„Mein Dank wird mit der Kleinigkeit, die ich Ihnen bereits gab, nicht abgeschlossen sein," sagte der junge Mann, sich nunmehr in den Sattel schwingend, und auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, ließ der kühne Reiter seinem feurigen Renner die Zügel schießen. Aber das kluge Thier mäßigte selbst seinen anfänglich raschen Lauf, als es den „Perlhof" hinter sich hatte und der schlechte Weg zwischen den Weingärten ziemlich steil abwärts führte.

Auf dem Feldwege zwischen Brunn und der Poststraße wurde der Nebel immer dünner und dünner, so daß der Reiter ohne Gefahr, den Weg zu verfehlen, oder in eine der vielen Ziegelgruben zur Rechten und zur Linken zu stürzen, einen scharfen Trab einschlagen konnte. Bevor es neun Uhr Abends geschlagen, stieg der junge Mann vor der „grünen Eule" von seinem mehr aus Angst als Anstrengung schwitzenden Pferde ab, das er dem Hausknechte der elenden Kutscherherberge übergab.

Der aus Neugierde herbeigeeilte Wirth führte den vornehmen Gast nach dem ersten Stockwerke hinan und stieß die Thüre eines kleinen, von einem Oellämpchen matt erleuchteten, sehr ärmlich eingerichteten Zimmers auf. Es war übrigens dies eine der besten Localitäten dieser

Herberge, welche sonst nur von Fuhrleuten, Handwerksburschen und Landstreichern aller Art aufgesucht zu werden pflegte.

Tieferschüttert blieb der junge Mann wie angewurzelt nächst der Thüre stehen, welche der Wirth wieder hinter ihm zugeschlossen hatte,

„Adolf," rief eine matte Stimme aus dem ärmlichen Bette, das in einer Art Alcoven stand, dem Eintretenden entgegen; „Adolf, bist Du es?

„Ja, ich bin's!" entgegnete der Gerufene mit von Thränen erstickter Stimme; „Elise! ach, so, so muß ich Dich wieder finden?"

„Mein Schicksal ist hart, aber wohlverdient," sagte das weibliche Wesen mit Resignation, und suchte ihr einst so schönes Haupt auf die zum Skelette abgemagerte rechte Hand zu stützen, dann setzte sie bei: „Ich werde daher auch Deine Vorwürfe mit Demuth ertragen!"

„Nein, nein, Elise!" schrie der junge Mann in Extase gerathend, „kein böses Wort soll über meine Lippen kommen. Alles sei vergeben und vergessen. Lebe mir und diesem Kinde."

Mit den letzten Worten wies der junge Mann mit einem unendlichen Ausdruck von Zärtlichkeit auf ein etwa fünf Jahre altes, wunderschönes Knäblein, das abseits auf einem auf zwei Stühlen improvisirten Bettchen sehr sanft und ruhig schlief.

„Zu spät!" entgegnete das Frauenzimmer, mit dem Haupte ganz entschieden verneinend, „meine Uhr ist abgelaufen. Gott hat mir die letzte Gnade gewährt, um die ich ihn seit drei Tagen so inbrünstig bat; er hat mein Leben gefristet, bis ich mein Kind Deinen Händen übergeben konnte. Nun sterbe ich gerne, denn Du wirst für meinen Sohn sorgen und ich will dort oben beten für Euch Beide. Nimm ihn hin auf Deine Arme, den kleinen Adolf; trachte, daß er bald seine Mutter — vergißt! Nun aber lass' mich ruhig sterben. Es mag noch bis zum Morgen dauern, ehe der letzte Athemzug meinen Lippen entweicht, aber ich habe noch viel, sehr viel abzumachen mit meinem Gewissen, damit ich bußfertig und gebessert hintreten kann vor den Thron des Allerhöchsten. Lebe wohl, lebe recht wohl, Adolf — lasse meinem Kinde nicht entgelten, was dessen Mutter an Dir verbrochen! Keine Worte!" unterbrach die Sterbende, als der junge Mann sprechen wollte, „ich lese in Deinen Blicken den Himmelsstrahl der Versöhnung, der Verzeihung, die mir die goldenen Pforten des Jenseits öffnen werden. Jetzt reiche mir aber den Knaben zum letzten Kusse!"

Der junge Mann hob das schlafende Kind sachte mit beiden

Armen auf und reichte es der Sterbenden hin, welche einen einzigen, aber langen und heißen Kuß auf die reine, unentweihte Stirne des Knaben drückte.

„Geh, geh!" wimmerte die Sterbende, das Gesicht der Wand zukehrend und mit wahrhaft heroischem Muthe den wilden Schmerz bekämpfend, der ihren Busen in diesem Augenblicke zerfleischte.

„Lebe wohl, Elise! Gott sei Dir gnädig!" rief der junge Mann gleichfalls unendlich tief ergriffen, und den schlummernden Knaben in seinen Mantel wickelnd und fest an sich drückend, eilte er hastig aus dem Zimmer über die steile hölzerne Treppe nach dem Hofe hinab.

„Lassen Sie, Herr Wirth, der armen Dame oben es ja an nichts mangeln!" sagte er sein Pferd besteigend; „Sie sollen glänzend belohnt werden; senden Sie nochmals nach Aerzten, auch nach Mödling hinüber; vielleicht ist doch noch Hilfe möglich. Morgen will ich selbst nachsehen."

„Soll Alles pünctlich besorgt werden, Herr von Schwalbach!" erwiderte der Wirth mit einem tiefen Bücklinge und rief nach dem Hausknechte, um zur Abholung der Aerzte das „Steirerwagel" sogleich anspannen zu lassen.

Der junge Mann setzte sich mit besonderer Sorgfalt im Sattel zurecht, damit das schlafende Kind vor ihm recht bequem weiter schlummere und nur Schritt für Schritt ließ er sein Pferd ausschreiten, dessen Feuer er durch straffe Haltung der Zügel fortwährend bezähmen mußte.

„Wohin soll ich das arme Kind bringen?" stellte er an sich die Frage, als er die Herberge zur „grünen Eule" etwa hundert Schritte hinter sich hatte; auf dem „Perlhofe" kann es ihretwegen nicht bleiben. Ich hab's — der alte Freund meines Vaters, der edle Baron Eichberg wird schon zu rathen und zu helfen wissen. Für heute Nacht nehme ich seine Gastfreundschaft in Anspruch. Also nach Wien."

Langsam wie bisher ritt Schwalbach weiter. Nach zwei Stunden gelangte er in die Nähe der „Spinnerin am Kreuz." Als er die Gedenksäule des heiligen Crispinus einige Schritte hinter sich hatte, sprangen plötzlich zwei Kerle aus dem Straßengraben empor. Einer derselben fiel zur linken Seite dem erschreckt sich bäumenden Pferde in die Zügel, der andere ging dem Reiter selbst zu Leibe.

„Das Kind oder Dein Leben!" drohte der eine der Banditen mit gezücktem Dolche.

II.



„Das Kind oder dein Leben!“ drohte der eine der Banditen mit gezücktem Dolche.

Herr von Schwalbach riß eine Pistole aus der rechten Halfter des Sattels, gleichzeitig den Hahn spannend, und sodann nach der Brust des Kerls zielend, welcher den Dolch gezückt hielt und seine rechte Flanke bedrohte; durch den jähen Ruck, womit der zweite Strolch das sich hoch aufbäumende Pferd angehalten, entfiel Herrn von Schwalbach der Hut und ein weniger sattelfester Reiter als er würde gewiß das Gleichgewicht verloren haben, zumal auf seinem linken Arme das noch immer schlafende Kind ruhte, und er deshalb die Zügel mit der jetzt zur Abwehr benöthigten rechten Hand gehalten hatte.

„Zurück!" donnerte Herr von Schwalbach. Der Bandit mit dem Dolche duckte unwillkürlich zusammen. Sein Camerad hingegen, das Pferd mit der einen Hand noch immer am Gebisse zerrend, langte mit der anderen nach dem Kinde, das er zwischen den Schultern an den Kleidern erfaßte. — Der Reiter, durch diesen unvermutheten Angriff auf seiner linken Flanke bedroht, richtete die Pistole nach dem Kopfe des zweiten Banditen und drückte los.

Allein die Schußwaffe versagte. Zu jener Zeit gab es noch keine Kapsel-, sondern nur Feuersteinschlösser, welche bei feuchter Witterung, wie heute, stets unverläßlich waren. Ging der Schuß los, so zerschmetterte er ganz gewiß dem Banditen, der mit aller Kraft das erwachte und laut aufschreiende Kind an sich zu reißen trachtete, die Hirnschale. Der Andere mit dem Dolche, welcher in der That etwas eingeschüchtert war, faßte neuen Muth, als er das Klatschen des Feuersteinschlosses, aber keinen Schuß vernahm. Mit einem Satze stand er wieder dicht an Schwalbach's rechter Seite und senkte gleichzeitig seine Mordwaffe in die Brust des jungen Mannes.

„Mein Gott!" rief Herr von Schwalbach, nach rückwärts über die Croupe seines Pferdes aus dem Sattel und zu Boden gleitend.

Der Bandit, welcher sich des Knabens bemächtigt hatte, ließ nun die Zügel des edlen Renners los, der im gestreckten Laufe pfeilschnell davonschoß und schnurgerade den Heimweg nach dem „Perlhofe" nahm.

„Stopfe dem jungen Hunde das Maul!" gebot der Mann, der den Dolchstoß geführt, „stopfe ihm das Maul, oder er zieht uns Verfolger auf den Hals."

Diesem Befehle leistete der Angeredete mittelst seines Sacktuches so pünktlich Folge, daß dem armen Knaben die Augen aus den Höhlen traten.

„Esel!" verwies der Mann mit dem Dolche und zog dem Kinde

Bayerische Staatsbibliothek München

wieder den Knebel aus dem Munde. „Du erstickst ihn ja und das paßt doch nicht in unseren Kram. Lebendig müssen wir ihn abliefern, oder wir sehen keinen Kreuzer von den versprochenen 2000 Gulden.“ „Bursche,“ drohte der Bandit mit furchtbarem Ernste dem Kinde, „nicht gemukst, oder Du bekommst wieder dieses Ding da in den Mund.“

Der Knabe, am ganzen Leibe zitternd, verstummte mit seinen Klagen und schluchzte nur ganz leise vor sich hin.

„Und was geschieht denn mit diesem da?“ frug nun der Strolch, der den allzu energischen Kneblungsversuch gemacht hatte, und das aus der Hand seines Cameraden zurückempfangene Sacktuch wieder zu sich steckte.

„Liegen lassen wir ihn,“ erwiderte der Gefragte gleichgiltig, „ob er todt ist oder am Leben bleibt, was geht das uns an. Es handelte sich ja nur um das Kind. Bevor wir diese Stelle verlassen, wollen wir aber in aller Geschwindigkeit seine Taschen durchsuchen. Es scheint ein reicher Mann zu sein und jedenfalls trägt er eine werthvolle Uhr und eine gespickte Börse bei sich.“

Der Dolchmann ließ sich bei diesen Worten auf die Knie nieder und eignete sich mit einer Fertigkeit, welche seine große Meisterschaft im Metier der Langfinger bekundete, binnen wenigen Secunden Alles zu, was der regungslos auf dem kalten, feuchten Boden hingestreckte Herr von Schwalbach nur irgendwie von Werthsachen an sich trug.

„He, Freund Morelli, das geht nicht so!“ rief sein Camerad, mit scharfen Augen den Plünderer beobachtend, „warum hast Du heimlich etwas in die Röhre Deines linken Stiefels gesteckt? Das soll gewiß der gemeinschaftlichen Theilung vorenthalten bleiben, und schwören will ich darauf, daß es nicht das schlechteste Stück der Beute ist. Heraus damit!“

„Halt's Maul, Gottscheber!“ brummte ärgerlich der Italiener, „hast mir nichts zu befehlen!“

„Ah, da muß ich bitten! rief sein Begleiter, der unter dem Spitznamen „Gottscheber“ bekannt war, weil er aus Gottschee gebürtig war, „wir haben uns auf Halbpart für die heutige „Arbeit“ zusammengethan und nicht einen Pfennig mehr oder weniger, als ich, darfst Du beanspruchen!“

„Du, Du?!“ drohte Morelli und langte nach dem Dolche, auf dessen Klinge das Blut des armen Schwalbach noch nicht getrocknet war.

Der „Gottscheber" hob einen mehrere Pfund schweren Stein vom Boden auf und stellte sich in Positur, bereit, mit sicherer Hand einen Wurf zu thun, der, falls er das Ziel, nämlich Morelli's Schädel traf, von tödtlicher Wirkung sein mußte.

Morelli's Zorn und Blutdurst waren erwacht; zugleich fiel es ihm bei, daß, wenn er seinen Cameraden dem Beraubten stumme Gesellschaft leisten ließ, die 2000 Gulden, welche, wie wir vernahmen, als Preis auf den Raub des Kindes gesetzt waren, ihm allein gehören würden. — Der „Dolchmann," fest entschlossen, sein mörderisches Vorhaben auszuführen, hatte blitzschnell den auf dem Boden liegenden Mantel Schwalbach's aufgehoben und um seinen linken Arm geschlungen, den er wie einen Schild über den Kopf emporhielt, weil er wußte, daß der „Gottscheber" in der Geschicklichkeit des Steinschleuderns einen seines Gleichen suchte. Er mußte daher hundert gegen eins annehmen, daß der gefährliche Wurf ihn wirklich treffen oder doch streifen werde.

Der „Gottscheber" seinerseits wußte, daß es sich für ihn jetzt um Tod und Leben handle, denn er hatte schon oft mit Morelli „gearbeitet" und wußte, wie geschickt der „Furlaner," seines Zeichens einst ein Fleischer und später erster Akrobat einer Gauklerbande, den Dolch handhabte. — Er gab daher auch seine erste Absicht, den Stein nach dem Italiener zu schleudern auf, sondern wollte jetzt mit der Linken den ersten Stoß der gefährlichen Klinge pariren und in demselben Augenblicke mit der schweren Wucht in der Rechten den Angreifer niederschmettern.

„Maledetto!" schrie plötzlich Morelli und ließ den Dolch sinken' „wo ist der Knabe?"

Der „Gottscheber" warf rasch einen Blick ringsum; dann ließ er den Stein zu Boden fallen und einen haarsträubenden Fluch in seiner Muttersprache ausstoßend, begann er querfeldein zu rennen.

Auch Morelli's Kampfluft war wie weggezaubert; er versorgte seinen Dolch im Gürtel und eilte seinem Cameraden nach, der beim matten Mondenscheine das Kind, welches klugerweise den Streit der Banditen wirklich zur Flucht benützt hatte, in der Ferne zu bemerken glaubte.

Da zog sich plötzlich wieder ein dichter Schleier schwerer Wolken um Luna's strahlendes Antlitz, und es wurde dadurch so finster, daß man nicht zehn Schritte vor sich etwas deutlich ausnehmen konnte.

Die zwei Strolche hielten im Laufe inne, denn mit der Gegend

wohl bekannt, wußten sie, daß die tiefe, steilabfallende Lehmgrube einer Ziegelei quer über ihrem Wege liege.

„Diavolo!“ grollte der Dolchmann; „wenn der kleine Schlingel da vorne hinunter stürzt, zerschellt er sich alle Knochen oder ertrinkt in dem Grundwasser. Was beginnen?“

„Siehst Du, Morelli — daß jetzt wahrscheinlich die zweitausend Gulden hin sind, ist nur Deine Schuld,“ sagte der „Gottscheber“ vorwurfsvollen Tones.

„Ja, wenn es sich nur um das Geld handeln würde!“ entgegnete Morelli finster. „Das läßt sich wieder ein anderes Mal verdienen, Aber für mich handelt es sich dabei nicht bloß um die tausend Gulden, sondern noch um weit Wichtigeres. Doch keinen unnützen Zeitverlust! Wir müssen den Buben wieder haben; am besten ist es wohl, wir trennen uns dort hinter dem Gebäude; Du schleichst nach Erlaa zu weiter und ich verfolge die Richtung gegen Hetzendorf. Wahrscheinlich wird der kleine Adolf, sobald er die Laxenburger Allee erreicht, in dieser nach Rechts oder Links den Weg nehmen oder dort hinter einem Baume vor dem Unwetter, das jetzt wieder mit aller Heftigkeit losbricht, Schutz suchen. In Altmansdorf im Gemeinde-Wirthshause treffen wir uns mit Tagesanbruch.“

„Daß ich ein Narr wäre!“ rief der „Gottscheber“ mit Entschiedenheit. „Früher muß getheilt werden, oder ich sehe Dich sobald nicht wieder, und dann, wenn Du den Buben findest, wirst Du ihn allein abgeben und auch allein das Geld einstreichen. Oh, wir kennen uns, caro amico! Schade, wenn Du ein Wort weiter sprichst; wir bleiben fein beisammen, denn ich habe Dich gar so lieb, mein lieber Morelli!“

Der Italiener knirschte mit den Zähnen, erwiderte aber nichts, denn der „Gottscheber“ hatte in der That seine Hinterhaltsgedanken errathen.

Schweigend schritten beide Strolche vorsichtig über die Felder hinweg jener Richtung zu, wo sie auf die erwähnte, von Schönbrunn nach Laxenburg führende Straße unter einem rechten Winkel stoßen mußten.

Durch mehr als zwei Stunden durchforschten Morelli und der „Gottscheber“ die zumeist aus wunderschönen uralten Rusten- und Riesen-Kastanienbäumen bestehende Allee.

„Es ist umsonst!“ sagte endlich Morelli entmuthigt; „der Teufel weiß, wo der Knirps hingerathen!“

„Ja, es ist umsonst," bestätigte sein Kamerad; „wir wollen jetzt bis zum Tagesanbruch in dieser Schänke ausruhen und theilen. Mein Magen ist ebenso leer wie meine Tasche. Teufel! War das eine Lauf-partie von der „grünen Eule" bis zur Spinnerin am Kreuz, um auf dem Wiener-Berge etwas früher anzukommen, als der Reiter."

„Erinnere mich nicht an die „grüne Eule", Du Tölpel!" zürnte der Italiener mit vor Wuth glühenden Blicken. Ha! Die Schläge, die wir gestern dort bekamen, sollen mit dem rothen Hahn vergolten werden!"

„Wenn dieser Bube nur nicht noch Schlimmeres uns an den Hals zieht," meinte der „Gottscheber" mit bedenklicher Miene und rieb un-willkürlich seinen Rücken, der gestern bei dem Versuche der zwei Ban-diten, das „Kind der Komödiantin" mit Gewalt an sich zu bringen, von dem Wirthe „zur grünen Eule" und den ihm zu Hilfe geeilten Ziegel-schlägern sehr unsanft mit Knütteln bearbeitet worden war.

„Ich hoffe, daß wir bei Tage irgend etwas von dem Knaben er-fahren werden," entgegnete Morelli, offenbar mehr besorgt, als er merken lassen wollte; „einige Gewißheit müssen wir haben, denn wäre der Schlingel in unrechte Hände gerathen, hätten wir bei Gott nichts Eiligeres zu thun, als diese Gegend zu verlassen. Doch jetzt still von dieser verdrießlichen Sache."

„Selbstverständlich!" sprach der „Gottscheber," die Thüre der elenden Kneipe hinter Morelli ins Schloß werfend; „vor Allem aber — theilen wir. In jener Ecke dort kann uns kein Mensch beobachten."

Mit schwerem Herzen zog der habgierige Italiener die Schwal-bach geraubten Gegenstände aus der Tasche. Es waren dies eine Geld-börse mit dreißig Stück vollwichtigen Dukaten auf der einen und zehn Gulden Silbermünze auf der anderen Seite, ferner eine schöne Repetir-uhr mit goldener Kette und eine werthvolle Busennadel in Brillanten.

„Und der Stiefel, der Stiefel!" mahnte der „Gottscheber" mit vor Freude funkelnden Augen.

Einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, zog Morelli eine kleine Brieftasche aus der weiten Röhre seines linken Kappenstiefels. — Den Inhalt bildeten einige höhere Banknoten und ein paar Briefe, dann das auf Elfenbein gemalte Miniaturporträt einer Dame.

Es handelte sich nun, wegen der Pretiosen ein Uebereinkommen zu treffen. Der „Gottscheber," der sich auf derlei Dinge nicht verstand, wurde von dem Italiener dabei mit Leichtigkeit übervortheilt. Er glaubte

ein recht gutes Geschäft gemacht zu haben, als ihm schließlich Morelli seinen Antheil an Uhr, Kette und Busennadel durch die unverkürzte Ueberlassung der Banknoten abschacherte.

Der „Gottscheber,“ der sich jetzt im Besitze von fünfzehn Dukaten, fünf Gulden in Silber und achthundert Gulden in Banknoten sah, dünkte sich als reicher Mann und trug kein größeres Verlangen, als seinen Mammon sofort zu genießen. Er erklärte daher dem Italiener, daß er es ihm allein überlasse, den flüchtigen Knaben zu suchen und mit demselben, falls er ihn gegen alle Wahrscheinlichkeit doch fände, zu beginnen, was ihm beliebe.

Morelli zuckte verächtlich die Achseln und ließ den „Gottscheber,“ der sich anschickte, die Schänke zu verlassen, um sich nach Wien zu begeben, ohne alle Widerrede ziehen.

X.

Ein herzloses Weib.

In dem, den Wienern so wohl bekannten Sommeraufenthaltsorte Brunn am Gebirge läuteten die Glocken der Pfarrkirche eben zu Mittag, als eine Fiakerkutsche, welche den an zwei Meilen betragenden Weg von Wien in nur einer Stunde zurückgelegt hatte, in der Nähe des großen Auslaufbrunnens des genannten Dorfes hielt.

„Sind wir schon zur Stelle?“ frug der Insasse des Wagens erstaunt, „ich dachte der „Perlhof“ liege auf einem Berge?“

„So ist es auch,“ erwiderte der Rosselenker, welcher vom Kutschbocke herabgesprungen war und den Wagenschlag öffnete, „aber, wenn Euer Gnaden wirklich so große Eile haben, so werden Sie von hier aus in einer Viertelstunde quer durch die Weingärten schneller dahin kommen, als mit dem Wagen auf dem Umwege über Enzersdorf, und dann sind meine Pferde so abgehetzt, daß ich auf der schlechten Gebirgsstraße nur im Schritte fahren könnte.“

„Gut, gut,“ sagte der Fahrgast zustimmend und stieg aus dem Wagen, „jener kleine Bauernjunge dort wird wohl die Gefälligkeit haben, mir um guten Lohn als Wegweiser zu dienen. — Wo wirst Du mich erwarten, Kutscher?“

„Gleich da unten, beim „schwarzen Adler,“ Euer Gnaden,“ entgegnete der Fiaker, mit großem Respect den Hut lüftend.

Der Herr nickte zustimmend, sich zugleich fester in seinen Mantel hüllend, denn der Wind blies sehr kalt vom Gebirge her; dann sagte er: „Nun mache aber vorerst mit dem Knaben dort den Handel ab, denn ich fürchte, seinen Jargon nicht zu verstehen.“

„Ah,“ lachte der Kutscher, „so dumm sind die Leute hier nicht; wenn's sich darum handelt, einen Städter zu schröpfen, da verstehen sie alle Sprachen.“

„Gerade so wie die Wiener Fiaker,“ bemerkte der Fahrgast trocken und winkte den Bauernburschen herbei, der sogleich Hochdeutsch verstand, als der Fremde ihm seinen Wunsch, nach dem „Perlhof“ auf dem kürzesten Wege geführt zu werden, bekannt gab und dabei einen blanken Zwanziger zwischen den Fingern glitzern ließ.

Mit Siebenmeilenstiefeln schritten der Fremde und sein Führer nun derart wacker darauf los, daß sie schon nach zehn Minuten vor der Eingangspforte des zum „Perlhofe“ gehörigen Gartens standen, obwohl der Weg durch die Weingärten, wie man zu sagen pflegt, grundlos war und an ihrer Beschuhung der zähe Lehm pfundweise anhing.

Bei der Gartenpforte, welche erst nach minutenlangem Pochen geöffnet wurde, verabschiedete der Fremde seinen Wegweiser, der nach landesüblicher Bauernmanier den für die damalige Zeit und die geringe Leistung sehr splendiden Lohn ohne Dank entgegennahm und ohne den Hut zu rücken sich heimwärts trollte.

Ein sehr mürrisch dareinblickender alter Mann, der den Dienst des Gärtners und Pförtners in einer Person versah, frug nach dem Begehren des Fremden, der die lange Pause vor dem Thore dazu benützt hatte, seine Kappenstiefel an dem Rasen nächst der Mauer wenigstens einigermaßen vom Kothe zu reinigen.

„Ich wünsche sogleich die gnädige Frau zu sprechen,“ sagte der Fremde, „meine Angelegenheit ist sehr dringend, ja unaufschiebbar; hier meine Karte.“

Der Pförtner verfügte sich, ohne eben sehr große Eile zu verrathen, nach dem Wohnhause. Der Fremde folgte ihm dicht auf den Fersen nach, sichtlich etwas pikirt über die brüsken Manieren des sauertöpfischen Cerberus.

„Ah!“ rief er auf einmal erstaunt aus, und blieb unwillkürlich stehen, als er abseits zur Rechten einen edlen Renner gewahrte, der so-

eben von einem Stalljungen an den nahen Brunnen zur Tränke geführt wurde, „des armen Schwalbach braver Ali hat also glücklich den Weg nach Hause gefunden. Um den Instinct der Thiere ist es doch etwas merkwürdiges.“

Dann eilte er wieder rasch dem Pförtner nach, der im Corridor des Erdgeschoßes die Thüre eines nett eingerichteten Salons aufstieß und mit der Hand nach den vielen Sitzen deutend, kurz angebunden die Worte brummte: „Wollen hier warten.“

Aus den schweren, schlürfenden Tritten des Pförtners über die Treppe hinauf folgerte der Fremde, daß die Herrin des Hauses, welche er zu sprechen wünschte, nicht in diesem Erdgeschoße, sondern im ersten Stockwerke wohne.

Ein paar Minuten später steckte der unfreundliche Thorwart den Kopf zur Thüre herein und schnarrte beinahe bissigen Tones: „Wird bald kommen!“

Dieses „bald“ währte aber länger als eine halbe Stunde, und dem Fremden, welcher vor Ungeduld auf glühenden Kohlen zu sitzen schien, dünkte diese Zeit eine kleine Ewigkeit.

„Bei Gott,“ murmelte er, als der Zeiger der Wanduhr des Salons schon nahe auf die erste Nachmittagsstunde wies, „hätte der Baron mich nicht auf Ehrenwort verpflichtet, mit Frau von Schwalbach die so dringend nothwendige Auseinandersetzung zu pflegen, ich verließe dieses Haus stehenden Fußes. Dieses Wartenlassen grenzt an Unhöflichkeit und beweist eine unglaubliche Gleichgiltigkeit gegen ihren armen Gemahl. Ei, ei! Ich fürchte, daß in diesem Hause die Dinge noch weit schlimmer stehen, als der gute Eichberg mir anzudeuten für gut befand.“

Endlich einige Minuten, nachdem die erwähnte Stunde bereits geschlagen, öffnete eine Zofe die Thüre, das Rauschen eines schweren Seidenkleides wurde hörbar und stolzen, ja majestätischen Schrittes trat Frau von Schwalbach ein.

Mit einem vornehmen, herablassenden Kopfnicken erwiderte die Dame den ehrerbietigen Gruß des Fremden, der sich von seinem Sitze erhoben hatte und der Eintretenden drei Schritte weit entgegen gegangen war.

„Herr Julius von Dahlberg?“ begann die Dame, als ob sie die durch den Pförtner überbrachte Visitkarte betreff des Angemeldeten nicht als hinlängliche Legitimation erachte.

„Zu dienen, Madame?" entgegnete der junge Mann höflich und verbeugte sich abermals.

Frau von Schwalbach rümpfte beinahe verächtlich und offenbar verletzt die Nase, daß sie von dem Fremden per Madame angeredet wurde, ein Titel, der in Oesterreich und namentlich in Wien für wenig schmeichelhaft gilt, weil man daselbst unter „Madame" zuvörderst eine — Geburtshelferin zu verstehen pflegt.

„Sie sind gewiß ein Ausländer?" bemerkte die Dame mit ironischer Betonung; dann setzte sie mit einem spöttischen Knixe bei: „mein Name ist Emilie von Schwalbach!"

Dahlberg wurde bis über die Ohren roth; jetzt erst fiel ihm der begangene Verstoß gegen einen an und für sich höchst lächerlichen landesüblichen Gebrauch auf und er beeilte sich zu entgegnen:

„Ja, ich bin ein Ausländer, wenn hier, auf dieser echt-deutschen Erde, ein Unterthan des baierischen Schwesterlandes wirklich, wie ich leider schon so oft wahrzunehmen Gelegenheit fand, als solcher sich betrachten muß. — Doch zu Wichtigerem, gnädige Frau — Ihrem Herrn Gemal ist heute Nacht ein schweres Unglück zugestoßen; sein Leben schwebt in Gefahr, und ich habe die traurige Mission übernommen, Ihnen, Frau von Schwalbach, diese Hiobspost zu vermelden."

„Ihre Nachricht, mein Herr," sagte Frau von Schwalbach hastig, „überrascht mich nicht, obgleich ich ihre weiteren Mittheilungen gerne en detail vernehmen werde. — Daß das Reitpferd meines Mannes, welches ihm sonst wie ein Hund nachläuft, heute Nacht gegen drei Uhr allein nach Hause kam und der Sattel Blutspuren aufwies, ließ wohl gleich vermuthen, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen sei. Diese Voraussetzungen bestätigten sich denn, als der Morgen anbrach, durch die Aussagen eines Augenzeugen, in soferne ein Kind von nicht ganz sieben Jahren als solcher gelten kann."

„Wie?" rief Dahlberg von freudigem Erstaunen ergriffen, „verstehe ich recht, der arme Knabe hätte den Weg hierher gefunden? Wo ist er, wo ist er? Ich nehme es als selbstverständlich an, daß das Bübchen in diesem Hause sich befindet."

„Gemach, mein Herr!" erwiderte die Dame mit Heftigkeit, und ihre Augen schossen wahrhaft vernichtende Blitze des Zornes und des Hasses, „wer gibt Ihnen ein Recht zur Annahme, daß ich bei dem Bastard meines Gemahls Mutterstelle versehen soll? So unverschämt, ja, ich nehme das Wort nicht zurück, so unverschämt hat nicht einmal

er gedacht, denn, daß er mit dem Knaben auf dem Wege nach Wien sich befand, beweist wohl hinlänglich die Absicht, mir solch' einen verhaßten Anblick zu ersparen."

„Unmöglich, unmöglich!" rief Dahlberg entsetzt. „Sie, Sie hätten so sehr alle Menschlichkeit, ja, alle Weiblichkeit vergessen, den armen, unschuldigen Knaben hilflos vor die Thüre zu stoßen?! Wenn das Kind in diesem Unwetter zugrunde geht, wenn ihm sonst etwas Schlimmes begegnet, werden Sie es vor Ihrem Gewissen zu verantworten haben."

„Lassen Sie mein Gewissen meine Sache sein!" antwortete das „herzlose Weib" mit empörendem Hochmuthe; „möge ein jeder Anderer, und namentlich mein Herr Gemahl ebenso leicht mit dem seinigen ins Reine kommen. Ja, ich wiederhole es, ich habe den edlen Sprößling der Komödiantin wieder auf die Straße gesetzt, jedoch nicht ohne ihm ein Almosen von dreißig Silberzwanzigern in die Tasche zu schieben. So gut der kleine Schlingel von der Spinnerin am Kreuz bei Nacht und Nebel den Weg hierher gefunden, wird er sich auch weiter durchschlagen in der Welt, zumal er, ich muß es gestehen, ein kluger, netter Junge ist, merkwürdig ausgebildet an Geist und Körper für seine Jahre; aber das bringt eben die Erziehung mit sich, die er unter den „Wanderlumpen" seit seiner Geburt genoß."

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!" flehte Herr von Dahlberg, „geben Sie mir nur einen Fingerzeig, wohin sich das Kind gewendet haben mag. Nie, nie sollen Sie von ihm wieder hören; Baron Eichberg und ich wollen für alle Zeiten für ihn sorgen, ihn erziehen lassen."

„Wenn Sie und der närrische Baron daran Gefallen finden, mag es mir recht sein," entgegnete Frau von Schwalbach, verächtlich die Achsel zuckend; „ich muß aber wiederholen, daß es mir völlig unbekannt ist, wohin sich der junge Akrobat wohl gewendet hat."

„Vielleicht ist er zu seiner Mutter zurückgekehrt," rief Dahlberg; „ach, wenn Schwalbach nur den Ort anzugeben vermocht hätte, wo er das Kind abholte, aber der arme Mann liegt ganz bewußtlos dahin."

„Dies wissen Sie nicht?" frug Frau von Schwalbach lauernden Blickes und über ihre Züge glitt ein Lächeln dämonischer Schadenfreude; „nun, mein Herr, von mir werden Sie es auch nicht erfahren. Uebrigens würde es dem Knaben nichts nützen, seine Mutter als Leiche zu finden."

„Sie ist wirklich todt?" sagte der junge Mann tiefbekümmert; „Schwalbach's abgerissene Worte haben wir also doch richtig aufgefaßt!"

„Ja, heute Morgens fünf Uhr hat das liederliche Weib den letzten Athemzug ausgehaucht und morgen, morgen wird die einstige Comtesse Elise von Finkenburg im Sacke begraben werden. Ha, ha, ha! Ein recht würdiges Ende für diese aristokratische Landstreicherin!"

„Also bis über das Grab hinaus reicht Ihre Rache?!" zürnte Dahlerg in edler Entrüstung und von tiefem Abscheu erfüllt.

„Bleiben Sie mir vom Halse mit dieser abgedroschenen Phrase," höhnte Frau von Schwalbach; „die kleine Satisfaction, daß die listige Verführerin meines Gemahls, die gewissenlose Mörderin meines ehelichen Glückes als Bettlerin begraben werde, will ich mir bei Gott nicht entgehen lassen!"

„Schändlich!" rief Dahlberg, in seiner Erregung alle Rücksichten vergessend, „aber jubeln Sie nicht zu früh, meine Gnädige; ich werde noch rechtzeitig den Ort ausfindig machen, wo die Todte sich befindet und ein anständiges Begräbniß besorgen; ich werde zugleich nichts unterlassen, um das arme, unschuldige Kind unter meine Obhut zu bekommen. Reizen Sie nicht den Zorn des Baron Eichberg — ich für meine Person weiß zwar nicht genau, was es zu bedeuten hat, aber Ihnen wird es immerhin verständlich sein, was er heute Morgens beim Abschiede mir zurief. — Frau von Schwalbach," sagte er sehr ernsten, ja drohenden Tones, „möge endlich ihren nur zum Theile berechtigten Groll gegen ihren Gemahl aufgeben und dem Geiste der Versöhnlichkeit ihr Herz erschließen, wenn nicht, so werde ich eines Tages vor sie hintreten, um sie an den 20. Februar des Jahres 1808 zu erinnern."

Frau von Schwalbach erblaßte, als sie die letzten Worte vernahm, bis in den Mund; sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Aber sie wollte nicht schwach erscheinen, sondern zog es vor, lieber den gegründeten Vorwurf einer sowohl für ihren Stand, als ihr Geschlecht unziemlichen Rauhheit des Benehmens auf sich zu laden.

„Wer darf sich erfrechen, mir zu drohen, und noch dazu hier in meinem Hause!" rief sie mit bebender Stimme. „Entfernen Sie sich, mein Herr, und verschonen Sie mich für alle Zukunft mit Ihrer Gegenwart. Dem Baron aber wollen Sie vermelden, daß ich seine kindischen Reden verlache; der Mann wird altersschwach — er möge sich mit seinen eigenen Angelegenheiten befassen und nicht zwischen mir und meinem Gemahl fortwährend durch läppische Vermittlungsversuche den Störenfried spielen; ja, ja, Herr von Dahlberg, warnen Sie den kindischen Greis

allen Ernstes, oder ich müßte die Intervention der Gerichte anrufen."

Nach diesen Worten schoß Frau von Schwalbach wie eine gereizte Tigerin zur Thüre hinaus, ohne Gruß und Abschied Herrn von Dahlberg ganz verblüfft zurücklassend.

„Welch' herzloses Weib!" murmelte endlich der junge Mann, sich von seinem Erstaunen und seiner Entrüstung erholend; „nicht eine einzige Frage, was eigentlich mit ihrem Gemahle geschehen, wo und wie er aufgefunden wurde und wie er sich befinde, fand sie der Mühe werth, an mich zu stellen. Und diese Frau drohte vor acht Jahren im vollen Ernste ihrem Vater, sich zu vergiften, falls derselbe die Einwilligung zur Heirat mit Herrn von Schwalbach nicht ertheilen würde! — Bei Gott, fast möchte ich den unchristlichen Wunsch aussprechen, daß der Graf damals standhafter gewesen wäre. Wer weiß, ob es dann je so weit mit der armen Elise gekommen sein würde?! Doch fort von hier — die Herrin des Hauses hat mich in nicht sehr manierlicher Weise ersucht, die Thüre von außen zuzumachen; meine doppelte Pflicht, den Knaben auszuforschen und seiner unglücklichen Mutter ein ehrenvolles Leichenbegängniß zu besorgen, erheischt übrigens große Eile."

Während dieses Selbstgespräches hatte Herr von Dahlberg sich wieder in seinen Mantel gehüllt, den Hut aufgesetzt und die kurze Strecke vom Wohnhause bis zur Gartenpforte, welche weit offen stand, ohne daß der Thorwart sichtbar wurde, raschen Schrittes zurückgelegt.

Auf dem Wege vom „Perlhof" nach dem Gasthause zum „schwarzen Adler" in dem an Brunn unmittelbar anstoßenden Enzersdorf, wo der Fiaker wartete, überlegte Dahlberg, wie er wohl am besten beginne, den Ort ausfindig zu machen, von welchem Herr von Schwalbach den Sohn der „Komödiantin" abgeholt hatte, denn der Verwundete gab bis zu dem Augenblicke, wo Julius auf des Barons Wunsch die Fahrt nach Brunn antrat, nur einige unzusammenhängende Worte und Redensarten von sich.

Wir müssen hier nachtragen, was mit Herrn von Schwalbach geschehen, nachdem er von dem Italiener einen gut gezielten Dolchstoß in die Brust empfangen hatte.

Kurz, nachdem die beiden Banditen ihren Streit unterbrochen, um nach dem entflohenen Knaben zu fahnden, kam ein leerer Bauernwagen des Weges, welcher auf ein Haar den leblos auf dem Boden dahin-

gestreckten Schwalbach überführt hätte, wenn die Pferde nicht scheu zur Seite gesprungen wären, was den schlaftrunkenen Kutscher veranlaßte, abzusteigen und nachzusehen, warum seine sonst so frommen Thiere durchaus nicht dem Zügel gehorchen wollten.

Der Bauer war barmherzig genug, den Verwundeten auf seinen Wagen zu laden und bei der nahen Matzleinsdorfer Linie von seinem blutigen Funde die Anzeige zu erstatten. Man legte hier sogleich Herrn von Schwalbach einen Nothverband an, um seine völlige Verblutung zu hindern, und labte ihn mit Wasser und Essenzen. Der glücklicherweise rasch herbeigeholte Bezirkswundarzt ließ eine Tragbahre kommen, um den Verwundeten nach dem allgemeinen Spitale zu überbringen. Schwalbach's Bewußtsein kehrte auf einen Augenblick zurück und er vermochte mühsam und in langen Pausen die Worte zu stammeln, daß man ihn in Baron Eichberg's Haus in der Stadt schaffen möge. — Diesem Wunsche des Verwundeten entsprach der Arzt, welcher zufällig den Baron persönlich kannte, sehr gerne, denn auf diese Weise stand ein splendides Honorar in Aussicht. Der Arzt begleitete die Tragbahre, welche gegen fünf Uhr Morgens in der Schulerstraße vor Eichberg's Haus hielt. Schwalbach fand die liebevollste Aufnahme. Der Baron ließ sogleich die besten Chirurgen Wiens zu sich kommen und ein Consilium abhalten, welches übrigens nur den ersten Ausspruch des Bezirkswundarztes bestätigte, daß der Patient zwar nicht absolut tödtlich verwundet wurde, sein Zustand jedoch höchst bedenklich sei und Alles davon abhänge, ob und wie er das zu gewärtigende Wundfieber überstehen werde. Gegen zehn Uhr Vormittags, als betreffs Schwalbach Alles vorgesorgt war, was dessen kritische Lage erheischte, hielt der edle Baron mit Dahlberg, welcher schon vor vier Stunden aus seiner Wohnung auf der Brandstätte geholt worden war, eine Berathung.

Eichberg, der Schwalbach's Verhältnisse genau kannte, glaubte aus den wirren Reden des Leidenden so ziemlich den wahren Sachverhalt zu errathen. Vor Allem hielt er es für seine Pflicht, Frau von Schwalbach von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen zu lassen, und Dahlberg unterzog sich gerne dieser Mission, deren Verlauf und Ausgang wir angewohnt haben.

Herr von Dahlberg hatte bereits sein erstes Ziel, nämlich den „schwarzen Adler" in Enzersdorf, erreicht, ohne zu einem Entschlusse gelangt zu sein, wie er wohl seine Doppelabsicht betreffs der Todten und des Knaben erreichen würde. Da half ihm ein günstiger Zufall. Er fand

seinen Kutscher mit einem ältlichen Manne, dem Aeußeren nach offenbar ein Taglöhner, in ein eifriges Gespräch verwickelt. Es war der Ziegelschläger, der gestern Abends Herrn von Schwalbach die Botschaft der Sterbenden überbracht hatte.

Der Fiaker deutete auf Herrn von Dahlberg.

„Nein, nein,“ rief der Ziegelschläger, „das ist nicht Herr von Schwalbach; es wird also doch wahr sein, was heute Früh unsere Fuhrleute aus der Stadt als Neuigkeit mitbrachten. Oh, der arme, der gute Herr! Daß es ihm so schlimm ergehen mußte!“

Dahlberg mischte sich in das Gespräch und erfuhr nun zu seiner großen Freude, daß er Jemanden gefunden, der ihm über die Todte den erwünschten Aufschluß geben konnte.

„Zwei Dinge,“ schloß der Taglöhner seine langen Auseinandersetzungen, „haben mich bewogen, heute Mittags von der „grünen Eule“ nach dem „Perlhofe“ aufzubrechen; erstens wollte ich Gewißheit haben, ob es wahr sei, daß Herr von Schwalbach bei der Spinnerin am Kreuze erstochen wurde, und zweitens glaubte ich nicht, meinen Ohren trauen zu dürfen, als gegen zehn Uhr von der gnädigen Frau der strenge Auftrag anlangte, die verstorbene Komödiantim im Sack begraben zu lassen, während doch Herr von Schwalbach dem Wirthe ganz andere Befehle ertheilt hatte.“

„Ist der Knabe, den Herr von Schwalbach heute Nacht mit sich nahm, nach der „grünen Eule“ zurückgekehrt?“ frug Dahlberg in größter Spannung.

„Nein, gnädiger Herr,“ antwortete der Taglöhner mit Bestimmtheit, „ich müßte es wissen. Den haben wahrscheinlich die Komödianten erwischt, zu deren Truppen die Verstorbene gehörte. — Na, war das ein Lumpenpack! Schade, schade um das schöne, liebe Buberl, wenn der in dieser sauberen Gesellschaft aufwachsen wird.“

„Ich glaube, in Ihnen einen wackeren Mann gefunden zu haben,“ sagte Dahlberg und drückte mit Wärme die schwielige Hand des Taglöhners, „nehmen Sie diese Kleinigkeit, mein Freund; es soll den Gotteslohn, den Sie sich verdient, und meine weitere Dankbarkeit nicht schmälern. He, Fiaker! Schnell einspannen und zur „grünen Eule“. Sie werden wohl so freundlich sein, uns als Wegweiser zu dienen? Wie ist Ihr Name, braver Mann?“

„Ich heiße eigentlich Jacob Hauriegl, bin aber in der ganzen Gegend als der „Steirer-Jagl“ bekannt; ich lebe schon zwanzig Jahre

hier, hab' aber noch nie was mit dem Gerichte zu thun gehabt," entgegnete der schlichte Mensch nicht ohne gewisses Selbstgefühl.

Der Taglöhner wollte sich in geziemender Bescheidenheit auf den Kutschbock setzen, aber Dahlberg nöthigte ihn, auf dem Vordersitze Platz zu nehmen, indem er sagte: „Nein, nein, nur herein da zu mir; ich habe Sie um hundert Dinge zu fragen, um in dieser unglückseligen Affaire etwas klar zu sehen."

Eine Stunde später verließ Dahlberg die „grüne Eule" ziemlich niedergeschlagen, um nach Wien zurückzukehren. Er hatte zwar der Frau von Schwalbach die grausame Satisfaction, wie es das „herzlose Weib" zu nennen beliebte, ihre gehaßte einstige Nebenbuhlerin im Sacke begraben zu lassen, gründlich vereitelt, aber von dem „Kinde der Komödiantin" vermochte er keine Spur zu entdecken. War der Knabe so scharfsinnig, auf die ihm von seiner Mutter vor einigen Tagen gesprächsweise gewordene Mittheilung, daß auf dem „Perlhofe" bei Brunn sein natürlicher Beschützer wohne, dahin den Weg einzuschlagen und noch dazu in einer Nacht voll von Schrecken und elementaren Hindernissen, wie kam es, daß er nicht zu seiner Mutter zurückkehrte? Die Annahme, daß der kleine Adolf vom „Perlhofe" die Richtung nach der „grünen Eule" verfehlt habe, schien gänzlich unstatthaft, da die Komödiantentruppe, bei welcher er als „Bajazzo" fungirt hatte, in dieser Gegend sich schon seit Wochen umhertrieb.

XI.

Saubere Allianzen.

Als Frau von Schwalbach nach der etwas stürmischen Unterredung mit Dahlberg wieder ihr prachtvoll eingerichtetes Boudoir im ersten Stockwerke erreicht hatte, warf sie sich ganz erschöpft in einen Fauteuil. Ihre bisher nur mühsam erzwungene Fassung war zu Ende. Die ihr von Dahlberg überbrachte Drohung des Baron Eichberg betreffs des 20. Februar 1808 hatte auf die sonst so hochmüthige und willensstarke Dame wahrhaft vernichtend gewirkt.

Endlich brach sie sogar in Thränen aus, aber es waren nicht Thränen der Reue oder elegischen Seelenschmerzes, sondern der Wuth

und des ingrimmigsten Hasses, untermischt oder vielmehr hervorgerufen durch Eichberg's Mahnung, welche zu verspotten sie sich Dahlberg gegenüber den Anschein gegeben hatte.

Ihre Besorgnisse waren in der That ebenso gerechtfertigt, wie wir später erfahren werden, als groß, so daß ihr Haß gegen die todte „Komödiantin“ in diesem Augenblicke ganz in den Hintergrund trat.

Wohl an zwei Stunden hatte sie sich einem düsteren angsterfüllten Hinbrüten überlassen, als der mürrische Pförtner, welcher schon vor Beginn der Unterredung mit Dahlberg von seiner Herrin den Auftrag erhielt, den unwillkommenen Besucher nach seiner Entfernung scharf zu beobachten, mit der Meldung eintrat, daß der Fremde in Brunn den „Steirer-Jagl“ gesprochen und dann die Fahrt nach der „grünen Eule“ angetreten habe, woraus sich die Vereitelung des beabsichtigten Racheactes an der verstorbenen „Komödiantin“, nämlich selbe im Sacke begraben zu lassen, als selbstverständlich folgerte.

Zu seinem Erstaunen nahm aber Frau von Schwalbach diese Nachricht ziemlich gleichgiltig auf.

„Mag sein,“ erwiderte das „herzlose Weib“ kurz, „mag sein, daß meine Feinde in diesem einen Puncte triumphiren, aber ich werde fürchterlich Revange nehmen. Meine letzten Rücksichten sind geschwunden; ich muß nun energisch handeln, Samuel, und da Deine Sicherheit dabei nicht minder auf dem Spiele steht, als die meinige, rechne ich mit Zuversicht auf Deine Ergebenheit und Verschwiegenheit wie bisher.“

„Ich glaube in dieser Hinsicht wohl schon hinlänglich Beweise geliefert zu haben,“ entgegnete der Pförtner nicht ohne Selbstbewußtsein und mit einer Vertraulichkeit in Miene und Haltung, welche, wenn Samuel um dreißig Jahre jünger und nicht gar so überaus häßlich gewesen wäre, der bösen Welt gegenüber zu üblen Auslegungen hätte Anlaß geben müssen.

„Du weißt,“ begann die Dame ernst, „welch' unglückselige und gefährliche Thatsache sich an den 20. Februar des Jahres 1808 für mich knüpft, eine Thatsache, die meinem Gemahle, falls er davon erführe, mit einem Schlage seine volle Freiheit wiedergeben, ja, mich zu seiner Sclavin machen würde, während er bislang so zu sagen unter meiner Botmäßigkeit stand? — Baron Eichberg, der einzige lebende Zeuge und Mitwisser meiner — Verirrung, die ich mir kurz vor meiner Verehelichung mit Herrn von Schwalbach zu Schulden kommen ließ, hat zwar in einer Anwandlung von Gutmüthigkeit, die er seither wiederholt

bereut haben dürfte, mir auf Ehrenwort Stillschweigen gelobt. Aber wer garantirt, daß er nicht hierüber schriftliche Aufzeichnungen hinterläßt? Der alte Sonderling, der das kleinste Tagesereigniß seinen umfangreichen Memoiren einverleibt, wird wohl eine Episode, die mittelbar auch ihn angeht, gewiß in allen Details dem verrätherischen Papiere anvertraut haben."

„Kein Zweifel," bestätigte Samuel mit finsterer, von Besorgnissen erfüllter Miene, „kein Zweifel, daß Herr von Dahlberg, den wir in Wien schon seit Wochen belauern lassen, weil er im Handumkehren mit unserem Herrn dicke Freundschaft geschlossen zu haben scheint, einst der Testamentsvollstrecker des Baron Eichberg sein wird. Nun, wessen wir uns von diesem Herrn zu versehen haben, bewies wohl hinlänglich sein heutiger Besuch; ich belauschte, wie Sie es selbst wünschten, die ganze Unterredung. Sprechen Sie also, gnädige Frau, was Sie zu thun gesonnen sind; ich will dann auch mit meinem Rathe nicht hinter dem Berge halten."

„Und Deine Rathschläge," nahm Frau von Schwalbach rasch das Wort, „waren, wenn auch nicht gut im Sinne der Welt, doch stets sehr praktisch und zweckdienlich. Vor Allem, mein lieber Sam, ist es nicht auch Dir aufgefallen, daß mein Gemahl seit einem halben Jahre regelmäßig alle acht Tage sich nach Wien zu begeben pflegte? Unsere erste Vermuthung, daß dahinter etwa eine Liebschaft stecke, was nebenbei gesagt mir ganz gleichgiltig wäre, hat sich unseren Beobachtungen zufolge als falsch erwiesen. Er begab sich stets von hier direct nach Eichberg's Wohnung und kehrte ebenso wieder ohne Aufenthalt und Umweg nach dem „Perlhof" zurück. — Was mochte er nun immer so lange in dem Hause des Barons zu thun haben? — Der alte Sonderling steht bei der Polizei schon seit fünfzig Jahren sehr übel angeschrieben, denn er ist als Malcontent im „schwarzen Buche" verzeichnet, das weiß die ganze Welt. Sollte etwa in dem bewußten Hause in der Schulerstraße eine Verschwörung gar gekocht werden?"

„Lächerlich!" entgegnete der alte Samuel, entschieden mit dem Kopfe verneinend, „Eichberg ist, was man zu sagen pflegt, ein freisinniger Kopf, aber kein Revolutionär. Ich hatte vor dreißig Jahren hinlänglich Gelegenheit, den Mann gründlich kennen zu lernen. Sie wissen ja, daß ich damals bei ihm Aushilfskammerdiener durch mehrere Monate gewesen bin; das heißt, Ihr Herr Papa, gnädige Frau, hatte mich damals, es war gerade zur Zeit, wo Sie geboren wurden, seinem

Busenfreunde Eichberg für die ganze Zeit geliehen, als dessen Factotum, der Hermann, in Familienangelegenheiten eine längere Reise nach England unternehmen mußte." Nach einer Pause fuhr Samuel fort:

„Also, wie gesagt, mit Ihrer Vermuthung, daß ein Mann wie Eichberg im Stande sei, wirklich Staatsgefährliches zu treiben, sind Sie auf falscher Fährte. — Damit will ich aber noch nicht behauptet haben, daß hinter den regelmäßigen Besuchen unseres Herrn bei dem Baron nicht doch etwas ganz Appartes stecke. — Uebrigens dürften wir die Möglichkeit zur Hand haben, der Sache bis auf den Grund zu sehen, nur ist ein kleiner Umstand dabei."

„Sprich, sprich Sam," rief die Dame, beinahe in Extase gerathend, „Du weißt, ich bin nicht kleingeisterisch in der Wahl der Mittel, wenn es sich um große Zwecke oder um ein Gebot der Nothwendigkeit handelt."

„Nun, es würde sich blos um einen kleinen Einbruch handeln," sagte der brave Pförtner ganz lakonisch.

„Erkläre Dich näher," gebot Frau von Schwalbach etwas betroffen.

„Na, na!" lachte der würdige Vertraute des „herzlosen Weibes" mit heiserer Stimme, „gar so schlimm und gefährlich ist die Sache nicht. Hören Sie. — Ich habe beobachtet, daß Herr von Schwalbach, so oft er sich seit einem halben Jahre nach Wien begibt, aus der doppelt verschlossenen untersten Lade seines Secretärs stets ein mittelgroßes Portefeuille an sich nimmt, welches er nach der Rückkehr immer wieder an derselben Stelle sorgfältig verwahrt. Hm! Ich calculire nun so — gestern, oder besser gesagt heute Nacht, hatte unser Herr gewiß nicht die Absicht, nach Wien zu gehen, wenigstens nicht aus dem Grunde, der ihn sonst in Eichberg's Haus führt. Das gewisse Portefeuille hat er also höchst wahrscheinlich gestern nicht mit sich genommen, das heißt, es würde mit ziemlicher Gewißheit an seinem Aufbewahrungsorte zu finden sein. Wenn man sich also entschließen könnte, den Secretär aufzusperren, so müßte man daher in der Lage sein, aus dem Inhalte der so ängstlich verborgenen Ledertasche manche gewiß sehr interessante Aufschlüsse zu erhalten. — Das ist meine Ansicht — ich will Sie aber, gnädige Frau, damit durchaus nicht zu etwas verleiten, was Sie später vielleicht bereuen würden."

Der listige Mephisto hatte seinen teuflischen Rath nicht tauben Ohren eingeflüstert.

Frau von Schwalbach erblaßte zwar leicht, als sie die That, deren Verübung ihr vorgeschlagen wurde, sich selbst beim wahren Namen nannte. Aber die ganze Leidenschaftlichkeit ihres schlimmen Charakters war durch Haß und Furcht nun einmal wachgerufen und der Verführer Samuel war gewiß, daß Frau von Schwalbach den Köder sofort anbeißen werde.

„Wir wollen sehen, was sich thun läßt," sagte Frau von Schwalbach mit vor Aufregung und Neugierde bebender Stimme. — Sie erhob sich von ihrem Sitze und schritt hastig durch eine Reihe von luxuriös ausgestatteten Gemächern nach dem Erkerzimmer, welches ihr Gemahl als seine Studirstube inne hatte und von wo aus man eine entzückende Aussicht nach dem nahen Lichtenstein und dem Anninger genoß.

Der Pförtner folgte ihr, ohne den Befehl hierzu abzuwarten, auf dem Fuße nach.

„Getraust Du Dir die Geschicklichkeit zu, diese Lade da zu öffnen und wieder zu schließen, ohne das Merkmale zurückbleiben?" frug Frau von Schwalbach mit gekniffenen Lippen.

„Will's versuchen!" entgegnete Samuel mit Kennermiene, den Doppelverschluß von außen prüfend, „ich bin zwar vom Fache, denn in meiner Jugend habe ich das Schlosserhandwerk erlernt, aber ich fürchte, daß es ohne Verletzung des Holzwerkes nicht abgehen wird. — Wie sollen wir dies bemänteln, wenn Herr von Schwalbach zurückkehrt?"

„Wenn er zurückkehrt!" sagte das „herzlose Weib" mit bitterbösem Lächeln. „In diesem Falle wird man einen Einbruch durch unbekannte Thäter simuliren. Uebrigens thue das Möglichste, um die Lade ohne Spuren auf- und dann wieder zuzuschließen. Wir sind ja nicht pressirt; lasse Dir also Zeit, mein lieber Sam."

Der Pförtner verfügte sich nach seiner Behausung, von wo er binnen wenigen Minuten mit einem in ein Tuch gehüllten Schlüsselbunde, welchem auch einige Werkzeuge, wie Stemmeisen, Feilen und Zangen beilagen, bald zurückkehrte. — Mit großer Bedächtigkeit machte sich Samuel an's Werk, Frau von Schwalbach sah ihm stumm, aber mit großer Aufmerksamkeit zu.

„Es wird nach Ihrem Wunsche gehen, gnädige Frau!" schmunzelte er endlich, nachdem seine Proben mit verschiedenen Schlüsseln und Dietrichen eine gute Viertelstunde gedauert hatten. Nach Verlauf einer gleichen

Frist öffnete Samuel mit einem seiner vielen Schlüssel, den er geschickt zugefeilt hatte, die Lade.

Mit fieberhafter Neugierde überflog jetzt Frau von Schwalbach die vielen vorhandenen Briefe und Documente, und endlich nahm sie auch das Portefeuille zur Hand, von dem der Pförtner gesprochen hatte, und welches ganz versteckt in einer Ecke lag.

Ein unwillkürliches „Ah!" des Erstaunens entschlüpfte ihren Lippen, als sie den Inhalt der Ledertasche näher prüfte, und sie blickte nach dem Pförtner, um sich zu vergewissern, ob derselbe sie etwa beobachte. — Samuel war jedoch in der Fensternische so emsig damit beschäftigt, den Nachschlüssel vollends zweckentsprechend zu gestalten, daß er unmöglich wahrgenommen haben konnte, was das Portefeuille barg.

„Sam!" rief die Dame, nachdem sie eine Weile nachgedacht hatte, „mache Dich bereit, persönlich einen Brief in Wien bei Herrn von Ostenried abzugeben. Du kennst ja den Herrn Staatsrath von Angesicht?"

„Will's meinen!" brummte der Vertraute der Frau von Schwalbach; „hab' ja vor zwanzig Jahren, als in Wien der Jacobiner-Proceß los war, mit ihm fast alle Tage zu thun gehabt. Ich und ein gewisser Krunner, der Teufel weiß, wo dieser geriebene Spitzbube seitdem hingerathen, haben ja eigentlich dem damaligen Polizei-Commissarius von Ostenried zu dem verholfen, was er jetzt ist. Streng genommen, habe ich eigentlich nur als geheimer Stellverteter Ihres Herrn Papa, gnädige Frau, damals mitgethan. Weiß Gott, so ledern auch mein Gewissen ist, manchmal träumen mir doch ganz abscheuliche Dinge von den Gehenkten, Geköpften und Gepeitschten, deren Verurtheilung, ich weiß es wohl am besten, eigentlich bei den Haaren herbeigezogen wurde. Ich möchte viel darum geben, wenn der Herr Graf damals weniger Vertrauen in mich gesetzt hätte. Aber Sie wissen ja, durch welche unzerreißbaren Bande ich an Ihre Familie gebunden bin, Bande, die mir auch vollen Anspruch geben, mitzurathen und mitzuthaten."

Frau von Schwalbach rümpfte bei den letzten Worten des Pförtners wohl etwas die Nase, aber nichts destoweniger sagte sie in offenbar erheuchelt freundlichem und zutraulichem Tone:

„Und so soll es auch für alle Zukunft zwischen uns Beiden gehalten werden. Nun aber, lieber Sam, mache Dich zur Fahrt bereit. Lasse Dir die leichte Pritschka einspannen und kutschire selbst, damit Niemand im Hause erfahre, wohin und zu wem Du Dich begibst. Dir selbst

Stillschweigen und Vorsicht anzuempfehlen, wäre überflüssig. Endlich kannst Du auch in Wien einen tauglichen Aufpasser bestellen, der uns regelmäßig über meines Gemahls Befinden Nachrichten zukommen läßt. — Jetzt würde es mir durchaus nicht passen, wenn er stürbe; ein großer, weittragender Plan, mit welchem ich Dich eines Tages bekannt machen will, würde dadurch vereitelt sein. Nun aber spute Dich, mein Alter, mit den Vorbereitungen; in Ungeduld sehe ich Deiner Rückkunft entgegen. In einer Viertelstunde wird das Schreiben an Ostenried bereit sein."

Mit gewandter Feder schrieb nun Frau von Schwalbach in dieser kurzen Frist drei Octavseiten voll. Der Inhalt war sehr aphoristisch gehalten, aber jede Zeile war ein vergifteter Mordpfeil.

Samuel trat reisefertig ein. Frau von Schwalbach ließ sich von ihm die Art und Weise, wie das Vexirschloß der in Rede stehenden Lade zu öffnen sei, genau erklärten, worauf sie auf und an dem Secretär wieder Alles in den früheren Zustand setzte und mit dem Pförtner das Studirzimmer des armen Herrn von Schwalbach verließ.

Sinnend blickte das „herzlose Weib" von dem Fenster ihres Boudoirs, welches auf die große Gartenpforte ging, ihrem Vertrauensmann Samuel nach, der gegen drei Uhr Nachmittags auf einem leichten, mit zwei raschen Pferden bespannten Wägelchen in scharfem Trabe davonfuhr.

Eine Stunde später, als an dem düsteren Novembertage die Abenddämmerung bereits stark hereinzubrechen begann, wurde der Frau von Schwalbach von ihrer Zofe gemeldet, daß der Italiener, welcher vor acht Tagen, als der gnädige Herr das letzte Mal in Wien abwesend war, vorgesprochen habe, dringend bitte, vorgelassen zu werden.

Ein höhnisches Lächeln umspielte die Lippen der Dame. Nach kurzem Besinnen ertheilte sie den Befehl, den außen Harrenden sofort eintreten zu lassen. Blitzschnell steckte sie jedoch ein scharf geladenes Terzerol in die Tasche ihrer Seidenschürze.

Unter mehreren Bücklingen trat Signore Morelli in das Zimmer, und eine gewisse Aengstlichkeit und Verlegenheit spiegelte sich in seinen schlauen, tiefverschmitzten Zügen ab.

„Haben Sie den Knaben an dem bewußten Orte abgeliefert?" frug Frau von Schwalbach kurz angebunden und dabei den Italiener scharf fixirend.

„Ah Maria vergine santissima!“ seufzte Morelli ganz zerknirscht, „der heilige Antonio von Padua hat mich im Stiche gelassen, obgleich ich ihm doch einen so schönen Antheil von den zweitausend Gulden versprach. Es scheint beinahe, daß er auf dieser verfluchten deutschen Erde nicht die Macht besitzt, wie bei uns zu Hause, in seiner Heimat. Ueberhaupt verfolgt uns Unglück auf Unglück, seit wir in dieser Gegend uns herumschlagen. Zuerst vergiftete vor drei Monaten der flüchtig gewordene erste Bajazzo aus Haß gegen den Director unsere fünf abgerichteten Pferde, dann wurden unsere drei prächtig dressirten Hunde als wuthverdächtig erschlagen und zum Schlusse ging der zweite Clown mit der Casse durch. Jetzt trat eine völlige Deroute unter unserer Truppe ein, so daß dieselbe vor drei Wochen nur mehr aus mir, das Gottscheber,“ der Comtesse und deren Sohn, dem kleinen Adolf, bestand. Vor acht Tagen ließen Eccellenza mich hierher rufen und stellten mir den Antrag, unseren kleinen Bajazzo Ihnen zu verkaufen. Endlich wurden wir des Handels einig. Ich sollte den Knaben in Krems an eine mir genau bezeichnete Person abgeben, welche mir und meinen Cameraden auf der Stelle den bedungenen Lohn von zweitausend Gulden auszahlen würde. Ich dachte mir die Sache ganz leicht. Die Mutter des Kindes, die dem Tode bereits nahe war, brachten wir bei unserem Plane gar nicht in Anschlag, und damit begingen wir einen großen Fehler. Die dumme Gans weigerte sich entschieden, das Kind von sich zu lassen, und als wir vorgestern Gewalt brauchen wollten, rief sie mit dem letzten Aufwand ihrer Kräfte den Wirth und die eben bei der Malzeit anwesenden Arbeiter des nahen Ziegelschlages herbei, welche, mit Blut soll diese Schmach einst vergolten werden, mir und dem „Gottscheber“ unbarmherzig das Fell gerbten und uns sodann auf die Straße warfen. Wir legten uns in der Nähe auf die Lauer, aufrichtig gesagt, in der Absicht, um Mitternacht die „grüne Eule“ aus Rache in Brand zu stecken. Da sahen wir gestern Abends einen Reiter sich der Schänke nahen, der bald darauf, das Kind vor sich auf dem Pferde, im Schritte den Weg nach Wien einschlug. Nach kurzer Berathung faßten ich und der „Gottscheber“ den Entschluß, dem Reiter einen Vorsprung abzugewinnen, was uns erst etwas über die Spinnerin am Kreuz hinaus gelang. Das Uebrige dürfte Eccellenza bereits bis auf den Umstand wissen, das während eines dummen Streites, der zwischen mir und meinem Cameraden entstand, der kleine Höllenhund das Weite suchte und bis zur Stunde spurlos verschwunden ist.“

„Und ich," sagte Frau von Schwalbach mit ironischem Lächeln, „kann Ihre Erzählung, mein lieber Morelli, ich glaube, so lautet Ihr Name, zu Ihrer großen Beruhigung dahin ergänzen, daß der kleine Adolf heute Morgens selbst in mein Netz gerannt ist."

„Per bacco!" rief der Italiener erstaunt, „doch," setzte er alsbald bei, in höchst drastischer, ja komischer Weise mit dem Zeigefinger die Stirne betastend, „daß ich auf diese Vermuthung nicht sogleich gerieth?! Ja, ja, der kleine Spitzbube ist schlau wie ein Fuchs, glatt wie ein Aal, flink wie ein Reh und stark wie ein junger Elephant. Bravissimo! Da der Bursche in Ihrem Besitze ist, hoffe ich, daß Eccellenza die Gnade haben werde, mir die versprochene Prämie auszubezahlen, denn immerhin ist das Kind nur in Folge unserer Attaque auf den Reiter veranlaßt worden, sich hieher zu wenden."

„Und wissen Sie, wer jener Reiter war, dem Sie oder Ihr Camerad den Dolch in die Brust stießen?" frug die Dame mit höhnischer Miene.

„Ei, was soll das uns kümmern?!" rief der Strolch achselzuckend, „wir hätten ebenso gut auch einen Anderen angefallen, falls das Kind in seinen Händen sich befand. Für uns handelte es sich nur darum, die 2000 Gulden zu gewinnen."

„Dieser Reiter, den sie auf ein Haar ermordet hätten, und dessen Leben noch in größter Gefahr schwebt, ist — mein Gemahl!"

„Diavolo!" schrie der Italiener, bis in den Mund erblassend, und unwillkürlich einen Schritt zurücktretend, legte er die rechte Hand an den Dolch im Gürtel, dabei mißtrauisch nach der Thüre blickend.

Frau von Schwalbach lachte über die Angst und Verwirrung des Banditen laut auf, fand es jedoch gerathen, das Terzerol aus der Schürzentasche zu ziehen, und den Hahn der kleinen Schußwaffe zu spannen.

Dieser unerwartete Act der Vorsicht und Entschlossenheit von Seite einer Frau stimmte vollends den Muth des Italieners herab und erweckte in ihm die größten Befürchtungen.

„Signora, wollen Sie mich wirklich verderben?" stammelte Morelli ganz kleinlaut und ließ wieder das Dolchheft fahren.

„Nichts weniger als dies, mein lieber Signore Morelli," entgegnete Frau von Schwalbach mit imponirender Ruhe; „ich wollte Ihnen nur ein für alle Mal Respect einflößen vor meiner Person, ich wollte Sie überzeugen, daß Sie es mit Jemanden zu thun haben,

der, obwohl als Weib geboren, dennoch über vollen Mannesmuth gebietet."

„Beim Blute des heiligen Gennaro!" entgegnete der Italiener, sich den Angstschweiß von der Stirne wischend, „davon, Signora, haben Sie nun den Beweis bereits geliefert und ich wünsche nur, daß Sie wirklich nichts Schlimmeres wider mich im Schilde führen. In diesem Falle würde ich mich überaus glücklich schätzen, Ihnen, Eccellenza, mein ganzes Leben lang zu dienen."

„Va bene!" entgegnete mit huldvollem Kopfnicken Frau von Schwalbach, sich von hier an der italienischen Sprache bedienend, die sie gleich der französischen und englischen vollkommen inne hatte, „ich bedarf eines gewandten und entschlossenen Mannes, der jederzeit bereit ist, über die Vorurtheile der Welt und gewisse Schranken des Gesetzes hinweg eine geschickte Voltige auszuführen, ohne sich oder Anderen den Hals zu brechen. Sie verstehen mich doch, Signor Morelli!"

„Vollkommen, Eccellenza!" antwortete der Italiener mit knechtischer Unterwürfigkeit, „jedoch, Signora, erlauben Sie mir eine Bemerkung. In der ganzen Welt ist es Sitte, die alten Geschäfte in's Reine zu bringen, bevor man ein neues abschließt. Ich würde mir daher ganz unterthänigst erlauben, wegen der zweitausend Gulden —"

„Schon gut," unterbrach die Dame den habgierigen Banditen mit vornehmen Lächeln, „Ihren Antheil sollen Sie sogleich erhalten."

„Eccellenza!" rief der Strolch mit vor Geldgier funkelnden Augen; „der ganze Antheil gehört mir, ich habe den „Gottscheber" mit seinen Ansprüchen vollständig abgefertigt."

Morelli berichtete nun die zwischen ihm und seinem Cameraden stattgehabte Theilung der Beute und die, wenn auch nur mündliche Verzichtleistung des „Gottschebers" an der Fortsetzung des Compagnie-Geschäftes.

„Ei, ei, Signor Morelli!" sagte Frau von Schwalbach in jenem höhnischen Tone, der einen Grundzug ihres Charakters bildete, „wenn Sie mit den Verhältnissen dieses Hauses näher bekannt wären, würden Sie wissen, daß Herr von Schwalbach, als ich ihm vor acht Jahren meine Hand gab, zwar ein sehr schmucker, aber bettelarmer Dragoner-Lieutenant gewesen ist, und ich mir über meine Mitgift von mehr als einer halben Million das freie Verfügungsrecht vorbehalten habe. — Die Uhr und die Busennadel, welche Sie dem Verwundeten

abnahmen, sind für mich werthe Erbstücke unserer Familie, daher ich auf deren Rückgabe bestehen muß."

Morelli kratzte sich etwas verlegen und mißmuthig hinter den Ohren, jetzt seine vorzeitige Schwatzhaftigkeit bereuend. — Sein Antlitz erheiterte sich jedoch, als Frau von Schwalbach, welche triftige Gründe besaß, den Banditen bei guter Laune zu erhalten, sich erbot, ihm für die Auslieferung der Prätiosen eintausend Gulden baar zu vergüten. Er legte daher bereitwillig die in Rede stehenden Werthsachen auf den Toilettetisch der Frau von Schwalbach, welche inzwischen eine kleine Casette aufgeschlossen hatte und dem Banditen, gleichsam als Darangabe der abgeschlossenen „sauberen Allianz," in Banknoten zweitausend Gulden einhändigte.

„Sie sehen, Signor Morelli," bemerkte die Dame ziemlich herrischen Tones, „daß ich ebenso pünktlich als prompt und ohne vieles Mäkeln meine Geschäfte abzuschließen pflege. Und so will ich es immer halten, wenn Sie mir keinen Anlaß zur Unzufriedenheit geben."

Der Italiener ergoß sich in Versicherungen seiner Dankbarkeit und Ergebenheit mit einer Zungenfertigkeit und einem Wortreichthume, wie sie nur dem weichen und gefälligen Idiome seiner Heimat zu Gebote stehen. — Schließlich stellte er die Frage, womit er wohl seine Dankbarkeit zu bethätigen vermöchte.

„Für heute," entgegnete die Dame nach kurzem Besinnen, „für heute habe ich Ihnen keinen Auftrag zu ertheilen. Meiner Ansicht nach sollten Sie sich nach Wien begeben und dort als Privatier eine Garçon-Wohnung nehmen. Selbstverständlich müssen Sie sich aller dummen Streiche strenge enthalten, um nicht sich oder gar mich zu compromittiren. Sie werden von Niemanden, wer es auch sei, Befehle annehmen, als von mir oder Sam, den Sie bereits kennen. Ich habe mit Ihnen große Dinge vor, Signor Morelli, und Ihre Zukunft ist gesichert, wenn Sie klug, treu und verschwiegen sind. Ich werde Sie der Protection eines sehr großen Herrn empfehlen und über Ihre ganze Vergangenheit wird eine unsichtbare, aber allmächtige Hand einen dichten Schleier zu ziehen wissen. Nehmen Sie meine Worte als keine bloße Phrase hin. Sollten Sie aber je mir im mindesten zur Unzufriedenheit Anlaß geben, so sind Sie verloren! Nun wissen Sie, was Sie zu hoffen, was Sie zu fürchten haben!"

Frau von Schwalbach sprach in dem Tone einer Königin. Ihre Worte klangen so kalt, überlegt und gemessen, daß man dahinter

weder leere Prahlerei, noch die Absicht eines theatralischen Einschüchterungsversuches suchen durfte. Dieser Eindruck grub sich auch unauslöschlich in die Brust des Italieners ein, der doch ein sehr welterfahrener, geriebener Mensch und mit großen, natürlichen Verstandesgaben ausgerüstet war; Morelli anerkannte in seinem Innern die Suprematie des Geistes und der eisernen Willenskraft der Frau von Schwalbach über sich an, auf welche Weise sein Gehorsam und sein ganzes Verhalten für diese saubere Allianz zweier in socialer Beziehung so verschiedener, an Nichtswürdigkeit aber so innig verwandter Charaktere auf der einzig richtigen und dauerhaften Basis fußte.

„Darf ich mir eine einzige Bemerkung erlauben, Eccellenza?" stellte Morelli nach einer kurzen Pause ganz demüthig die Frage.

„Ich wünsche, daß Sie stets mir gegenüber offen, wahr und ohne alle Umschweife sprechen," entgegnete Frau von Schwalbach kurz.

„Wohlan denn, Eccellenza! Ihr Befehl, in Wien der Welt gegenüber als achtbarer, wenn auch kleiner Rentier aufzutreten, entspricht einem schon lange von mir selbst gehegten Wunsche. Ich habe seit den zehn Jahren, wo ich mich mit sogenannten „Künstlertruppen" herumgeschlagen, des Elendes und der Unannehmlichkeiten aller Art mehr als genug ausgestanden, und sehne mich nach gesicherten und angenehmen Verhältnissen. Ich bin kein Verschwender, im Gegentheile sogar etwas Knicker und vergönne mir, auch wenn meine Taschen von Gold strotzen, nur mit Maß und Ziel ein kleines Vergnügen. Ganz anders denkt und handelt aber mein bisheriger Camerade, der „Gottscheber," der mich sogleich verließ, als er die Mittel besaß, seiner zügellosen Leidenschaft für Wein und Weiber für einige Zeit zu fröhnen. Dieser Mensch wird mit seinem Gelde bald fertig sein; er wird sich dann an mich wenden. Er weiß zu viel von meiner Vergangenheit, als daß ich ihn kurz abspeisen könnte. Ich fürchte daher sehr, durch ihn in Wien heute oder morgen compromittirt zu werden, zumal er seine Zunge, wenn er betrunken ist, nicht im Zaume hält. Ich bin überzeugt, daß er, ehe vier Wochen vergehen, die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich lenkt, daß er eingesperrt wird und dann, in der Meinung, sich zu retten, Dinge ausplaudert, welche unserer beiderseitigen, durchaus nicht vorwurfsfreien Vergangenheit angehören."

„Darüber, Signor Morelli, machen Sie sich keine unnützen Sorgen. Man wird Sorge tragen, daß die Polizei sich mit diesem liederlichen Menschen beschäftigt, bevor er für Sie Unheil stiften kann. Das ist eine Kleinigkeit für mich."

Der Bandit seufzte erleichtert auf. Frau von Schwalbach hatte diese Sache, deren Consequenzen doch auch sie selbst in sehr unangenehmer Weise berühren konnten, in so gleichgiltigem, ja geringschätzigem Tone behandelt, daß Morelli mit Recht sich beruhigen konnte.

„Wohlan denn," sagte er, sich mit jenem Anstande verbeugend, der auch dem gemeinen Italiener eigen ist, ohne je gesucht oder täppisch zu werden; „ich begebe mich sogleich nach Wien und werde vor der Hand im Hotel „Erzherzog Carl" als der Privatier Geronimo Morelli aus Udine Quartier nehmen. Die Adresse meiner Privatwohnung werde ich ohne Verzug hierher melden."

„Ganz gut," erwiderte Frau von Schwalbach, leichthin mit Hand und Kopf einen herablassenden Abschied winkend.

Mit einer tiefen Verbeugung empfahl sich der Italiener, im Stillen den Zufall preisend, der ihn dieser „sauberen Allianz" in die Arme geführt.

Auch Frau von Schwalbach war mit dem Gange der Dinge ganz zufrieden.

Als der Italiener sich entfernt hatte, ließ sie sich eine Tasse Caffee serviren, der ihr außerordentlich zu munden schien. Dann setzte sie sich zu ihrem aus kostbarem Palisanderholze verfertigten, mit kunstvollen Schnitzereien versehenen Secretär und entnahm einem geheimen Fache desselben ein kleines Päckchen Briefe, von denen drei erst allerneuesten Datums waren und die Unterschrift des Grafen Adalbert von Florencourt trugen.

„Ich möchte über mich selbst in Zorn gerathen," murmelte sie endlich mit gerunzelter Stirne vor sich hin, „so sehr ich mich auch dagegen sträubte, steigert sich meine Leidenschaft für den Grafen von Stunde zu Stunde; noch wenige Tage und ich werde nicht mehr die Kraft besitzen, ihm das in diesen Briefen so heiß erflehte Rendezvous noch länger zu verweigern. Nicht, daß mich etwa Bedenken ob meines Gemahls abhielten — ei bewahre, gegen den fühle ich mich aller Pflichten los und ledig; nein, nur die Besorgniß, daß ich die Herrschaft über mich verliere, daß die Pläne der Rache und des Ehrgeizes, die mich beseelen, an einer sinnlosen Liaison scheitern könnten, legen noch einen Zügel meinen furchtbar entflammten Wünschen an. Ach, daß ich vor vierzehn Tagen den verführerischen Mann im Salon der Frau von Keczkeméthy kennen lernen mußte!" — — —

XI.

Der Bevollmächtigte.

Emilie von Schwalbach gehörte zu jenen Brünetten, welche erst in der Epoche des Lebens, wo andere Frauen zu verblühen beginnen, in den Vollgenuß ihrer Reize treten. Wie wir aus dem Gespräche des alten Samuel mit seiner Gebieterin entnahmen, zählte diese bereits dreißig Jahre. Jedermann, der Frau von Schwalbach seit einem halben Decennium nicht gesehen, war überrascht von den Fortschritten, welche inzwischen ihre Schönheit gemacht. Bis zu ihrem fünfundzwanzigsten Jahre beinahe allzu schmächtig, ja hager und von etwas kränklicher Gesichtsfarbe, besaß sie nunmehr runde, üppige Formen und die Farbe der Gesundheit röthete ihre Wangen, sowie Vollkraft des Geistes und des Leibes aus ihrer ganzen Haltung, aus allen ihren Handlungen und Worten sprach. Ihre Physiognomie war überaus regelmäßig, aber es fehlten derselben jene gewissen Lineamente, welche den sanften Schmelz der Weiblichkeit, jenes unaussprechliche Etwas bilden, das der feinere, vor Allem die Anmuth zum Maßstab nehmende Beobachter nie an der Frau vermissen kann, ohne selbe tiefer Neigung und warmer Empfindung ebensowenig für fähig als für würdig zu halten. Ein entschieden herrisches Gepräge, das vergebens für Hoheit und wahre Würde, mit denen die Despotie der Laune durchaus nichts gemein hat, gelten will, war allen Reden und Handlungen Emiliens aufgedrückt.

Frau von Schwalbach erfreute sich daher in der großen Gesellschaft durchaus keiner besonderen Beliebtheit, und selbst die Männerwelt drängte sich weit weniger an sie heran, als es bei ihrer unbestreitbaren Schönheit und der seltenen Begabung ihres Geistes zu erwarten stand. Niemand hatte sie bisher bei irgend einer Gelegenheit in den Affect der Freude, der Theilnahme gerathen sehen. Ihr Lob und Tadel war stets wohl erwogen, streng abgezirkelt, wie ihr ganzes Benehmen, das in All' und Jedem auf strenger Berechnung beruhte und von einer einzigen Triebfeder, dem Egoismus, geleitet wurde. Zudem war ihre Redeweise stets mit einer Beigabe von Ironie und Sarkasmus gewürzt und Niemand wußte wohl besser mit dem Pfeile des Spottes das Ziel zu treffen, als sie, wobei anscheinend Zucker und Honig von ihren Lippen träufelte, während sie doch nur scharfes, ätzendes Gift in die Wunden ihrer Opfer impfte.

Dies in kurzen Umrissen der Kern des inneren und äußeren Wesens der Frau von Schwalbach. Aus ihren Handlungen werden wir übrigens noch vollauf Gelegenheit finden, die dunklen Schatten ihres Charakters ganz genau kennen zu lernen.

In dem Augenblicke, wo Emilie von Schwalbach die Heftigkeit ihrer urplötzlichen Leidenschaft für den angeblichen Grafen von Florencourt sich selbst eingestand und darob, wie wir sehen, in Unmuth und Besorgniß gerieth, hob sich heftig ihr voller, reizend geformter Busen unter dem schneeweißen Gewebe, welches vom Halse abwärts die Mangelhaftigkeit des tief ausgeschnittenen Kleides anstandshalber ergänzen sollte, diesem offenbar nicht ernstlich angestrebten Zwecke seiner Durchsichtigkeit wegen aber nur äußerst unvollkommen entsprach. Ihr sonst so kaltes und durch diese Kälte fast unheimliches Auge glühte und sprach deutlicher die Wünsche ihrer erhitzten Phantasie aus, als wir es von Frauenlippen durch Worte, selbst im Monologe, je erwarten dürfen. Mit bebender Hand und beinahe hörbar mit den Zähnen klappernd, erfaßte sie die Klingelschnur. Sie wollte die Glocke ziehen, um den Befehl zu ertheilen, daß angespannt werde. Sie wollte nach der Stadt fahren. Noch kam sie zum Besuche der Oper zurecht, welche, wie sie aus Florencourt's letztem Billet-doux wußte, der Graf heute Abends besuchte. Ihr Erscheinen sollte für ihn das Signal sein, daß er auf Liebe hoffen dürfe.

Aber in dem Momente, wo sie an der Schelle ziehen wollte, gewann sie neuerdings volle Herrschaft über sich selbst. Sie sprang vom Sitze empor, stieß ein Fenster auf und sog gierig die feuchtkalte, rauhe Gebirgsluft ein.

„Bin ich denn toll geworden?!“ zürnte sie mit sich selbst, „die ganze Welt würde mit Fingern auf mich zeigen, wenn ich im Theater erscheine, während mein Gemahl schwer verwundet darniederliegt. Oh, diese Convenienzen, diese Rücksichten! Ebensowenig verspüre ich aber Lust, in Eichberg's mir so sehr verhaßtem Hause die Rolle einer Krankenwärterin zu spielen; um dieser Nothwendigkeit auszuweichen, bin ich sogar bemüssigt, mich selbst schwer leidend zu stellen und den Arzt rufen zu lassen. Und dann wäre es nicht höchst ungeschickt von mir, mich vom „Perlhofe“ zu entfernen, wo Samuel vielleicht bereits mit einer wichtigen Botschaft Ostenried's auf dem Heimwege sich befindet?“

Frau von Schwalbach klingelte nun wirklich. Eine Zofe erschien auf der Thürschwelle.

„Ich fühle mich sehr unwohl, Gertrud,“ sagte sie, ihre kunstvoll

gearbeitete Chemisette aus Brabanter Spitzen mit solchem Ungestüm von sich reißend, daß einzelne Stücke des kostbaren Stoffes in der Luft hin- und herflatterten, „sehr unwohl! Sende sogleich nach Brunn um unseren Hausarzt und dann geleite mich zu Bette.“

Das Mädchen sprang davon, die Heftigkeit und Ungeduld ihrer Gebieterin wohl kennend. Wenn sie nicht flink machte, liefen, wie sie aus leidiger Erfahrung wußte, ihre Wangen Gefahr, von den sehr kräftigen Fingern der Frau von Schwalbach eine klatschende Liebkosung zu empfangen.

Eine Stunde später pusthete der alte Arzt aus Brunn in das Schlafgemach der gestrengen Frau, auf deren ziemlich kategorische Andeutungen hin der gefällige Jünger Aeskulaps allen Ernstes bestätigte, daß wirklich Anzeichen eines hitzigen Fiebers vorhanden seien, und er gegen ihre beabsichtigte Fahrt nach Wien, um an das Lager ihres armen Gemahls zu eilen, energisch protestiren müsse. Der Herr „Doctor,“ wie sich der Dorfarzt so gerne schelten ließ, verstand auch die ferneren, ihm von seiner splendiden Patientin mit dem Zaunpfahle gegebenen Winke. Er setzte sich, um an Herrn Baron Eichberg mit ziemlich defecter Orthographie ein Briefchen des Inhaltes zu schreiben, daß Frau von Schwalbach durch das ihrem Gemahl gestoßene Unglück derart angegriffen sei, daß der Ausbruch einer längeren Krankheit zu befürchten stehe, und „Hochwohlderoselbe“ daher zu ihrer tiefsten Betrübniß nicht im Stande wäre, dem Wunsche ihres Herzens zu folgen und persönlich die Pflege des Verwundeten zu leiten.

Schmunzelnd überreichte der „Bader,“ wollten sagen der Herr Doctor, den Brief seiner Patientin zur „hochgnädigen“ Einsicht. Er sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Er erhielt das Schreiben mit einem wohlwollenden Kopfnicken und dem Bedeuten zurück, die Couvertirung und Expedition des Briefes zu besorgen. Zwischen den beiden Blättern lagen dreißig Gulden in Banknoten, welche natürlich nicht zur Mitsendung an den Adressaten bestimmt waren.

Eine kurze pantomimische Verabschiedung erfolgte nun. Frau von Schwalbach legte ohne ein Wort zu sprechen den Zeigefinger auf den Mund und der Herr „Doctor“ erwiderte diese Aufforderung zur Discretion und zum Stillschweigen damit, daß er unter tiefem Knixe die flache rechte Hand auf sein Herz preßte. Dann verließ er die Patientin; im Vorzimmer jedoch ertheilte er mit überlauter Stimme eine Menge Ordres an die beiden Dienerinnen der Dame, dabei vorzüglich ein-

schärfend, die ganze Nacht hindurch Eisumschläge und kalte Limonade in Bereitschaft zu halten.

Kurz nach acht Uhr Abends trat der alte Samuel bei seiner Gebieterin ein, welche Befehl ertheilt hatte, den Pförtner nach dessen Rückkehr von Wien sogleich vorzulassen, in welcher Stunde es auch sei.

Samuel trat auf den Zehen ein. Frau von Schwalbach lachte ihm über seine Aufmerksamkeit geradezu in's Gesicht. Ein paar Worte genügten, um dem würdigen Mann den Grund dieser Komödie begreiflich zu machen.

„Nun, wo hast Du den Brief des Staatsrathes?“ frug endlich Frau von Schwalbach, sich im Bette emporrichtend uud ihrem allezeit getreuen Sam den vollen, schneeweißen Arm entgegenstreckend, um das erwartete Schreiben in Empfang zu nehmen.

„Brief?“ erwiderte der Grisgram in seiner kurz angebundenen Redeweise, „habe keinen Brief mitgebracht.“

„Wie?“ rief die Dame sich verfärbend; „Ostenried hätte es nicht der Mühe werth gefunden, mir zu antworten, oder trafst Du ihn gar nicht?“

„Habe Alles pünktlich ausgerichtet. Ist der alte Samuel jemals ungeschickt oder nachlässig gewesen, wo es sich darum handelte, Ihnen zu dienen? — Der Staatsrath hat Ihr Schreiben sehr aufmerksam gelesen; er war offenbar nicht nur erfreut, sondern sogar entzückt darüber. Auf ein Haar hätte er mich umarmt.“

„Und doch schrieb er nicht?“ bemerkte Frau von Schwalbach höchst ärgerlich; „ich bedarf ja bestimmter Verhaltungsmaßregeln. Ich muß wissen, was ich mit dem Kinde beginnen soll. Parbleu! Einer solchen Unart hätte ich mich von Ostenried wahrlich nicht versehen!“

„Nur nicht vorschnell geurtheilt!“ warnte Samuel, der insgeheim eine kleine Schadenfreude über die Ungeduld seiner Gebieterin empfand; einer gemeinen, verderbten Seele, gleich der seinigen, gereicht es immer zum Vergnügen, einen Mitmenschen an der Angel der Furcht und Hoffnung zappeln zu sehen, wobei man sich geradezu so behaglich fühlt, wie der Fisch zwischen Luft und Wasser.

Der Gärtner nahm bedächtig eine Prise, dann sagte er endlich: „Herr von Ostenried hat mehr gethan, als einen bloßen Brief zu schreiben, er hat einen Bevollmächtigten gesendet. — Der Abbé Lukrnner, dessen ich schon heute Nachmittags erwähnte, wartet im Vorzimmer. Dieser Mann scheint das volle Vertrauen des Staatsraths zu

besitzen und bei demselben eine Art Factotum in allen seinen delicaten Angelegenheiten zu sein. — Ein merkwürdiger Zufall das, diesen Menschen, von dem ich volle zwanzig Jahre nichts mehr sah und hörte, aus solchem Anlasse auf einmal wieder zu treffen! Nun, soll ich Herrn Krunner eintreten lassen, oder wollen Sie aufstehen und ihn im Salon nebenau empfangen?"

„Führe ihn hier herein," erwiderte Frau von Schwalbach nach kurzem Bedenken; „der Dienerschaft wegen muß ich meine Rolle als Patientin consequent durch ein paar Tage fortspielen."

„Gut," sagte Samuel boshaft lächelnd, „Ihren beiden „Weibsbildern" werde ich den Bären aufbinden, daß Herr Krunner gekommen sei, um Ihnen die Beichte abzuhören, denn er ist beinahe ganz so wie ein Pfaffe gekleidet."

Ein paar Secunden später trat Herr Krunner unter vielen Bücklingen ein, mit lauernden, gierigen Blicken Frau von Schwalbach verschlingend, welche, sei es aus Koketterie, sei es aus Zerstreutheit, von den reizenden Formen ihres Oberleibes mehr enthüllte, als sich mit dem strengen Anstande eigentlich vertrug.

Krunner, wie wir bereits wissen, ein Mensch von großer Sinnlichkeit, wurde ganz verwirrt und er hatte Mühe, sich gegenwärtig zu halten, wo er sich befinde und warum er gekommen, denn die ganze Bestialität seiner wilden Leidenschaften war derart erwacht, daß er sich auf ein Haar versucht fühlte, sofort eine „Attaque" zu wagen, welche sehr wahrscheinlich zu einem Heiden-Scandal geführt haben würde — vielleicht auch nicht.

„Sprechen Sie, Herr Abbé!" sagte die Dame mit den Ausdrucke der Ungeduld und Neugierde, und den Kopf auf die linke Hand stützend, fixirte sie Krunner so durchdringend, daß der fromme Sünder wie durch eine kalte Douche ernüchtert wurde.

„Vor Allem, gnädige Frau," begann der sogenannte Abbé in honigsüßem Tone und mit meisterhaft erheuchelter Demuth, „vor Allem, läßt Herr von Ostenried Sie durch mich, seinen unwürdigen Diener, seines wärmsten Dankes und seiner unbegrenzten Hochachtung versichern. Es wird ihm zum Vergnügen gereichen, Ihnen, gnädige Frau, die beanspruchten Gegendienste zu leisten. Endlich bin ich beauftragt, diese Paar Zeilen zu meiner Legitimation vorzuweisen."

Mit diesen Worten überreichte Krunner der Dame einen offenen Zettel, welcher blos Folgendes enthielt:

„Ihrer Hochwohlgeboren Frau Emilie von Schwalbach, geborener Comtesse von Finkenburg! — Vorzeiger dieses, Herrn Abbé Krunner, Ihrem Pförtner Samuel persönlich bekannt, wollen Sie in allen in Ihrem werthen heutigen Briefe berührten Angelegenheiten als meinen Bevollmächtigten betrachten. Was Sie mit Herrn Krunner vereinbaren, werde ich, als in meinem Namen geschehen, unbedingt anerkennen. Mit vorzüglicher Hochachtung und Verehrung zeichnet sich Ihr ganz ergebenster von Ostenried m. p."

„Kurz, aber gut und verständlich," bemerkte Frau von Schwalbach, sichtbar zufrieden mit dem Kopfe nickend, indem sie die Vollmacht dem Abbé zurückstellte.

„Vor Allem," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „handelt es sich darum, den Knaben allen Nachforschungen von Seite des Barons und seiner Freunde zu entziehen. Darin wird Ihre erste Aufgabe bestehen. Ich gestehe es offen, daß jener Dahlberg, der heute Mittags hier gewesen, mir Furcht eingeflößt hat. Es scheint ein überaus thatkräftiger und umsichtiger Mann zu sein. Ihn unschädlich zu machen, ihn nöthigenfalls zu verderben, müssen wir, als eines unserer Hauptziele, wohl im Auge behalten. — Hat Ihnen der Staatsrath Näheres über seine Drohung mitgetheilt, die mich so sehr in Schrecken versetzte, und welche ich ihm schriftlich andeutete?"

Frau von Schwalbach suchte ängstlich in Krunner's Blicken und Mienen zu lesen. — Der Ex-Abbé sah aber ganz erstaunt darein und erwiderte völlig unbefangen:

„Welche Drohung? Seine Excellenz hat mir in den Brief der gnädigen Frau keine Einsicht gestattet."

„Also betreff eines auf den 20. Februar des Jahres 1808 bezüglichen Umstandes hat Ostenried nichts geäußert?" rief Frau von Schwalbach aus erleichterter Brust.

„Keine Silbe," entgegnete Krunner, dabei einen Grad von Neugierde verrathend, der von seiner Unwissenheit über diesen Punkt vollgiltiges Zeugniß gab.

„Daran erkenne ich den Mann der Vorsicht," murmelte die Dame leise vor sich hin, „daß Ostenried diesem Menschen da, der mir sehr wenig zu Gesicht steht, nicht Alles mitgetheilt hat, erhöht, offen gestanden, gar sehr mein Vertrauen in die glückliche Durchführung unserer gemeinschaftlichen Affaire." Dann setzte sie laut bei: „Wohin gedenken Sie den kleinen Adolf zu bringen? Samuel hat

ihn oben auf dem „Gießhübel" in einem mir gehörigen Wirthschaftshofe eingesperrt. — Der Pförtner wird Sie dahin begleiten. Sie können dort übernachten. Mit Tagesanbruch sende ich eine geschlossene Equipage hinauf, in der Sie dann den Knaben entführen können, wohin Sie wollen."

„Wenn ich nicht irre, hat Seine Excellenz mir angedeutet, daß die gnädige Frau bereits in Krems einen Unterkunftsort für das Kind in Aussicht nahmen?"

„Es wäre nur ein Nothbehelf gewesen, um den Knaben von hier sogleich fortzuschaffen. Nach näherer Ueberlegung finde ich jedoch, daß die Leute, welchen ich die Erziehung des nichtsnutzigen Barstards anvertrauen wollte, nicht verläßlich genug seien, und dann liegt mir Krems viel zu nahe. Zudem fällt mir bei, daß Baron Eichberg in dortiger Gegend ein Jagdrevier besitzt und der Zufall, der oft sonderbare Dinge vollbringt, eine Entdeckung herbeiführen könnte. — Ich hoffe daher, daß Sie den Buben weit, weit von Wien weg, wenn möglich in das Ausland bringen werden."

„Oh!" lachte Krunner, „für einen Ort, wo den jungen Herrn Niemand sieht, wird gesorgt sein. Ich bringe ihn in Westfalen, meiner Heimat, und zwar zu Paderborn im dortigen Jesuiten-Collegium unter. Wenn gnädige Frau sich herbeilassen, eine anständige Pension zu zahlen, werden die „frommen Väter" den Knaben behüten, wie ihren Augapfel, damit er ihnen nicht entwische."

„Ha, ha, ha!" lachte Frau von Schwalbach aus vollem Halse, daß ihr die Thränen in die Augen traten, „ein köstlicher, ein genialer Gedanke. Ha, ha, ha! Sein Bastardchen ein Jesuit; der eingeborne Sohn eines — ha, ha, ha! eine Nachteule! Ja, bei Gott, glänzender und größer könnte meine Rache nicht sein an ihm und an ihr! Das soll mich zugleich dafür entschädigen, daß man mir heute den Spaß verdarb, die elende Person im Sacke begraben zu lassen."

„Also es bleibt dabei, gnädige Frau, ich reise nach Paderborn."

„Sind tausend Thaler genug, um die ersten Spesen zu decken?"

„Zu viel, zu viel, gnädige Frau. Meines Wissens wird man den Knaben gegen eine jährliche Pauschalsumme von vierhundert Thalern sehr gerne im Convicte aufnehmen und ich wäre dafür, nie mehr als ein Trimester im Voraus zu entrichten. Andererseits wäre es aber sehr zweckdienlich, sich dem Kloster zu einer Gratification von etlichen tausend Thalern zu verpflichten, falls der kleine Adolf, welchem wir

übrigens einen ganz fremden Zunamen beilegen wollen, mit seinem vierundzwanzigsten Jahre wirklich als Priester des Jesuiten-Ordens ausgeweiht wird."

„Ich bewundere Ihre Schlauheit, Herr Abbé," rief Frau von Schwalbach mit vor dämonischer Schadenfreude blitzenden Augen; „ich eröffne Ihnen unbeschränkten Credit. Ich werde gleich morgen meinen Rechtsfreund rufen nnd durch ihn eine freiwillige Schenkung von viertausend Thalern in dem von Ihnen angedeuteten Sinne auffsetzen lassen. Dieses Document werde ich Ihnen mit Postwendung nach Paderborn senden. — Doch, Sie brauchen Reisegeld, Herr Abbé?"

„Durchaus nicht, durchaus nicht," deprecirte Krunner; „Gott sei Dank, reicht meine Casse aus, um nach Paderborn zu gelangen. Mit dem erwähnten Documente können gnädige Frau dann auch das Uebrige veranlassen. Zudem bin ich ja durch Herrn von Ostenried's Vermittlung von Seite des Fürsten Metternich mit Carte blanche an alle österreichischen Vertreter im Auslande versehen. Auf Geld, gnädige Frau, stehe ich nicht an; wer meine Dienste belohnen will, muß andere Mittel wählen!"

Krunner warf bei den letzten Worten so verlangende und lüsterne Blicke auf Frau von Schwalbach, daß dieselbe etwas verlegen die Lippen kniff. Um den Bevollmächtigten des Staatsrathes zu weiteren Erörterungen, über deren Ziel sie nicht im Unklaren schweben konnte, jede Gelegenheit abzuschneiden, sagte sie rasch:

„Sie können sich darauf verlassen, Herr Abbé, in Paderborn längstens vierundzwanzig Stuuden nach Ihrer Aukunft daselbst die Schenkungsurkunde und einen Creditbrief Rothschild's zu erhalten Von Letzterem wollen Sie so weit Gebrauch machen, als Sie es für gnt befinden. Nach Ihrer Rückkunft wollen wir die übrigen Angelegenheiten besprechen. Inzwischen wird es sich auch entschieden haben, ob mein Gemahl seiner Wunde erliegt oder nicht. — Also glückliche Reise, Herr Abbé — gute Nacht!"

Etwas zögernd empfahl sich Krunner. Auf diese ihm etwas allzu kurze Verabschiedung war er nicht gefaßt. Aber da ihm Ostenried eingeschärft hatte, Frau von Schwalbach mit größter Rücksicht und Hochachtung zu behandeln, so bezähmte er aus Furcht, den Staatsrath zu erzürnen, das brennende Verlangen, über jene „anderen" Mittel als Geld, durch welche er von Frau von Schwalbach für seine guten Dienste belohnt zu werden wünschte, sofort seine definitiven Erklärungen abzugeben.

Er empfahl sich daher blos unter banalen Versicherungen seiner Hochachtung und Dienstfertigkeit, die Hoffnung aussprechend, in längstens zwölf Tagen wieder von Paderborn zurückgekehrt zu sein.

Frau von Schwalbach, welcher Krunner unbequem zu werden begann, weil er mit seinen Abschiedsphrasen gar nicht zu Ende kam, schellte nach Samuel, welchem sie den Auftrag ertheilte, den Herrn Abbé zuerst nach Thunlichkeit zu bewirthen und dann mit dem Gaste noch in der Nacht auf dem Gießhübel nach dem dort internirten kleinen „Bajazzo" zu sehen.

Krunner ließ sich Speise und Trank wohl schmecken. Seine Ideen weilten aber im Schlafgemache der Frau von Schwalbach.

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" dachte er bei sich, „wenn ich zurückkomme, wollen wir die Festung regelrecht belagern. Gott sei Dank, hat man Praxis in diesem Genre. Vor Allem muß ich auf feine Art dahinter kommen, was es mit dem 20. Februar 1808 für eine Bewandtniß hat. Meine Fuchsnase wittert, daß dahinter ein Geheimniß steckt, welches, einmal in meiner Macht, die Capitulationsverhandlungen wesentlich abkürzen wird. Krunner! Freue dich deines Lebens! Dein Weizen blüht auf alle Feldern. Ich will nicht hoffen, daß ein plötzliches Donnerwetter meine ganze Ernte vernichtet; also sei schlau, schlau, schlau!"

Gegen elf Uhr Nachts mahnte Samuel zum Aufbruche. Beide Männer schlugen den nächsten Weg nach dem vom „Perlhofe" nur eine Viertelstunde entfernten, auf dem Rücken eines Berges gelegenen Orte Gießhübel ein, um von dort nach dem der Frau von Schwalbach gehörigen Johanneshof, einem weitläufigen und ganz isolirt dastehenden Wirthschaftsgebäude, zu gelangen.

Der Johanneshof, welcher etwas abseits von der Vicinalstraße liegt, die vom Gießhübel nach Perchtoldsdorf führt, war den Winter über stets unbewohnt. Samuel zog einen großen Bund Schlüssel, um zuerst das schwerfällige Hausthor und dann drei Thüren im Innern des kalten, finsteren Gebäudes zu öffnen.

„Fürchten Sie sich denn nicht, daß hier eingebrochen wird?" bemerkte Krunner zu seinem Begleiter.

„Durchaus nicht; denn im Winter ist hier nichts zu holen, was Diebe reizen könnte."

„Und hier haben Sie den Knaben eingesperrt?" frug Krunner, unwillkürlich von einem Hauche menschlichen Gefühles angeweht.

„Oh es geht ihm hier nicht so übel; an Nahrung leidet er keine Noth, ebenso wenig an guter und aufmerksamer Gesellschaft. Jetzt warten Sie aber gefälligst hier ein wenig. Jupiter und Diana sind ein paar sehr unfreundliche Gesellen gegen Fremde.

XIII.

Das Duell.

Daß Herr von Dahlberg von der „grünen Eule" bei Neudorf direct nach Wien zu dem ehrwürdigen Baron, seinem väterlichen Freunde fuhr, ist wohl selbstverständlich. Es drängte ihn, nicht nur von seinen heutigen Erlebnissen Rechenschaft zu geben, sondern sich auch von dem Befinden Schwalbach's, mit welchem er seither enge Freundschaft geschlossen, persönlich zu überzeugen.

Eichberg hörte schweigend, aber sichtlich tief betrübt, seinen Bericht an. Als Dahlberg geendet, schritt der Greis einige Minuten mit über den Rücken gekreuzten Armen nachdenkend auf und ab. Endlich blieb er vor dem jungen Manne stehen und sagte:

„Wegen des kleinen Adolf bin ich mit mir durchaus nicht im Reinen. Mein lieber Julius, mir scheint, Sie haben da einen großen Bock geschossen. Daß das herzlose Weib den Knaben einfach vor die Thüre gesetzt haben sollte, will mir durchaus nicht einleuchten, obwohl ich Frau von Schwalbach einer noch weit schlimmeren That für fähig halte. Ich bin fest überzeugt, daß es bei der Spinnerin am Kreuz eigentlich nicht auf die Prätiosen und Brieftasche unseres armen Patienten abgesehen war, sondern zuvörderst auf das Kind, und zwar von jenen Vagabunden, die es schon vorgestern seiner Mutter entreißen wollten. Es steckt dahinter ein wohlangelegter, systematisch durchgeführter Plan und ich werde kaum irren, wenn ich Emilie damit in Verbindung bringe. Sie hatten also, mein lieber Freund, groß Unrecht, der Heuchlerin Glauben zu schenken. Sie hätten sogleich ein Dutzend Aufpasser bestellen und den „Perlhof" in geheimen Belagerungszustand erklären sollen. — Und dies muß noch nachträglich und zwar ohne Verzug geschehen. — Es bleibt auch fortan für uns von größtem Interesse, genau zu erfahren, wer jetzt dort aus- und eingeht."

Der Baron zog zwei Mal die Klingel, was für den alten Hermann das Zeichen war, bei seinem Gebieter zu erscheinen.

„Ach, Herr Baron!“ rief Dahlberg ganz trostlos und beschämt aus, „wie unerfahren bin ich doch noch in diesem Leben. Ganz gewiß haben Sie Recht, daß Frau von Schwalbach mit ihrer Märe mich wie einen dummen Jungen dupirt hat. Aber bei Gott, ich ließ mich von meiner Aufregung, meinem Unmuthe derart hinreißen, daß ich jeder kaltblütigen Ueberlegung unfähig war. In mir lebt noch zu stark der Gefühlsmensch, ich sehe es ein und ich fürchte sehr, daß diese Eigenschaft, sehr übel für einen Mann, der es auf sich genommen, in sein und seiner Mitmenschen Geschick als maßgebender Factor einzugreifen, mich noch vielen Unannehmlichkeiten und Gefahren aussetzen wird.“

„Ja wohl, mein theurer Julius! so dürfte es in der That kommen,“ sagte der Baron ernst; „aber,“ begütigte der alte Herr liebevollen Tones seinen ganz zerknirscht und scheu dareinblickenden Schützling, „verzagen Sie darob nicht an Ihrer Bestimmung, an Ihrer Zukunft, Sie beurtheilen noch immer die Menschen aus den Büchern und nicht nach der leidigen Art und Weise, wie sie wirklich sind. Doch still, da kömmt Hermann, und ich finde es unziemlich, Sie in Gegenwart eines Dieners abzukanzeln.“

Der Baron schrieb einige Namen und Notizen auf ein Blatt Papier, welches er seinem treuen, aber etwas vergeßlichen Kammerdiener überreichte. Er theilte Hermann umständlich alle Verhaltungsmaßregeln mit, welche ihm nothwendig dünkten, um ohne Aufschub den „Perlhof,“ wie er sich früher ausgedrückt, in geheimen Belagerungszustand zu versetzen.

Als Chef der Freimaurer von Wien gebot Eichberg über eine erkleckliche Anzahl theils eingeweihter, theils profaner Individuen, welche geeignet und stets auch bereit waren, Kundschafterdienste zu verrichten, und durch die Solidität ihres Charakters die beste Bürgschaft für die Ehrlichkeit und Brauchbarkeit ihrer Leistungen darboten. — Diese kleine, aber auserlesene Freimaurer-Polizei hatte daher nicht nöthig, gleich der hochlöblichen kaiserlich-königlichen, jeden Agenten wieder durch wenigstens zwei Andere beobachten und controliren zu lassen, um, wie es so häufig geschah, am Ende erst doch „blau anzulaufen.“

„Also, hast Du mich wohl verstanden, mein lieber Hermann?“ schloß Eichberg seine ziemlich langen Auseinandersetzungen.

Morgen mit Tagesanbruch wird der „Perlhof“ so scharf bewacht

sein, daß keine Maus ungesehen ihn betreten oder verlassen kann," entgegnete der alte Diener im Tone der Bestimmtheit. Es war übrigens nicht das erste Mal, daß er einen derartigen Auftrag zu vollziehen bekam.

Während der Baron mit seinem Kammerdiener conferirte, begab sich Dahlberg nach dem Zimmer, wo Schwalbach's Krankenlager stand. Die Aerzte, drei an der Zahl, waren soeben zur Abendvisite erschienen. Das Bewußtsein des Verwundeten war zwar noch nicht zurückgekehrt, aber nichtsdestoweniger lautete der Ausspruch der Herren Doctoren einstimmig dahin, daß alle Hoffnung vorhanden sei, Herrn von Schwalbach am Leben zu erhalten, da jetzt feststand, daß seine Bewußtlosigkeit eigentlich nur dem allzu großen Blutverluste zuzuschreiben war. Später trat auch der Baron ein. Nun empfahl sich Dahlberg, um sich in seine Wohnung auf der Brandstätte zu begeben. Sein Diener Jacob erwartete ihn bereits im Hofe nächst der Treppe.

„Endlich sind Sie da," rief der alte Knabe, erfreut in die Hände klatschend; „ich stehe hier schon auf Nadeln. Ich stand eben im Begriffe, Sie bei dem Herrn Baron aufzusuchen, denn es schlug bereits sechs Uhr. Der Vorsicht wegen habe ich schon Nachmittags für Sie einen Sperrsitz in's Opernhaus besorgt; da ist er."

„Aber weißt Du auch gewiß, daß sie heute Abends dahinkommt?" frug der junge Mann mit bebender Stimme und klopfenden Herzens.

„Wenn ich einmal sage — ja, so ist es auch so!" entgegnete der alte Jacob, der seinem Herrn gegenüber sehr oft in die Rolle eines Mentors verfiel, beinahe ärgerlich; „ich habe nicht umsonst mit Ostenried's Dienerschaft dicke Freundschaft geschlossen, obgleich mir dieses hochnasige und liederliche Volk nicht sehr zu Gesicht steht. Aber ich habe es gethan Ihretwegen, gnädiger Herr, damit wir Alles wissen, was im Hause des Staatsrathes vorgeht."

„Und er, er begleitet Hermine?" stellte Dahlberg die weitere Frage mit gekniffenen Lippen.

„Wie seit vierzehn Tagen, so auch heute auf Schritt und Tritt," antwortete der Diener, seinem Herrn nach der Wohnung folgend.

„Und sieht das Fräulein seine Bewerbung gerne?" hauchte der junge Mann, die Hand auf das Herz pressend, welches er krampfhaft zusammengeschnürt fühlte.

„Sie läßt sich's gefallen," sagte Jacob bedächtig; „aber, daß Hermine den Grafen etwa liebt — gar keine Spur. Oh, das schöne

Kleid und die goldenen Ohrgehänge, die ich Mamsell Mimi, dem Stubenmädchen des Fräuleins, zum Präsent machte, haben ihre Schuldigkeit gethan. Ich weiß ein jedes Wort, welches Hermine zu ihrer einzigen Vertrauten spricht, und daraus geht klar und deutlich hervor, daß Florencourt ganz auf dem Holzweg sich befindet, wenn er aus der kleinen Koketterie des Fräuleins etwa den Schluß auf Gegenliebe zieht. Erst gestern hat Mimi mir anvertraut, daß ihre Gebieterin, weiß der Kukuk, wer ihr diesen sauberen Rath gegeben, nur Sie, Herr von Dahlberg, recht eifersüchtig machen und dadurch zugleich ein wenig für Ihr wirklich recht sonderbares Benehmen züchtigen will. Und Gott soll mich strafen, wenn ein vernünftiger Mensch zu begreifen im Stande ist, warum Sie sich gegen das Fräulein auf solche Weise benehmen! Sie sind bis über die Ohren in das reizende Geschöpf verliebt, da nützt einmal kein Leugnen, denn Sie seufzen und stöhnen in der Nacht, daß ich es durch die Wand hindurchhöre; schauen oft Stunden lang ganz verstört darein und wie ich Sie unlängst überraschte, küssen und herzen Sie heimlich das Miniaturporträt, das Sie sich, weiß Gott wie, durch dritte Hand verschafft haben. Auf der anderen Seite meiden Sie das Haus des Staatsrathes, gehen dem Fräulein sogar auf der Straße ängstlich aus dem Wege und begnügen sich, Ihre Beobachtungen wie ein Sterngucker aus weiten Entfernungen anzustellen. Na — ich seh' es schon voraus, heute werden Sie mir wieder ganz närrisch aus dem Theater daher kommen."

„Du hast recht, mein guter Jacob, wenn Du mich für verrückt hältst;" sprach Herr von Dahlberg gerührt über die warme Theilnahme, die in der allerdings etwas derben Ausdrucksweise des alten Mannes lag; „ach, daß ich Dir nicht Alles sagen kann! Du würdest dann begreifen, warum ich so und nicht anders handle."

„Ei, ei!" meinte Jacob sehr pikirt; „also Geheimnisse hat der gnädige Herr vor mir, vor mir, der ich der vertraute Freund des lieben kleinen Julius gewesen bin, vor mir, dem Sie als Kind von Ihrer armen Mutter auf dem Todtenbette übergeben wurden! Freilich konnte ich Ihnen keine gelehrten Kenntnisse beibringen, das mußten Andere thun, aber wenn Sie ein ehrlicher, rechtschaffener Mann geworden sind, nun so habe ich doch auch meinen Antheil daran. Doch reden wir nicht mehr davon. Es drückt mir das Herz ab, daß auch Menschen, wie Sie, Herr von Dahlberg, sich so, so sehr ändern können!"

Der alte Mann schlich sich mit Thränen in den Augen aus dem

Zimmer, und in seinem Kämmerchen angelangt fing er jämmerlich zu schluchzen an.

„Ach! auch dieses noch!" seufzte Dahlberg, einen kummervollen Blick nach der Zimmerdecke emporwerfend, „ich habe dem braven Jacob wehe, recht wehe gethan, aber ich konnte, ich durfte nicht anders. Er ist ein Ehrenmann und freudig würde er sein Leben für mich opfern; allein er versteht es nicht, immer reinen Mund zu halten. Uebrigens wird er ja eines Tages ohnehin, gleich der ganzen Welt, um das furchtbare Geheimniß erfahren, das auf meinem unglücklichen Dasein lastet und mich schier zu erdrücken droht. — Dann wird auch er begreifen und entschuldigen, was ihm jetzt eine Tollheit dünkt. Doch fort, fort in's Opernhaus. Die siebente Stunde naht. Es ist zwar eine Höllenqual, die ich thörichterweise mir selbst bereite, aber ich kann ihres Anblickes nicht entrathen, ich kann nicht!"

Der unglückliche junge Mann stürzte aus seiner Wohnung davon und eilte durch die Kärntnerstraße entlang nach dem Opernhause, wo heute Mozart's unvergleichliche „Zauberflöte" gegeben wurde, jene hinsichtlich des Textes von Profanen so oft bespöttelte, den Eingeweihten aber stets wohlthuend anheimelnde Allegorie des Freimaurerthums, welche der Compositeur, selbst ein Mitglied dieses Bundes, in so vielen Nuancen auf wahrhaft überraschende, tief in den innersten Kern eindringende Weise durch die Macht der Töne zu versinnlichen verstand.

Die Bühne existirte für unseren jungen Schwärmer natürlich nicht. Sein Auge haftete an der Loge, in welcher kurz nach Beginn der Ouverture Herr von Ostenried in Begleitung seiner Tochter und des Grafen Adalbert von Florencourt getreten war. — Dahlberg's Parterre-Sitz war zufällig so günstig gelegen, daß er die bewußte Loge fixiren konnte, ohne den Kopf zu wenden. Er brauchte blos den Blick etwas weiter nach rechts zu richten, um die gedachten drei Personen ohne alle Auffälligkeit zu beobachten. — Obwohl es den Anschein hatte, daß unser junger Freund mit größter Aufmerksamkeit den Vorgang auf der Bühne verfolge, hatte es Hermine, die ihrerseits Dahlberg gleichfalls scharf invigilirte, soweit dies nur der Anstand gestattete, doch bald weg, daß sie, trotz des so sehr dagegen sprechenden Scheines, seinem Herzen doch noch so nahe stehe, wie einst. — Die Liebe macht stets gute und scharfe Beobachtungen, zieht aber daraus in der Regel verteufelt schlechte Schlüsse.

Dahlberg entfernte sich aus dem Theater, bevor noch die Vorstellung ganz zu Ende ging, um zu Fuß nach der übrigens nicht sehr

entfernten Herrengasse den nöthigen Vorsprung vor Ostenried's Equipage zu gewinnen. Unweit des Lichtenstein'schen Palais in der Herrengasse nahm er unter einem Hausthore Stellung; er wollte beobachten, ob auch heute sein Nebenbuhler, wie seither täglich, das Fräulein von Ostenried hinaufbegleiten werde, um en famille zu soupiren. — Hermine, heute in ihrem Inneren ganz glücklich, daß sie sich von Dahlberg noch immer geliebt wußte, hatte, während des Nachhausefahrens zu ihrem Papa über plötzliche Migräne geklagt, und das dringende Bedürfniß ausgesprochen, sich sogleich zur Ruhe zu begeben. — Florencourt, der nach des Staatsraths alleiniger Gesellschaft verdammt wenig Verlangen trug, empfahl sich daher sogleich, als er unter dem Thore den Wagen verlassen hatte, und begab sich nach dem nahen adeligen Casino, welches damals im erwähnten Lichtenstein'schen Palais sich befand. — Er wollte dort soupiren und dann ein Spielchen machen, natürlich ein verbotenes, ein Makao oder Pharao, um entweder ein Paar hundert Ducaten zu gewinnen oder zu verlieren. Das adelige Casino genoß in dieser Beziehung eine gewisse Spielfreiheit von Seite der Polizei, welche sonst, was wir nur sehr löblich finden, in allen öffentlichen Localen mit Eifer und Strenge nach Hazardspielern fahndete.

Florencourt, der in diesen Räumen zu den gern gesehenen Gästen gehörte, weil er nicht nur zu den kühnsten und kaltblütigsten Spielern zählte, sondern auch mit dem Gelde herumwarf, als ob ihm die Ducaten gleich Pilzen auf dem Miste wüchsen, wurde von den bereits anwesenden „Blaublütigen" ob seines heute ausnahmsweise so zeitlichen Erscheinens mit lauten Zurufen begrüßt.

„Das nenne ich mir einen Cavalier vom echten Schrott und Korn!" rief ihm unter Anderen Graf Schweinovski, ein sehr reicher und verschwenderischer Pole, entgegen; „unser lieber Florencourt kann es nicht erwarten, mir dafür Revanche zu geben, daß er mich gestern rattenkahl gerupft."

„Und ich," mischte sich Fürst Belutti, der von seiner uralten, einst souveränen, aber herabgekommenen italienischen Familie eine winzige Apanage bezog, und welchem hinter seinem Rücken die ganze Welt nur den Spitznamen „Betteltutti" gab, mit lärmender Stimme in's Gespräch, „und ich hoffe heute meine „Ehrenschuld" von zehn Louisdor's durch Fortuna's Gunst ihm abzutragen."

„Freundchen!" flüsterte dann Baron von Schwindelberg ihm

ins Ohr. „Ich stecke verdammt in der Klemme, aber da ich Dir schon dreihundert Gulden schulde, so —"

„Rede doch kein Wort mehr von diesem Bettel," entgegnete Florencourt eben so leise, „folge mir etwas später nach der Garderobe — es wird mir nur zum Vergnügen gereichen, Dir noch mit zweihundert Gulden auszuhelfen."

Unter ähnlichem banalen Geschwätze, mit welchem wir den Leser nicht länger belästigen wollen, das aber die große Beliebtheit des angeblichen Grafen von Florencourt unter den jungen Hochtorys der Residenz bekundete, verstrich noch ein Viertelstündchen, worauf die Herren, welche in aller Eile das Souper genossen hatten, Miene machten, sich nach den Spielzimmern zu verfügen.

„Apropos," frug der Fürst „Betteltutti", sich an Florencourt wendend, „wie steht es mit Deiner Liebschaft, mon cher Adalbert?"

Der Fürst, der dem Grafen Florencourt bereits erkleckliche Summen schuldete, gab sich aus Politik diesem seinen neuen Bekannten gegenüber besonders cordial, denn sein Credit war derart erschöpft, daß in ganz Wien kein Marqueur ihm mehr eine Melange auf Borg verabreichen wollte.

„Nun, es macht sich," entgegnete der junge Geck höchst selbstgefällig; „Hermine ist in mich rasend verliebt, das steht fest. Ich könnte bereits Alles von ihr erlangen."

„Sie sind ein elender Prahler, ein Lügner!" donnerte plötzlich eine von Zorn bebende Stimme hinter Florencourt, der erschrocken vom Stuhle aufsprang und Herrn Julius von Dahlberg vor sich sah.

Florencourt gab sich alle Mühe, eine feste Haltung anzunehmen, obwohl er vor Furcht beinahe mit den Zähnen klapperte, denn wie jeder Prahler, war er ein Feigling von Natur aus.

„Mein Herr!" rief er endlich, „Ihre Frechheit machte mich für einen Augenblick sprachlos, aber ich werde Sie zu züchtigen wissen, wenn Sie den Prahler und Lügner nicht widerrufen."

„Ich soll widerrufen, ich?" schrie Dahlberg, nachgerade in Wuth gerathend. „Sie, Sie müssen es thun, hier auf der Stelle, oder" —

„Sie sind ein Narr," entgegnete Florencourt hochmüthig, „ich widerrufe nie meine Worte! Entfernen Sie sich, oder man wird Sie durch die Hausdiener entfernen lassen!"

Florencourt hatte kaum diese schimpfliche Drohung ausgesprochen, als eine so furchtbare Ohrfeige auf seiner linken Wange saß,

daß er zu Boden gestürzt wäre, wenn nicht eine ebenso derbe auf die rechte Backe das Gleichgewicht sogleich hergestellt hätte.

„Hier, meine Herren!" sagte jetzt Dahlberg zu den in der Nähe stehenden Cavalieren, „meine Karte; morgen Früh um acht Uhr werde ich für die Herren Secundanten zu sprechen sein."

Festen Schrittes, von Niemandem behelligt, verließ Dahlberg das adelige Casino.

Florencourt blutete aus Nase und Mund. Baron Schwindelberg und Fürst „Betteltutti" erboten sich sogleich als Secundanten. Florencourt hätte in diesem Augenblicke lieber das Fersengeld gegeben, aber er fügte sich der Zwangslage, welche die Umstände, respective sein vorwitziges Maul ihm geschaffen und acceptirte das Duell.

Die Secundanten begaben sich also auf seine Bitte am folgenden Morgen zu Dahlberg, demselben Florencourt's Herausforderung überbringend.

Der Geforderte, welchem nach Duellgebrauch die Wahl der Waffen zustand, entschied sich für den Degen. Der Zweikampf sollte schon am nächsten Abende in Baron Schwindelberg's Wohnung auf der Schottenbastei stattfinden.

Dahlberg verzichtete auf die Wahl eigener Secundanten; er erklärte die des Gegners als genügend.

Die Duellanten fanden sich, von den zwei erwähnten Zeugen begleitet, pünktlich, nämlich um acht Uhr Abends, am Kampforte ein.

Florencourt war todtenblaß und hatte alle Mühe, seine Furcht nicht zu verrathen; Dahlberg legte eine Ruhe und Sicherheit an den Tag, als ob er sich zu einer bloßen Fechtübung mit stumpfen Rapieren eingefunden hätte.

Die Secundanten staunten im Stillen über die geringe Geschicklichkeit, welche Florencourt, den sie doch für einen Chevalier par excellence hielten, in der Führung des Degens besaß.

Da Dahlberg hingegen ein vortrefflicher Fechter war, konnte der Ausgang des Kampfes kein zweifelhafter sein. — Schon beim ersten Gange war Florencourt entwaffnet. Da er in dem Augenblicke, wo die Klinge seiner Hand entglitt, auf dem Parquetteboden ausruschte und der ganzen Länge nach hinfiel, war er auf diese Weise ganz und gar der Gnade des Siegers preisgegeben.

Da öffnete sich plötzlich die Thüre und eine Dame stürzte in das Zimmer.



Florencourt von Dahlberg entwaffnet, stürzte zu Boden.

XIV.

Eine Hetzjagd.

Wir müssen jetzt nach dem mürrischen Samuel und dem Abbé Krunner sehen.

Ersterer war, nachdem er eine Vorthüre aufgeschlossen hatte, das erste Stockwerk hinangestiegen. Wüthendes Gebell wurde vernehmbar, legte sich aber sogleich, als Sam die Hunde bei ihren Namen nannte. — Das Gebell verwandelte sich sodann in ein freundliches Gewinsel und der Pförtner wurde offenbar von den Liebkosungen Jupiters und Diana's auf unbequeme Weise belästigt, denn der sauertöpfische Kerl fluchte zuerst gotteslästerlich und theilte schließlich einige derbe Fußtritte aus, so daß die Bestien fürchterlich zu heulen anfingen.

„So," rief endlich Samuel die Treppe hinab, „jetzt können Sie, Herr Abbé, ohne Gefahr heraufkommen. Ich habe die Hunde einstweilen in die Kohlenkammer gejagt. Halten Sie sich nur rechts an die Treppenstange an. Gleich werde ich Licht gemacht haben."

Als Letzteres geschehen und Krunner auf der Flur des Ganges im ersten Stocke angelangt war, öffnete Samuel die unversperrte Thür einer Rumpelkammer, welche bei Tag nur von einem kleinen, kaum einen Schuh im Gevierte betragenden Fensterrahmen Licht empfing.

„Da schläft er, der Bursche," sagte Sam, in eine Ecke der Kammer deutend, wo eine Matratze auf dem Boden lag und der Kopf einer kleinen, in einen Kotzen eingewickelten Gestalt sichtbar wurde. — Auf einem wackligen Stuhle in der andern Ecke stand ein Wasserkrug und ein großer Teller mit Ueberresten von Fleisch und Brot, ein Zeichen, daß der Gefangene an Speise und Trank keinen Mangel gelitten hatte.

Krunner nahm dem Pförtner die Blendlaterne aus der Hand und nachdem er die Wolldecke etwas bei Seite geschoben, betrachtete er neugierig die Gestalt und die Gesichtszüge des Kindes.

„Ein bildsauberer Junge!" sagte er nach einer Weile; „welch' feiner Schnitt der Physiognomie! Eine echt aristokratische Erscheinung! Und diese wunderschönen blonden Haare, von der Natur gekraust, als

ob sie eben erst unter der Hand des Friseurs gewesen wären. Dieser muskulöse Arm, diese breite hochgewölbte Brust; ein geborner Athlet! Ein kleiner Apollo, wie man ihn nicht schöner denken könnte! Na! Wird der einmal Glück bei den Weibern machen! Den nehmen mir die guten Väter in Paderborn nöthigenfalls auch umsonst an, denn der bringt wenigstens zehn reiche Erbschaften dem Orden zu."

Krunner zog dem Knaben wieder die Wolldecke bis über die Ohren, gab an Samuel die Laterne zurück und entfernte sich wieder mit dem Pförtner aus der Kammer.

Samuel drehte von Außen den Schlüssel, der nebst mehreren andern an einem Ringe hing, im Schlosse, ließ ihn aber stecken. Dann führte er seinen Gast in ein großes, der Rumpelkammer gegenüber befindliches Zimmer, in welchem ein Paar Divans standen.

„Hier," sagte Samuel, „müssen wir uns es so bequem machen, als es eben geht. Punkt sechs Uhr Früh wird die geschlossene Caleſche vom „Perlhofe" eintreffen. — Wenn Sie wünschen, Herr Abbé, werde ich den Ofen heizen."

„Nicht nöthig, lieber Freund!" wehrte Krunner entschieden ab; „ich bin mit meinem Reisepelz versehen, der mir auf dem Wege hierher ziemlich zu schleppen gab; aber auf das pikante Nachtmal, daß Sie mir im „Perlhofe" servirten, empfinde ich einen brennenden Durst. Wollten Sie mir vielleicht gütigst ein Glas Wasser besorgen?"

„Wasser?" erwiderte Samuel verächtlich; „da kann ich Ihnen mit etwas Besserem aufwarten, Herr Abbé. Gedulden Sie sich einen Augenblick und ich will ein Paar Flaschen unseres „Eigenbauweines" bringen, die Sie nicht um schweres Geld zu kaufen bekommen."

Der Pförtner, der selbst ein Glas guten Rebensaftes liebte und durch den kleinen Marsch gleichfalls durstig geworden war, verließ das Zimmer. — Der Schlüssel zum Keller hing an dem Ringe vor der Thüre der Rumpelkammer. In der Eile merkte Samuel es nicht, daß er beim Herausziehen des Schlüssels denselben umgedreht und dadurch die Thüre wieder aufgeschlossen hatte.

Fünf Minuten später trat der Pförtner, vier bestaubte Flaschen auf den Armen und den Schlüsselbund im Gurte, wieder bei seinem Gaste ein. Zwei Gläser fanden sich auf einer Commode vor.

„Aber, aber, das wird zu viel sein," mahnte Krunner, mit lüsternen Blicken die Bouteillen musternd, welche die Etiquette mit der

Jahreszahl 1811 trugen, bekanntlich eines der besten Producte, die es je gab.

„Was wir nicht trinken,“ entgegnete Sam, „das nehmen Sie mit auf die Reise. Wenn ich nicht irre, muß sich hier in einer Lade auch noch ein Packet echten Grazer Zwiebacks finden. So, da ist er schon. Also frisch daran, Herr Abbé. Auf Ihr Wohlsein.“

„Und das Ihrige!“ sagte Krunner, rasch ein zweites Glas füllend.

Bevor eine Stunde verging, waren die beiden Männer, welche sich ebenso auf die Qualität des Weines verstanden, als sie im Stande waren, davon bedeutende Quantitäten zu vertilgen, bei der dritten Flasche angelangt.

„Ei, ei,“ rief Krunner, den Schweiß von der Stirne wischend, „ein Teufelswein das, macht der warm. Freundchen, ich glaube, wir haben genug getrunken; die vierte Flasche da, die möchte ich mir gerne auf die Reise mitnehmen. Sie haben Recht, solch' ein Säftchen bekommt man nicht ums Geld in der ganzen Welt!“

„Nichts da!“ antwortete Samuel mit gleichfalls hochgeröthetem Gesichte, „auch die vierte Flasche muß umgebracht werden. Wir sind jetzt so schön im Zuge. Auf die Reise gebe ich Ihnen dennoch ein halbes Dutzend mit. Gott sei Dank darf der alte Sam sich etwas erlauben in diesem Hause. Hi, hi, hi!“

„Meinetwegen also,“ stimmte Krunner bei, dem der Kopf gleich Samuel bereits stark zu wirbeln anfing, „auf das Wohl der gnädigen Frau von Schwalbach!“

Unter diesen und ähnlichen Toasten ging auch die vierte Flasche alsbald zur Neige, mit ihr aber zugleich der kleine Rest klaren Bewußtseins, der den beiden Zechern noch geblieben war.

Lallend und sehr unsicheren Schrittes wankten endlich, es mochte bereits zwei Uhr Morgens sein, der Pförtner und der Abbé nach den Divans, auf welche sie sich ganz angekleidet hinwarfen.

Kaum schlossen sie die Augen, als die in der Kohlenkammer eingesperrten zwei Bluthunde ein fürchterliches Gebelle anfingen und derart rasend an die Thüre ihres Gefängnisses sprangen, daß das Holzwerk zu krachen begann.

Sowohl Krunner als Samuel hoben in Folge dessen einen Augenblick lang ihre weinschweren Köpfe empor, und Beide wollten sich

vom Lager erheben, um nachzusehen, was es gebe. Namentlich wußte Sam, daß die sehr wohldressirten Hunde nie ohne triftigen Grund Lärm schlugen. — Sam's Anstrengungen, aufzustehen, hatten nur zur Folge, daß er vom Divan herab auf den Boden fiel, sich dabei den Kopf tüchtig anschlug und sodann nur um so fester weiter schlief. Nach einer kleinen Viertelstunde beruhigten sich auch die Hunde. Krunner hatte aber schon früher wieder fortgeschnarcht.

Der Tag hatte kaum zu grauen begonnen, als die Hunde neuerdings zu bellen begannen, aber nicht ergrimmt, wie zur Nachtszeit; da ihr Gebell mit sanftem Gewinsel vermischt war, schien es, daß sie nur Jemanden ihnen wohlbekannten anmelden wollten. — So war es auch. Der Kutscher, der den Abbé und den kleinen Adolf fahren sollte, pochte mit gewichtigen Faustschlägen an das Thor, dabei wiederholt die Worte schreiend: „He, Herr Samuel, aufmachen!"

Endlich ermunterte sich der Pförtner; schwerfällig und stöhnend erhob er sich vom Boden, denn er war wie gerädert, und der Kopf, den er sich tüchtig aufgeschlagen, brannte ihn wie Feuer. Er trat zu Krunner, weckte denselben durch heftiges Rütteln, und wies, als es ihm gelungen war, seinen Zech- und Schlafgenossen zum Bewußtsein zu bringen, nach dem Fenster, durch welches bereits die ersten Strahlen der Morgensonne hereinschimmerten.

Krunner sprang nun mit beiden Füßen vom Divan herab, packte Hut, Pelz und Reisetasche, auf diese Weise fix und fertig, die Fahrt anzutreten; er wollte nur noch seine Zunge mit dem Restchen Weine letzen, das in einem der zwei Gläser sich befand.

„Bei allen Höllenteufeln!" schrie plötzlich auf dem Gange der Pförtner im Tone des Entsetzens; „der nichtsnutzige Lumpenhund ist uns durchgegangen."

Krunner ließ das Glas zu Boden fallen und stürzte aus dem Zimmer. Die Thüre der Rumpelkammer stand weit offen, ebenso ein Gangfenster, welches nach dem Garten führte.

Kein Zweifel! Der kleine „Bajazzo" hatte heute Nacht, wenn auch nicht zur Unterhaltung seines Publicums, so doch zum eigenen Nutzen und Frommen mit Glück und Routine das erste Stockwerk hinab einen salto mortale ausgeführt.

Als Samuel sich etwas von der ersten Bestürzung erholt hatte, eilte er nach der Kohlenkammer, wo die beiden Bluthunde, Jupiter und Diana sich eingesperrt befanden.

Alsbald erschien Samuel mit Jupiter und Diana, selbe an der Leine zur Stelle führend, wo unterhalb des geöffneten Fensters des ersten Stockwerkes in dem durch den Regen stark aufgeweichten Boden die Fußstapfen des kleinen Flüchtlings deutlich sichtbar waren.

„Such', such', verloren!" eiferte der Pförtner die Hunde an, welche mit ihren gespaltenen Nasen aufmerksam umherschnupperten und ganz gut verstanden, was von ihnen gefordert wurde, denn sie zerrten alsbald an der Leine genau in der Richtung, in welcher die Fußstapfen sichtbar waren. Sam ließ nun die Hunde frei.

„Jetzt heißt es rüstig ausmarschiren," bemerkte der alte Griesgram, verdrießlicher denn je gestimmt; „lassen Sie Ihren Pelz, Herr Abbé, dem Kutscher zurück, der uns hier erwarten soll. Wir müssen flink machen, um Jupiter und Diana nicht aus dem Gesichte zu verlieren."

Krunner that, wie ihm gerathen, und eilte Sam nach, der sich dicht hinter den Hunden hielt, welche ihrer Abstammung als echt spanische Bullen, deren Eltern schon so manchen armen Neger „gestellt" hatten, alle Ehre machten, denn auch auf dieser Wiese zwischen dem Johanneshofe und dem nahen Walde verfolgten sie die einmal aufgenommene Fährte mit großer Sicherheit weiter, obwohl die Nacht über ein starker Regen gefallen und dadurch jedenfalls der Geruch der Spuren sehr stark abgeschwächt war. Jupiter und Diana schienen aber plötzlich einen Augenblick unschlüssig, an welcher Stelle sie in den Wald einbrechen sollten, und liefen winselnd eine Weile, offenbar rathlos, hin und her. Für die vortreffliche Dressur und die reine Race Jupiters und Dianas sprach übrigens der Umstand, daß ein zufällig aufgeschreckter Hase, der hinter dem Gebüsche verschwand, sie durchaus nicht von ihrer Pflicht abwendig zu machen vermochte. Sie blickten zwar mit ihren rothen, unheimlichen Basiliskenaugen, die furchtbaren Fangzähne vor Begierde fletschend, ein Paar Secunden dem flüchtigen Freund Lampe nach, aber es bedurfte nur eines schrillen Mahnrufes Sam's, und die wilden, blutgierigen Bestien begannen emsiger denn zuvor lautlos ihr Suchen von Neuem. Endlich bewies ein dumpfes Knurren, daß sie sich zurecht gefunden, und lustig mit dem Schweife wedelnd, verschwanden sie im Walde.

„Langsam, langsam!" warnte Sam und schnalzte ein paar Mal mit der mit Bleiringen besetzten Peitsche, welche Jupiter und Diana von ihrem gestrengen Lehrmeister sehr häufig zu kosten bekamen.

Die Hunde mäßigten auch sogleich ihren übergroßen Eifer, so daß Krunner und Sam sie im Gesichte behielten, obgleich sie bergan so rasch ausschreiten mußten, daß sie schon nach einer Viertelstunde in Schweiß gebadet waren.

„Teufel!" brummte Krunner keuchend; „wird das noch lange so fortgehen; ich bin schon ganz außer Athem!"

„Gleich haben wir die Bergspitze erreicht," erwiderte Sam, ebenfalls mit offenem Munde nach Luft schnappend, „dann wollen wir etwas ausrasten."

Als die Hunde die Richtung thalabwärts gegen Sparbach zu nahmen, rief Samuel durch einen Pfiff Jupiter und Diana zu sich.

Beide Männer ließen sich jetzt in's Gras fallen.

Nach ein paar Minuten begann Samuel:

„Ich habe eine große Dummheit begangen! Seit gestern Mittag haben die Hunde nichts mehr gefressen. In der Früh bekommen diese Nimmersatts regelmäßig einen großen Kübel mit Milch und fünf Pfund schweres Kleienbrot darein. Ich fürchte, daß diese Bestien aus Hunger bald den Gehorsam versagen und im nahen Wildparke des Fürsten Lichtenstein auf ein Reh oder gar auf Hirsche jagen werden; das kann uns auch noch einen schlimmen Conflict mit den Jägern zuziehen. Um dem auszuweichen, bleibt nichts übrig, als, von der Fährte abseits, das erste beste Bauernhaus aufzusuchen und dort Futter für die Hunde zu kaufen, sollte der Laib Brot auch hundert Gulden kosten."

Während dieser Worte hatte Sam die Hunde wieder an die Leine genommen, worauf beide Männer den Weg nach einem vereinzelten Gehöfte einschlugen, welches der Pförtner in der Nähe wußte.

„Daß Sie aber auch so unvorsichtig waren, die Thüre offen zu lassen!" bemerkte Krunner ärgerlich, dem es wenig zu Gesichte stand, an einer Hetzjagd, deren Resultat noch sehr problematisch schien, theilnehmen zu müssen.

„Wer ist denn Schuld daran, als Sie!" knurrte Samuel, gleichfalls erbost.

„Und der vermaledeite „Eilfer," der uns Beide geworfen hat," rief Krunner, der sich gerne zwei Ohrfeigen selbst applicirt haben würde, wenn dadurch etwas an der fatalen Sachlage geändert worden wäre. „Warum brachten Sie auch Wein statt des verlangten Wassers. Ich trank nach Durst; Sie hätten mich warnen sollen; was wußte ich, daß jener Rebensaft gar so stark sei."

Unter diesem und ähnlichem Gezänke erreichten beide Menschenjäger das ersehnte Bauernhaus, wo Sam um Geld und gute Worte auch reichliches Futter für seine freßgierigen Bestien fand.

Auch Krunner und der Pförtner labten sich mit Milch und Brot, von welch' letzterem ein ganzer Laib mitgenommen wurde, da man nicht wußte, wohin der von den Bluthunden anzuzeigende Weg führen werde.

„So," sagte Sam, sich zum Aufbruche rüstend, „jetzt bin ich wieder Herr über Jupiter und Diana; jetzt werden sie Beide gewiß wieder ihre Schuldigkeit thun. — Sie sind eben nicht schlimmer und nicht besser als wir Menschen; für sie ist Futter und Peitsche, was für uns Lohn und Strafe, Hoffnung und Furcht. Für mich wenigstens hat es darüber hinaus nie einen anderen Beweggrund meiner Handlungen gegeben."

„Auch nicht die Liebe?" warf Krunner ein, dieses ihm sehr interessante Capitel berührend.

„Pah!" lachte Samuel roh; „Liebe? Nun, wenn Sie darunter das verstehen, was Jupiter veranlaßt, zeitweise seiner Gefährtin Diana den Hof zu machen, so habe ich schon einige Erfahrungen aufzuweisen und selbst heute noch, ungeachtet meiner fünfundfünfzig Jahre, bin ich nicht abgeneigt, mir in dieser Richtung einen Spaß zu erlauben. Doch lassen wir jetzt diese Dummheiten, wahrlich gar nicht der Mühe werth, davon zu reden. Ich werde jetzt die Hunde wieder freilassen. Vielleicht bleibt uns die Mühe erspart, diesen steilen Bergabhang hinaufzusteigen, denn ich vermuthe, daß die Spur hier herab nach jener Schlucht zum Bache führen wird. Längs desselben läuft der erste breite Waldpfad, auf den wir stießen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Bursche denselben nach rechts oder links verfolgt hat."

Diese Voraussetzung Samuel's fand sich auch bestätigt. Die Hunde hatten die Spur genau dort, wo die beiden Männer eine kurze Rast gepflogen, wieder aufgenommen und liefen von dort herab in der Richtung nach dem Bache.

Hier wurden aber die klugen Thiere ganz irre und ängstlich. Sie schossen bald auf das rechte, bald auf das linke Ufer des Baches, kehrten wieder um, berochen wiederholt die letzten sicheren Spuren und blieben endlich, ganz verzagt und scheu nach ihrem Herrn blickend, stehen, dabei ein halbunterdrücktes Heulen des Unmuthes und der Furcht ausstoßend.

„Such', such', verloren! Allons voran!" herrschte Samuel den Bluthunden zu, und ließ einige Male die Peitsche durch die Luft sausen.

Sogleich begannen Jupiter und Diana wieder mit ihren Nachforschungen, aber ebenso resultatlos wie bisher, obgleich sie wo möglich noch emsiger suchten, als zuvor.

„Es wäre ein Mißgriff, die Hunde zu schlagen!" sagte Samuel nachdenklich, „denn sie haben ihr Möglichstes gethan, und sie zittern vor Begierde, die Spur wieder aufzunehmen. Teufel, was kann die Ursache sein?"

Der Pförtner, der in seiner Jugend mehrere Metiers betrieben, aber bei keinem lange ausgehalten hatte, war auch zwei Jahre lang Jägerbursche gewesen.

„Ich hab's!" rief er endlich ganz erfreut aus, „ei, ei! Wer sollte denken, daß ein Kind von sieben Jahren so, so schlau ist. Bei Gott, jetzt möchte ich den kleinen Kerl beinahe lieb haben, und die paar tüchtigen Peitschenhiebe, die ich dem Buben als Revanche für diese höllische Hetzjagd zugedacht, sollen ihm geschenkt bleiben. Wissen Sie, was er gethan hat?"

„Meine Menschenjagden," entgegnete Krunner cynischen Tones, „haben sich bisher nur auf das weibliche Geschlecht im Rayon der Städte beschränkt; ich muß mir daher von einem Nimrod, wie Sie, in aller Bescheidenheit die Lösung dieses Räthsels der Wälder erbitten."

„Der kleine Spitzbube," sagte Samuel im Tone der Ueberzeugung, „hat einfach den Fuchs nachgeahmt, der, wenn es ihm nicht geheuer dünkt, gerne im Wasser, das keine Geruchsspuren zurückläßt, fortwatet. Und so hat es ganz gewiß auch unser Flüchtling gemacht, und uns dadurch eine sauere Arbeit auferlegt, denn jetzt müssen wir von hier nach auf- und abwärts, sowohl das rechte als linke Ufer des Baches so lange verfolgen, bis die Hunde neuerdings Witterung bekommen. Wir haben also, wenn wir auf diese Weise erst zuletzt den richtigen Punkt aufstöbern, wo der Knabe wieder das Bett des Baches verließ, das Vierfache seines Weges zurückzulegen. Eine, auch zwei Stunden können damit verloren gehen, aber wir dürfen uns diese Mühe nicht reuen lassen. Das „Kind der Komödiantin" muß gefunden werden, und es wird gefunden werden! Mein lieber Abbé, Sie wissen noch gar nicht, wie viel eigentlich der kleine Schlingel in unseren Händen werth ist — er wiegt eine Million Thaler."

„Ah!" rief Krunner halb erstaunt, halb ungläubig.

„So ist es!“ bestätigte Samuel ernsten Tones, „doch sputen wir uns jetzt mit unserer Promenade, und verfolgen wir auf gut Glück hier den Bach abwärts auf dem rechten Ufer.“

Der Pförtner führte jetzt die Hunde wieder an der Leine, dabei fortwährend Jupiter und Diana durch Worte anspornend, nach der Spur zu suchen.

„Hier sind wir auf dem Holzwege!“ sagte Samuel nach einer halben Stunde ärgerlichen Tones. „Der Hallunke ist wahrscheinlich auf der anderen Seite oberhalb wieder aus dem Bache gestiegen. Weiter als bis hierher kann er nicht gekommen sein, denn hier ist eine große Wehre.“

Mißmuthig und bereits ziemlich ermüdet verfolgten die zwei liebenswürdigen Menschenjäger nun die entgegengesetzte Seite des Baches nach der Stelle retour, wo die Hunde die Spur verloren hatten.

Sie mochten etwa zweihundert Schritte zurückgelegt haben, als Jupiter plötzlich mit dem Schweife zu wedeln und zu knurren anfing. Sogleich ließ Samuel, seinem Begleiter hocherfreut zulächelnd, die Hunde von der Leine.

„Bravo, bravo!“ rief Samuel, mit scharfem Auge das Terrain musternd und sich dem Bette des Baches nähernd, „sehen Sie einmal nach dem Sande dort! deutlich sind in ihm die Fußstapfen des Knaben abgedrückt und ihre Stellung weist darauf hin, daß er wirklich, wie der Hund anzeigte, hier den Bach verlassen hat.“

„Höll' und Teufel!“ brummte Krunner zornig vor sich hin, als die Hunde einen steilen beschwerlichen Weg zwischen Felsen und über Gerölle einschlugen, „na warte nur, kleiner „Bajazzo;“ wenn dir auch Freund Samuel die Peitsche geschenkt hat, will ich dich dafür mit der Ruthe doppelt regaliren.“

Es nahte bereits die Mittagsstunde und noch immer liefen die zwei Bluthunde, die Nasen knapp auf dem Boden und mit den Schweifen wedelnd, fort und fort. Den zwei Menschenjägern trat im wahren Sinne des Wortes bereits die Zunge zwischen den Zähnen hervor, und kaum waren sie mehr im Stande, sich auf ihren todmüden Beinen weiter zu bewegen.

„Muth, Muth!“ tröstete Samuel seinen Begleiter, „wir müssen dem Flüchtlinge bereits ganz nahe sein. Die Hunde würden sonst nicht so häufig nach uns umblicken; oh, ich kenne diese prächtigen Thiere! Ha! Victoria! Jetzt legen sich Jupiter und Diana auf den Bauch und

die Schnauzen zwischen die Vorderpforten — sie stehen also am Ziele!"

Samuel und Krunner schlichen den lauernden Hunden ganz nahe, welche ihren strengen Herrn mit funkelnden Augen anstarrten, ohne jedoch sich zu rühren. Nur peitschten sie zum Zeichen der Freude mit ihren Schwänzen die Erde und zogen die langen, lappenähnlich herabhängenden Lefzen in die Höhe, vor Begierde brennend, auf einen Wink ihre Beute anzufallen und zu zerfleischen.

„Zurück, marsch!" gebot Samuel, die nur mit Mühe gezügelte Mordlust der schrecklichen Bestien gewahrend.

Knurrend erhoben sich Jupiter uud Diana vom Boden, wollten aber nicht von der Stelle weichen. Krunner bekam Furcht, als die Hunde sogar ihrem Gebieter die Zähne wiesen. Aber Sam verstand keinen Spaß. Blitzschnell maß er dem Männchen ein Paar derbe Hiebe mit der Peitsche herunter; Diana nahm sich klugerweise ein Exempel daran und reterirte, bevor an sie die Reihe kam. — Der Pförtner, das böse und gefährliche Naturell dieser zwei Hunde wohl kennend, wußte, daß der eben vollführte Act von Terrorismus nur eine momentane Wirkung haben würde. Er warf daher den hungerigen Bestien mehrere große Stücke Brot zu, um welche sie sich nun zu balgen begannen.

Diese Zwischenzeit benützte Sam, um schnell nach dem endlich gelieferten Opfer dieser bereits sieben Stunden andauernden Hetzjagd zu sehen.

„Da schläft er!" kicherte Sam, die Zweige eines Gebüsches zur Seite schiebend, „der kleine Kerl schnarcht, als ob er auf Eiderdunen gebettet wäre. Ei, ei! Die Füße hat er sich ganz wund gelaufen; seine Schuhe mögen schon sehr defect gewesen sein, sonst würde er nicht beide Sohlen verloren haben."

„Eine saubere Geschichte!" brummte Krunner, sich ganz erschöpft auf den Boden werfend, „jetzt können wir den Bengel gar tragen; doch, was liegt daran. Gott sei Dank, daß wir ihn wieder erwischten!"

„So ist's!" bestätigte Samuel, „übrigens werden wir ihn nicht weit zu schleppen haben. Gott sei Dank, kenne ich jeden Weg und Steg auf zehn Stunden im Umkreise. Hier stehen wir auf dem sogenannten Freixelberg; da unten fließt die „dürre Liesing" und gerade entgegengesetzt liegt die kleine Ortschaft Sulz, die wir

in vierzig Minuten bequem erreichen können. — Wir werden dort ganz gewiß einen Wagen auftreiben, der uns nach dem Johanneshof zurückfährt. Jetzt ist es kaum zwei Uhr; in drei Stunden können wir zu Hause sein und Frau von Schwalbach beruhigen, die gewiß durch den Kutscher bereits um das Malheur erfahren hat. Heute Nacht rasten Sie auf dem Johanneshof aus und reisen morgen ab; aber der Teufel soll mich quentelweise zerreißen, wenn Sie von mir einen Schluck Wein bekommen! Ha, ha, ha!"

„Und ich schwöre, daß nie in meinem Leben je mehr ein Tropfen „Eilfer" meine Zunge befeuchten soll!" rief Krunner ganz im Ernste, „doch," setzte er auf das Kind deutend hinzu, „werden wir den Burschen nicht aufwecken?"

„Freilich!" entgegnete Samuel, und mit ziemlich roher Faust faßte er den Knaben am Genick und stellte ihn mit einem einzigen Ruck auf die Füße.

Theils vor Schmerz, theils aus Schrecken schrie der arme, kleine Adolf laut auf. — Entsetzen sprach aus seinen Blicken, als er den unfreundlichen Mann vor sich gewahrte, dem er gestern von der Frau von Schwalbach überantwortet worden war, und der ihn dann in Begleitung der zwei Bluthunde nach dem Johanneshofe abgeführt und dort eingesperrt hatte.

„Ein zweites Mal sollst Du uns nicht davonlaufen, Du junger Galgenstrick," höhnte Samuel, „Du hättest die Peitsche verdient, aber ich will Dir die wohlverdiente Züchtigung nachsehen, wenn Du fein brav und folgsam bist. Da — binde Dir mit diesen zwei Sacktüchern die Füße ein; kannst etwas dürres Laub und Moos unterlegen, damit Du die Steine nicht so stark verspürst. Du verstehst mich doch? Eine Art Sandalen sollst Du Dir selbst anfertigen, denn weder ich, noch jener Herr dort verspüren Lust, einen Plumpsack, wie Dich, zu tragen. Aber hurtig, hurtig, uns hungert ganz gewaltig und auch für Dich soll's gute Bissen absetzen, wenn Du vernünftig bist."

Der kleine Adolf, der ungeachtet seiner zarten Jugend schon eine harte Schule des Lebens genossen, hatte vor Allem gelernt, sich in jede zwingende Nothwendigkeit ohne Murren zu fügen und darin alsbald auch zurecht zu finden. — Er machte sich also stumm daran, für seine wunden Füße mittelst der beiden Sacktücher und aus frischem Moos eine Bekleidung zu improvisiren; er entledigte sich dieser Aufgabe mit großer Geschicklichkeit.

Samuel nahm jetzt die Hunde an die Leine und schritt als Wegweiser voraus. In kurzer Entfernung folgte Krunner, der den Knaben unmittelbar vor sich herschreiten ließ.

„Nun, was gibt's da zu schauen?" rief plötzlich der Abbé zornig, „mache, daß Du weiter kommst, oder ich helfe von hinten nach!"

Dieser gemeinen Drohung sollte auch alsbald die rohe That folgen, als der Knabe abermals stehen blieb, und scharf in eine Lichtung des Waldes blickte. — Das schöne tiefblaue Auge des Kindes blitzte freudig auf und seine Brust hob sich, als ob ihm eine schwere Last vom Herzen gefallen wäre.

„Zum letzten Male vorwärts, Lumpenbub, oder —" grollte der Abbé und versetzte dem Knaben, welcher wie eingewurzelt stehen blieb, einen derben Fußtritt.

Der kleine Adolf, statt laut zu schreien oder zu weinen, kehrte sich rasch um, und die Fäuste ballend, den Kopf stolz zurückgeworfen, durchbohrte er mit zornfunkelnden Augen den Mann, der ihn so schimpflich behandelt hatte.

„Oh, Du Knirps! höhnte Krunner und holte mit der Hand zu einer derben Maulschelle aus, „na warte, Dir will ich den Hochmuthsteufel gründlich austreiben!"

Der Abbé traf jedoch sein Ziel nicht. Der kleine Adolf hatte sich zusammengeduckt und war, geschmeidig wie ein junger Panther, zwischen den Füßen Krunner's hindurchgeschlüpft.

„Au weh! Au — au — au!" heulte Krunner, zu Boden taumelnd, denn der Knabe hatte ihm eine äußerst empfindliche Quetschung zugefügt.

Flink wie ein Reh entfloh sodann der kleine „Bajazzo" in jene Lichtung des Waldes, welche zuvor seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. — Er war nämlich einer im Walde lagernden Zigeunerbande ansichtig geworden, was in ihm den Entschluß erweckte, den Schutz dieser Wandertruppe anzurufen.

Durch Krunner's jämmerliches, nicht endenwollendes Geschrei ward Samuel veranlaßt, sich umzusehen, und da er den Knaben in des Abbé Gesellschaft vermißte, so eilte er rasch zurück.

Krunner, der sich inzwischen so weit erholt hatte, um wieder aufstehen zu können, erzählte mit wenigen Worten das Vorgefallene.

Der alte Samuel gerieth in solche Wuth, daß er den Abbé ohne weiters per Esel, Tölpel, Trottel u. s. w. titulirte. Dann koppelte

er die Hunde los, welche auf sein Commando sogleich die Spur des flüchtigen Knaben aufnahmen.

„Meinetwegen sollen jetzt die Hunde dem Lumpenbuben einige Stücke Fleisch vom Leibe reißen!" grollte der böse Mensch mit entsetzlicher Wildheit in Blick und Miene. — Dann eilte er Jupiter und Diana nach, die Peitsche zur Hand nehmend, um nunmehr den kleinen Adolf, sobald ihn die Hunde „gestellt" haben würden, ganz unbarmherzig zu schlagen.

„Oho! Was ist das?" rief Sam plötzlich ganz betroffen und blickte den Abbé, der neben ihm einher hinkte, fragend an.

Die Bluthunde bellten nämlich wüthend. Sie waren offenbar in einem hitzigen, erbitterten Kampfe begriffen. Auf einmal fielen zwei Schüsse und das frühere Gebell Jupiter's und Diana's verwandelte sich jetzt in klägliches Geheul, das immer schwächer wurde und schon nach wenigen Secunden aufhörte.

Sam und Krunner blieben wie eingewurzelt stehen. Letzterer verspürte große Lust, das Fersengeld zu geben, aber der Pförtner hielt ihn mit eiserner Faust an der Schulter fest und rief:

„Kein Zweifel! Man hat die Hunde getödtet; aber lebendig will ich in die Hölle fahren, wenn ich an dem Thäter nicht furchtbare Rache nehme. Kommen Sie; Sie sollen sehen, was der alte Sam noch leisten kann. — Menschenblut um Hundeblut!"

Alsbald erreichte Samuel, den Abbé mit sich fortschleppend, die Stelle, wo Jupiter und Diana todt auf dem Grase hingestreckt lagen. Unweit davon stand eine Gruppe Zigeuner; einer derselben lud eben seine auf die Hunde abgefeuerten Pistolen von Neuem.

„Schurke!" schrie Samuel, ganz außer sich gerathend; „Du also hast es gewagt, meine Hunde zu tödten? Weißt Du, daß jedes dieser Thiere meiner Gebieterin tausend Gulden in Silber gekostet? Du und Deine ganze Gaunerbande folgt mir zu Gerichte, oder ich massacrire Euch Lumpengesindel auf der Stelle."

Mit diesen Worten riß Samuel mit der linken Hand ein langes Jagdmesser, das er stets unter dem Oberrocke bei sich trug, aus der Scheide.

Ein lautes Hohngelächter der ganzen Truppe beantwortete die Drohung Samuel's.

„Vor Allem heraus mit dem Buben dort, der sich zu Euch geflüchtet!" donnerte der Pförtner, dabei mit der Peitsche in der rechten

Hand auf den kleinen Adolf deutend, der mitten unter den Zigeunern stand. —

„Um Gotteswillen, mäßigen Sie sich!" flüsterte Krunner seinem Begleiter zu, der in der That Willens schien, seine Drohung zu verwirklichen und den ungleichen Kampf aufzunehmen; „versuchen wir es lieber mit Geld!"

Samuel ließ Messer und Peitsche sinken und sagte: „Nun, meinetwegen, versuchen Sie es; der Zorn schnürt mir die Kehle zu und ich könnte es nicht über mich bringen, mit diesem stinkenden Gesindel in Güte zu sprechen."

„Meine lieben Leute!" begann Krunner im freundlich-sanften Tone; „Ihr habt zwar ein großes Unrecht begangen, diese zwei Hunde da zu tödten, aber wir wollen annehmen, daß Ihr nur aus Nothwehr gehandelt. Sprechen wir also nicht weiter darüber, obwohl Ihr deshalb in große Unannehmlichkeiten gerathen könntet, wenn wir Klage führen würden. Schon das Tragen von Schußwaffen ist Euch, wie Ihr wohl wißt, strenge verboten. Doch, wie gesagt, lassen wir diese ärgerliche Geschichte ganz bei Seite. Wir wollen in Frieden von einander scheiden, und dazu ist nichts nöthig, als daß der Knabe dort, der bei Euch Zuflucht gesucht, auf der Stelle an uns ausgeliefert wird. Um den Handel schnell ins Reine zu bringen, will ich Euch überdies ein Geschenk von hundert Gulden machen."

„Hundert Gulden!" murmelten die Zigeuner mit vor Habgier blitzenden Augen untereinander; nur der Mann mit der Pistole, offenbar der Häuptling dieser Bande, blieb ganz phlegmatisch und stumm.

„Also in Gottesnamen zweihundert Gulden!" sagte Krunner nach einer Weile, als er vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte.

„Und wo sollten wir das Geld empfangen?" antwortete endlich der Häuptling.

„Hier auf der Stelle," erwiderte Krunner und klopfte mit der Hand auf die linke Brusttasche, welche sein Portefeuille barg.

„Dann trägst Du es also bei Dir?" frug der Zigeunerchef ruhig.

„Natürlich!" sagte Krunner; „Du gibst mir den Knaben und ich Dir das Geld."

„Ei, so haben wir nicht gewettet!" meinte der Zigeunerhäuptling ganz naiv; „Du gibst uns Dein Geld und wir behalten den Knaben."

„Wie, Du willst mich berauben?" rief der Abbé ganz entsetzt.

„Ich weiß nicht, wie Ihr Anderen dies nennt," entgegnete der

Zigeuner achselzuckend; „wir aber heißen es blos, „einen Fund“ machen. Also gib her, was Du bei Dir hast und was wir brauchen können.“

„Nichts da!“ wehrte jetzt Samuel ab, als Krunner ganz starr und sprachlos über die ungemüthliche Anschauungsweise des Zigeuner-häuptlings es ohne Widerstand geschehen ließ, daß ihm dieser Uhr und Kette mit staunenswerther Fingerfertigkeit abnahm.

„Was mischt Du Dich in meine Angelegenheiten,“ rief der Zigeuner-Häuptling drohenden Tones, „warte doch nur einen Augenblick, bis an Dich die Reihe kommt; wir Zwei haben ja eine Rechnung auszugleichen. He! Kennst Du mich denn nicht?“

Samuel betrachtete den Mann etwas genauer und verfärbte sich ungeachtet des großen persönlichen Muthes, der ihm unstreitig eigen war.

„Ha, ha, ha!“ lachte der Zigeuner mit heiserer, Unheil verkündender Stimme, „ja, ja, ich bin derselbe arme Teufel, den Du vor drei Wochen mit diesen Hunden gehetzt und dann mit dieser, ja mit dieser Peitsche geschlagen hast, ärger als einen Hund. Sieh' hier, da sind noch die Merkmale von den Zähnen Deiner Bestien, hier ist noch die blutrünstige Schmarre über Stirn und Wange, die ich den Bleiknöpfen Deiner Peitsche zu danken habe. — Und warum hast Du mich mißhandelt? Einer elenden Weintraube wegen, die ich mir vom Stocke nahm, um damit ein unwiderstehliches Gelüste meines schwangeren Weibes zu befriedigen. Bot ich Dir nicht zehnfachen Schadenersatz an, lag nicht meine arme Mirza vor Dir auf den Knieen, und hast Du nicht auch sie mit dem Fuße gestoßen? Weißt Du, daß sie noch am selben Tage ein todtes Kind gebar und endlich eine kalte Leiche ward? Ha — dies erschreckt Dich — nein, nein — schüttle nicht ungläubig den Kopf; Du willst Dir selbst einreden, daß ich lüge — da blicke hin, gestern erst ist Mirza den Folgen Deiner Roheit erlegen. Du bist eben zur rechten Stunde gekommen, ihrem Leichenbegängnisse anzuwohnen.“

Auf einen Wink des Häuptlings traten die Zigeuner hinter ihm etwas zur Seite. Mit Thränen in den Augen zog der Witwer das weiße Leintuch hinweg, welches die todte Mirza bedeckte. Es war ein junges, wahrscheinlich einst sehr hübsches, aber jetzt ganz zum Skelette abgemagertes Weib.

„Das Schicksal,“ fuhr der Häuptling ernst fort, nachdem er die Leiche wieder bedeckt hatte, „das Schicksal hat Dich heute in meine Hände geliefert, um an Dir Vergeltung zu üben.“

„Willst Du mich ermorden?!" rief Samuel finster, „ich werde mein Leben theuer verkaufen!"

Der Zigeuner schüttelte verneinend das Haupt.

„Nein," erwiderte er ruhig, „der Tod der armen Mirza lag nicht in Deiner Absicht, aber ebenso roh, wie Du mich und sie behandelt, will ich gegen Dich verfahren."

Er sprach einige Worte im Zigeuner-Jargon zu seinen Leuten. — Ehe noch Samuel und Krunner es sich versahen, waren Beide zu Boden geworfen. Letzterem nahm man nun seine mit Banknoten wohlgefüllte Brieftasche ab und ließ ihn dann ohne weitere Mißhandlung laufen.

Dem alten Samuel aber ging es sehr schlimm. Der Zigeuner-Häuptling schlug mit der Hundspeitsche, die er dem Pförtner entrissen, so lange auf den Ueberwältigten zu, bis derselbe völlig bewußtlos wurde.

Nachdem die Zigeuner sodann auch ihm Alles abgenommen hatten, was er nur irgend an Geld und Geldeswerth bei sich trug, legten sie rasch die Todte unter den bei ihnen üblichen Ceremonien in das im Walde bereits fertige Grab und schütteten dasselbe ebenso rasch zu. — In dem ziemlich steinigten Terrain war diese Stelle wohl nur für den Eingeweihten wieder auffindbar.

Hierauf nahm der Häupling die Theilung der gesammten heutigen Beute nach Zigeunerbrauch vor, wobei ihm der Löwen-Antheil zufiel.

Nachdem das Verweilen der ganzen Bande in dieser Gegend nunmehr nicht länger stattfinden konnte, ertheilte der Häuptling seinen Leuten den Befehl, sich in alle Windrichtungen zu zerstreuen, sich jeden üblen Streiches auf eigene Faust zu enthalten, und in sechs Wochen in der sogenannnten mährischen Schweiz, nämlich in der Nähe von Adamsthal, unweit Brünn, wieder zusammen zu treffen. — Der Häuptling nahm den kleinen Adolf mit sich, der ihm willig folgte.

Krunner war nach dem nahen Orte Sulz geeilt und erstattete die Anzeige von dem Vorgefallenen. Er miethete einen Wagen, um so rasch als möglich nach dem „Perlhofe" zu gelangen, wo er von dem traurigen Ausgange der „Hetzjagd" der Frau von Schwalbach Bericht zu erstatten hatte.

Krunner langte auf dem „Perlhofe" bereits um fünf Uhr Nachmittags an. Frau von Schwalbach ließ sofort einspanneu, und eilte mit dem Abbé nach Wien, um mit Herrn von Osten-

ried über diesen fatalen Zwischenfall, der so viele schöne Combinationen über den Haufen warf und überaus bedenkliche Folgen nach sich ziehen konnte, persönlich Rücksprache zu nehmen.

Inzwischen war eine vom Ortsvorstande von Sulz aus Bauern zusammengestellte Streifpatrouille nach dem Freixelberge aufgebrochen. Sie brachten von dort den alten Sam auf einer improvisirten Tragbahre mit. Der Mißhandelte war zwar wieder zum Bewußtsein gelangt, aber unfähig, sich auf den Beinen zu erhalten. Von den Zigeunern konnte keine Spur entdeckt werden, obwohl ein mit unbeschränkten Vollmachten ausgerüsteter kaiserlicher Commissär aus Wien schon am folgenden Tage dort anlangte, und die Nachforschungen nach den „Räubern" im Auftrage der obersten Polizei-Hofstelle mit aller Energie und Umsicht eingeleitet wurden.

XV.

Aus der vornehmen Welt.

Frau von Schwalbach's Equipage war vom „Perlhofe" nach Wien so rasch gefahren, daß sie und ihr Begleiter, der sogenannte Abbé, schon wenige Minuten nach sechs Uhr Abends vor der, wie wir wissen, in der Herrengasse gelegenen Wohnung des Staatsrathes von Ostenried abstiegen.

Krunner machte ein Armensünder-Gesicht. Frau von Schwalbach hatte ihn bereits unterwegs tüchtig für seine Ungeschicklichkeit abgekanzelt, wobei sie durchaus kein Zusammentreffen ungünstiger Umstände gelten lassen wollte, sondern mit Recht das Entkommen des Knaben einzig und allein der unverantwortlichen Trunkenheit des Abbé und ihres Pförtners zuschrieb.

Für Krunner gab es aber auch noch andere Gründe, um über den schlimmen Ausgang der heutigen Affaire von schweren Besorgnissen gequält zu werden. Erstens mußte er in den Augen Ostenried's, an dessen Protection ihm doch so viel gelegen war, als unverläßlich erscheinen, und zweitens hatte die Brieftasche, welche ihm der Zigeunerhauptmann abgenommen, auch einige, beim Abdrucke nicht ganz gelungene Falsificate aus seiner in den Katakomben Wiens etablirten und fort-

während in Thätigkeit befindlichen Banknoten-Fabrik enthalten. Diese Ausschußnoten hatte er kurz zuvor, als Ostenried ihn gestern plötzlich zu sich rufen ließ, in seine Brieftasche gegeben, um selbe vor der Vernichtung dem Berliner zu zeigen, und mit demselben über eine bessere Vorrichtung der Handpresse zu berathen, welche hier und da den Dienst versagte. Aller Wahrscheinlichkeit nach setzte der Zigeuner auch diese Falsificate in Verkehr, wodurch die Aufmerksamkeit der Behörde über kurz oder lang erregt werden mußte. Endlich ärgerte sich der Abbé im Stillen weidlich, daß Frau von Schwalbach durch seinen heutigen eclatanten Mißerfolg eine gewisse Macht über ihn erlangt hatte, und in Folge dessen seinen Absichten, der Geliebte dieser Dame zu werden, sehr wesentliche Hindernisse erwuchsen.

„Soll ich hinaufgehen?" frug Krunner, nachdem er Frau von Schwalbach mit knechtischer Demuth aus dem Wagen geholfen hatte.

„Natürlich," entgegnete die Dame herrischen Tones; „es wird mich nur sehr freuen, wenn der Staatsrath Sie tüchtig heruntermacht; ich werde nicht ermangeln, ihm für die besondere Geschicklichkeit und Verläßlichkeit des Agenten, welchen er mir gesandt, meinen wärmsten Dank auszusprechen."

„Gnade, Gnade!" flehte Krunner leise, während die stolze Dame ihm zur rechten Seite die Stiege hinanrauschte.

In der Antichambre wiederholte der Abbé mit aufgehobenen Händen seine Bitte um Schonung, während der Diener des Staatsrathes Frau von Schwalbach anmeldete.

Der Staatsrath riß selbst die Thüre auf, um sich zu überzeugen, ob der Diener sich nicht im Namen der Angemeldeten geirrt habe. Diesen Besuch hatte er heute am allerwenigsten erwartet.

Galant bot er der Dame den Arm und führte sie durch einen kleinen Salon hindurch in sein Arbeitscabinet.

„Kommen Sie doch nur mit!" rief Frau von Schwalbach, sich umblickend, dem Abbé zu, der diese schöne Gelegenheit benützen wollte, um sich geräuschlos aus dem Hause zu drücken.

„Ja, ja, kommen Sie nur mit, wenn es die gnädige Frau wünscht," bestätigte Ostenried. Hinter Krunner waren alle Brücken zum Rückzuge abgebrannt.

„Na, in drei Teufels Namen denn," dachte der Abbé bei sich, „wenn es ganz schief geht, verschwinde ich nach Amerika. Bis jetzt habe

ich mir bereits über 60.000 Gulden zurückgelegt; für meine Bedürfnisse, so lange ich lebe, mehr als genug. Der verschwenderische Berliner und der grobe Klotz Schliper sollen dann zusehen, wie sie allein durchkommen, denn mein prächtiger Karpeles wird mich nicht im Stiche lassen. — Allzu viel lasse ich mir nicht mehr gefallen. Wenn der Staatsrath mich wie einen Buben behandeln sollte, so gehe ich schon morgen durch."

Krunner's letztere Besorgnisse waren jedoch vollkommen unbegründet. — Frau von Schwalbach hatte nur einem unabweisbaren Bedürfnisse ihres grausamen Tiger-Naturells genügt, als sie dem Abbé mit dem Zorne des Staatsrathes drohte. In Wahrheit hätte sie es für eine Thorheit angesehen, einen Mann von einer Brauchbarkeit und Gewissenlosigkeit, gleich Krunner, sich abgeneigt oder gar zum Feinde zu machen.

Der liebe Abbé riß daher vor freudigem Erstaunen Augen und Mund auf, als Frau von Schwalbach, welche außerordentlich gewandt und gefällig zu erzählen verstand, dem Staatsrathe die heutigen Erlebnisse Samuel's und Krunner's zu schildern begann. Sie wußte Alles so schön zu drehen und zu wenden, daß diesen beiden Männern nicht das mindeste Versehen zur Last fiel, sondern das Entwischen des Kindes nur einer Combination widriger Umstände und namentlich der räuberischen That der Zigeuner in Rechnung gestellt werden konnte. — Die Beredtsamkeit der Frau von Schwalbach reussirte auch vollständig.

Ostenried warf dem Abbé, der sich durch Dienste aller Art sein Vertrauen und seine Gunst neuerdings in hohem Grade erworben hatte, wiederholt Blicke des Bedauerns zu, und schließlich sprach der Staatsrath die ganz bestimmt lautende Versicherung aus, daß man den Beraubten für den Verlust seiner Prätiosen und Baarschaft aus den geheimen Fonds völlig schadlos halten werde.

„Vor Allem, mein lieber Krunner," schloß Ostenried, rasch ein Blatt Papier bekritzelnd, „müssen Sie sich mit diesen paar Zeilen zum Polizeidirector verfügen, welchen ich beauftrage, noch in dieser Nacht einen Commissär mit unbeschränkten Vollmachten in die Sulz zu entsenden, um der Banditen habhaft zu werden, was hoffentlich alsbald gelingen dürfte. Ich wünsche, daß Sie den Sicherheitsbeamten an den Thatort begleiten, um mit sachdienlichen Aufschlüssen bei der Hand zu sein. Und nun Gott befohlen, mon cher Abbé!"

„Adieu, adieu!" rief Frau von Schwalbach mit gnädigem Kopf-

nicken Krunner zu, dessen Antlitz vor Freude strahlte, während er unter zahllosen Complimenten rücklings nach der Thüre kratzfußte.

„Eine schlimme, schlimme Geschichte das!“ begann der Staatsrath, als er sich mit Frau von Schwalbach allein befand, „im günstigsten Falle wird die Sache Aufsehen machen und der Kenntniß des Barons und seiner Helfershelfer nicht entzogen bleiben. Wir müssen uns deshalb auf energische Reclamationen gefaßt machen, falls der Knabe in unsere Hände fällt, und lassen wir es auf eine förmliche gerichtliche Klage ankommen, so ist, ich gestehe es offen, das Recht nicht auf unserer Seite. — Wenn Ihr Herr Gemahl das „Kind der Komödiantin“ fordert, so kann man die Ausfolgung des kleinen Adolf an ihn füglich nicht verwehren. In dem Nachlasse der Elise von Finkenberg hat nämlich jener verdammte Dahlberg gestern in der „grünen Eule“ viele wichtige Papiere vorgefunden und selbe bereits ämtlich deponirt, woraus Ihnen, meine liebe Emilie, viel Molesten erwachsen werden. Der Ehebruch Ihres Gemahls ist zwar dadurch constatirt, und Ihnen in Folge dessen das Recht gegeben, auf Ehescheidung zu dringen, denn es scheint, daß der andere günstigere Fall nicht eintreten wird.“

„Sollte er wirklich davonkommen?“ frug das herzlose Weib mit etwas verlängertem Gesichte.

„Erst vor einer Stunde empfing ich von einem der Aerzte, der jetzt Eichberg's Haus besucht, und in unserem Solde steht, die positive Versicherung, daß Herr von Schwalbach vollkommen und ohne alle Folgen genesen wird. Er ist bereits wieder zum Bewußtsein gelangt, obwohl er kein Wort sprechen kann, noch es dürfte,“ entgegnete Ostenried mit bedenklicher Miene.

„Dann steht unsere Sache verzweifelt schlecht!“ bemerkte Frau von Schwalbach die Lippen kneifend, und ihr kostbares Battisttuch schonungslos zwischen den Fingern zerknüllend.

„Wir werden am Ende zu großen Mitteln greifen müssen,“ meinte Ostenried nach kurzer Ueberlegung.

„Vor Allem muß jener impertinente Julius von Dahlberg unschädlich gemacht werden!“ rief Frau von Schwalbach mit haßerfülltem Blicke, „er ist vor der Hand der gefährlichste unserer Gegner. Mein Gemahl mag später daran kommen. Der Baron ist zu alt und überdies durch die Sorge für seinen kranken Gast zu sehr in Anspruch genommen, um im Augenblicke activ aufzutreten, aber er, er, jener junge, heißblütige Fant, er wird uns das Messer an die Brust

setzen. Oh, jener unglückselige 20. Februar! — Nochmals Excellenz! Vor Allem lassen Sie uns darauf denken, Dahlberg zu beseitigen."

„Das ist leichter gesagt, als gethan," brummte der Staatsrath, „oh! — recht gern gönnte ich dem närrischen Burschen eine derbe Züchtigung dafür, daß er meine Erwartungen, mich von einem großen Hausübel zu befreien, so arg getäuscht hat. Nicht das Mindeste läßt sich gegen ihn vorbringen. Ein dichtes Netz von Spionen umgibt ihn, aber nicht einmal der Schatten einer unmoralischen Handlung fällt auf ihn; offenbar ist er aus ganz anderem Teige geknetet, als unsere anderen Cavalierchens. Er spielt gar kein Spiel, nicht einmal Billard, disponirt stets über ansehnliche Summen ersparter Gelder und nicht ein einziges Mal ist er bisher in jenen Schlupfwinkeln gesehen worden, wo unsere vornehme Männerwelt, jung und alt, verbotenen erotischen Genüssen fröhnt."

Der Staatsrath spielte mit letzterer Bemerkung auf gewisse Häuser an, von denen zu jener Zeit das „grüne Faßl" am Kohlmarkte, de Ligne auf der Mölkerbastei, das „süße Löchlein" und der „Stoß im Himmel" die berüchtigtesten waren, und deren Besuch zeitweise sogar ein Fürst Metternich nicht verschmähte.

„Sie glauben also, Excellenz, daß die Polizei gar keinen Vorwand besitze, um Herrn Julius von Dahlberg bei Seite zu schaffen?" sagte Frau von Schwalbach.

„Gar keinen," entgegnete Ostenried achselzuckend, „bis jetzt wenigstens. In das schwarze Buch wurde er jedoch bereits eingetragen — dazu genügte sein intimer Umgang mit Baron Eichberg, nach welchem wir schon seit zwanzig Jahren unsere Netze auswerfen, der uns aber wie ein Aal stets durchgerutscht ist. Um Dahlberg im Ernste zu incommodiren, müßten wir also geradezu einen Vorwand „machen," Sie verstehen mich, aber dies ist und bleibt stets ein gefährliches Auskunftsmittel."

Eine satanische Idee durchzuckte Frau von Schwalbach's erfinderisches Gehirn. Lebhaft ergriff sie Ostenried's Hand und ihren Mund seinem Ohre nähernd, sagte sie:

„Excellenz! Herr von Dahlberg ist „geliefert," wenn Sie wollen. Mein Plan ist zwar etwas kühn, aber ich wette, er führt zum Ziele."

Und noch leiser, als sie diese Worte gesprochen, flüsterte sie mit dem Staatsrathe ein paar Minuten lang.

„Ihr Anschlag, gnädige Frau," rief endlich Ostenried laut aus, dabei mit ungeheuchelter Bewunderung das schöne, aber herzlose Weib betrachtend, „ja, Ihr Anschlag ist vortrefflich ersonnen und ich billige ihn. Wann wollen Sie ihn ausführen."

„Noch heute, und wäre es auch erst um Mitternacht," erwiderte Frau von Schwalbach, „nur muß ich wissen, wo ich Dahlberg treffen kann."

„Das werden wir gleich in Erfahrung bringen," entgegnete Ostenried, an der Schelle zweimal ziehend. — Ein Secretär erschien.

„Lassen Sie sogleich einen gewandten Agenten holen, der in längstens einer Stunde Aufschluß geben kann, wo heute Abends der gewisse Julius von Dahlberg sich herumtreibt."

„Ich werde nach Presticek, Krasinsky oder Földvary senden; Einer von ihnen ist um diese Stunde sicher im „Lothringer" oder im Michaeler-Bierhause zu treffen. Es sind dies die Drei, welche mit der Beobachtung des Herrn von Dahlberg speciell beauftragt wurden," antwortete der Secretär und verschwand wieder, als der Staatsrath eine zustimmende, aber zur Eile mahnende Geberde gemacht hatte.

„Und wann gedenken Sie, Excellenz, von dem Geheimniß Gebrauch zu machen, welches ich Ihnen schriftlich andeutete?" begann nach der Entfernung des Secretärs Frau von Schwalbach von Neuem.

„Dieses Geheimniß scheint sehr wichtig und weittragend zu sein, und wird vortrefflich dazu dienen, den Kaiser in seiner Abneigung gegen alle Reformen zu bestärken. Fürst Metternich ist ganz entzückt davon, denn bewahrheitet sich, was Sie mir schrieben, so sind wir im Stande, dem letzten Restchen von „Josefinern," das sich noch in Amt und Würden erhalten hat, den Gnadenstoß zu versetzen, indem wir diese Leute, welche die Frechheit besitzen, auf die Einhaltung der im Drange der Nothwendigkeit vor ein paar Jahren gemachten Verheißungen constitutioneller Regierungsformen ganz im Ernste zu dringen, in den Augen des ohnehin sehr mißtrauischen Monarchen als Feinde seiner Person hinstellen. — Aber um die Sache wirksamer zu machen, muß Ihr Gemahl vorerst gesund werden, und der Fürst billigt ganz und gar Ihren schlauen Plan, den Sie mir in Ihrem gestrigen Briefchen angedeutet haben."

„Und ist es wirklich wahr, daß der Kaiser noch immer auf den Erzherzog Johann bitterböse zu sprechen ist?" frug die vornehme Intriguantin.

„Mehr denn je," entgegnete Ostenried, „und wissen Sie, wie

das kam? Ein simpler Tiroler Bauer ist an dem ganzen neuerlichen Zerwürfnisse zwischen den beiden kaiserlichen Brüdern Schuld. — Es ist Ihnen wohl bekannt, daß der Erzherzog Johann gern ein Freischießen gibt. Bei einem der letzten, welches im Passeyer-Thale, der Heimat des Andreas Hofer, stattfand, trat ein etwas angetrunkener Schütze auf den Erzherzog zu, und denselben mit derbem Handschlage begrüßend, rief er vor hundert Zeugen laut aus: „Hans, es wär' g'scheidter, Du wärst Kaiser, mit Deinem Bruder ist's nichts." — Die Verlegenheit des Erzherzogs war eine maßlose; er mußte eilends die Schießstätte verlassen, denn die Worte des Betrunkenen hatten in der Masse einen Beifallssturm entfesselt und Alles schrie wie aus einem Munde: „Unser Hans soll leb'n, das ist der rechte Mann." — Streng liegt in dem letzteren Ausrufe nichts als Enthusiasmus für die Person des Erzherzogs, der sich um Tirol und Steiermark wirklich vielfach verdient gemacht, aber Kaiser Franz, dem natürlich diese Kundgebung des Volkes brühwarm gemeldet wurde, sieht darin eine Majestätsbeleidigung, eine Verhöhnung seiner Person, den Keim einer Verschwörung, um ihn vom Throne zu stoßen. — Dem Erzherzoge ist daher neuerdings verboten worden, sich je wieder ohne Erlaubniß des Monarchen nach Tirol zu begeben."

„Nun dann," sagte Frau von Schwalbach höhnisch lächelnd, „nun, dann müssen ja die Papiere, welche in dem Schreibepulte meines Mannes verwahrt liegen, ganz außerordentlich in des Staatskanzlers Kram passen."

Das Zerwürfniß zwischen Kaiser Franz und dem Erzherzoge Johann, auf welches hier angespielt wird, möge durchaus nicht als eine Erfindung des Autors betrachtet werden und halten wir uns verpflichtet, diesfalls einige erläuternde Worte folgen zu lassen.

Johann, sowie sein Bruder Carl, waren immer nur in Zeiten höchster Staatsgefahr vom Hofe gerufen worden, man schob sie aber wieder rasch bei Seite, sobald sie nur irgend entbehrlich schienen. Namentlich setzte man gerne Johann's Popularität möglichster Abnutzung aus, indem man ihn nie in die Lage versetzte, Verheißungen, die er auf Veranlassung der Regierung hatte verkündigen müssen, nachher auch in Erfüllung zu bringen.

Für das einfache Volksverständniß war es schwer zu fassen, daß Kaiser Franz seine jüngeren Brüder so unwürdig behandeln lassen könne; es mußten viele Jahre bitterer Erfahrung vorübergehen, um hinter der scheinbaren, zuvörderst nur im Dialecte der Umgangssprache

bestehenden Gemüthlichkeit dieses Kaisers das Muster despotischer Selbstvergötterung zu erkennen, in dessen Kopf „populär“ und „revolutionär“ ein Begriff, und dem ein Metternich ein Mann ganz nach dem Herzen war. Wie Recht hatte also jener Tiroler-Bauer mit seinen Worten: „Hans, es wär' g'scheidter, Du wärst Kaiser, mit Deinem Bruder ist's nichts!“

Eine öffentliche Strafe für seine Popularität mußte Erzherzog Johann schon in dem großen deutschen Erhebungsjahre 1813 erdulden. Als im ganzen deutschen Norden das Volk sich erhob, wollte Johann auch den Süden in gleicher Weise und namentlich die Alpen erweckt wissen. — „Volk!“ und „Deutsch!“ — die Frechheit, Beides im kaiserlichen Staate zu einer officiellen Bedeutung erheben zu wollen, büßte er schwer und noch schwerer die patriotischen Männer, welche gegen Napoleon den Volkskrieg in den Alpen leiten wollten. Sie Alle wurden des hochverrätherischen Planes angeklagt, für Johann auf Kosten des Kaiserstaates ein souveränes Königreich Rhätien errichten zu wollen. Da füllten sich viele Gefängnisse mit Unschuldigen und Erzherzog Johann durfte für längere Zeit Tirol nicht wieder betreten. So ward die „deutsche Erhebung“ von Kaiser Franz und Metternich in Oesterreich gefeiert! — Diese Verfolgungen waren in jener Zeit allein schon geeignet, den Erzherzog Johann im Volke beliebt zu machen, denn wen Metternich haßte, der konnte kein Feind des Volkes sein.

Frau von Schwalbach wollte auf die ihr durch den Staatsrath gewordene interessante und auf einer notorischen Thatsache fußende Mittheilung eine weitere Frage stellen, als Ostenried's Secretär ganz athemlos eintrat, um zu melden, daß den Agenten-Berichten zufolge Herr von Dahlberg sich heute Abends Punkt acht Uhr, also in einer kleinen halben Stunde, mit dem Grafen Adalbert von Florencourt in Baron Schwindelberg's Salon auf Degen schlagen werde.

Der Staatsrath hörte ruhig diese Meldung an, dann sagte er: „Nach dem Scandale, der gestern im adeligen Casino stattfand, erwartete ich wohl, daß es so kommen werde. Ich wünsche nur, daß Dahlberg dabei einen tüchtigen Stoß wegbekomme.“

„Halten zu Gnaden, Excellenz,“ bemerkte der Secretär, „wahrscheinlich wird es ganz anders kommen. Merkwürdigerweise ist der Graf in der Führung des Rappiers sehr ungeschickt. Heute den ganzen Tag hielt er sich beim Fechtmeister Delbocca auf, um sich etwas

einzuüben. Der Italiener stellte ihm kein günstiges Prognostikon, denn merkwürdigerweise scheint Florencourt heute zum ersten Male in seinem Leben ein Rappier zur Hand genommen zu haben. So lautet Földvary's Bericht, der mit Delbocca gut befreundet ist. — Wenn Herr von Dahlberg will — äußerte der Fechtmeister, als Florencourt gegen sechs Uhr Abends ihn verließ — so spießt er ihn im ersten Gang wie einen Kapaun, denn Dahlberg ist ein Meister in unserer Kunst; ich, ich selbst muß mich verteufelt meiner Haut erwehren, wenn er mit mir zum Vergnügen ein Paar Gänge macht."

Noch während der Secretär sprach, hatte Frau von Schwalbach sich zum Fortgehen bereit gemacht, und mit merklich unsicherer Stimme frug sie nach Baron Schwindelberg's Wohnung. Eines Theils war es grimmiger Haß gegen Dahlberg, andern Theils aber, und zwar in diesem Augenblicke, vorwiegend die Furcht um Florencourt's Leben, in welchen sie sich, wie wir aus ihrem gestrigen Monologe erfuhren, leidenschaftlich verliebt hatte, daher sie des Secretärs Bericht in ganz ungewöhnliche Aufregung versetzte.

„Sie werden doch, Herr Staatsrath," preßte sie aus keuchender Brust, „Sie werden doch dieses Duell verhindern lassen?"

„Ich mische mich nicht gern in solche Affairen unserer Cavaliere," entgegnete Ostenried; „es schadet durchaus nicht, daß sich diese Herrchen von Zeit zu Zeit ihr übermüthiges Blut selbst abzapfen. Doch — da Florencourt's Tod mir nicht genehm wäre, will ich eine Ausnahme von der Regel machen. Der Herr Secretär wird Sie also begleiten und im Namen des Gesetzes einschreiten. Uebrigens gibt Ihnen dieser Vorfall, gnädige Frau, die passendste Gelegenheit, Ihren famosen Plan auf die unauffälligste Weise in's Werk zu setzen."

„Ich verstehe," rief die Agentin des Teufels mit höhnischem Lächeln und eilte, von dem Secretär gefolgt, zur Thüre hinaus.

Frau von Schwalbach's Kutscher erhielt den Befehl, so rasch als nur möglich nach der nahen Schottenbastei zu fahren — Während der kurzen Fahrt legte die Dame Hut und Shawl ab. Mit wohlberechneter, auf Florencourt abzielender Koketterie wollte sie auf etwas theatralische Weise bei dem Duelle interveniren und das schöne Ebenmaß ihres so wohlgebauten Körpers und die reiche Fülle ihres kastanienbraunen Kopfhaares im vollen Glanze sichtbar machen.

Sie lief so hastig die beiden Treppen nach Baron Schwindelberg's Wohnung hinan, daß des Staatsraths Secretär kaum mit ihr

Schritt zu halten im Stande war. Ein Bedienter des Fürsten „Betteltutti“ hielt vor der Thüre Wache und wollte der Dame und deren Begleiter den Eingang wehren. Als aber Letzterer im Namen der Polizei Eingang forderte, wich der Livréeträger ganz verwirrt und scheu zur Seite, denn die Furcht vor der Polizei war damals so groß und allgemein, daß sich dieser nicht leicht Jemand zu widersetzen wagte.

Frau von Schwalbach stürzte in dem Augenblicke in den Salon, wo Florencourt entwaffnet auf dem Boden lag, und Dahlberg ihm die Spitze des Degens auf die Brust setzte.

Der Besiegte streckte unwillkürlich seinen linken Arm nach Frau von Schwalbach aus, als hoffe er von ihr Rettung vor dem Zorne des Siegers, der ihn eben zu einer schimpflichen Abbitte zwingen wollte.

Auch Dahlberg war von diesem Intermezzo derart überrascht, daß er einen Schritt zurücktrat, den Degen senkte und dadurch Florencourt Gelegenheit gab, sich wieder vom Boden zu erheben.

Fürst „Betteltutti“ und Baron „Schwindelberg,“ die beiden Secundanten, welche den Secretär des Staatsrathes persönlich kannten, handelten mit großer Geistesgegenwart. Rasch hoben sie Florencourt's Degen vom Boden auf und entrissen Dahlberg den seinigen, blitzschnell zwei stumpfe Rappiere auf den Tisch nächst dem Fenster legend. Die Degen verschwanden dafür im Nebenzimmer.

Der Secretär geberdete sich, als ob er total blind wäre. Endlich stellte er aber, sich bedächtig umsehend, die Frage:

„Nun, meine Herren, was geht denn hier vor? Ich hoffe doch nicht, daß hier ein Zweikampf stattgefunden?“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Fürst und der Baron erzwungen, und „Betteltutti“ fuhr fort: „Ein Zweikampf, ha, ha, ha, mit stumpfen Waffen! Herr von Dahlberg und der Graf haben nur mit diesen Rappieren da eine kleine Fechtübung abgehalten, wobei Letzterem das Malheur passirte, auszugleiten, das ist das Ganze. Doch was wünschen Sie, mein Herr, warum drängen Sie sich in die Wohnung meines Freundes, des Baron von Schwindelberg ein? Wer sind Sie?“

„Ich habe nur im Auftrage Seiner Excellenz des Herrn Staatsrathes von Ostenried die gnädige Frau von Schwalbach hierher geleitet.“

„Und ich bin gekommen,“ nahm die Dame sogleich das Wort, „um mit Ihnen, Herr von Dahlberg, unter vier Augen über einen höchst wichtigen und unaufschiebbaren Gegenstand zu conferiren.“

Dahlberg betrachtete sehr erstaunt die Dame, welche ihn freundlich und sanft lächelnd anblickte . . . Frau von Schwalbach schien gegen gestern ganz umgewandelt zu sein. Von dem „herzlosen Weibe," das er gestern in ihr zu hassen so gerechten Grund hatte, war heute in dem Aeußern Emiliens keine Spur zu entdecken.

„Mein Herr," begann die Sirene mit weicher, wohltönender Stimme von Neuem, „ich gestehe, daß mein Benehmen gegen Sie ganz angethan war, mich in Ihren Augen als eine Furie erscheinen zu lassen. Aber ich befand mich gestern in einer überaus gereizten, ja krankhaften Stimmung. Nunmehr sehe ich jedoch mein Unrecht ein, und der Grund, warum ich sogar hierher eilte, um Sie aufzusuchen, wird Sie wohl besser von meinem Bedauern über das Vorgefallene überzeugen, als bloße Worte."

Sowohl Florencourt als die zwei Secundanten hatten indessen den Salon verlassen. Nur der Secretär hielt sich in der Nähe der Thüre auf, welche nach dem Gange führte.

„Vor Allem," fuhr Frau von Schwalbach mit meisterhaft geschauspielerter Zerknirschung fort, „vor Allem muß ich bekennen, daß ich Sie belog, als ich sagte, daß der Knabe von mir vor die Thüre gesetzt worden sei. Mein Gott, — solch' einer herzlosen Handlung hielten Sie mich wirklich fähig?! Gut, in dieser üblen Meinung soll meine Strafe bestehen, aber ich will Alles thun, um mich in Ihren und des Barons Augen wieder zu rechtfertigen. Hören Sie."

Nun erzählte Frau von Schwalbach, daß sie den kleinen Adolf auf dem „Johanneshofe" verbarg, daß der Knabe von dort entfloh und schließlich von den Zigeunern geraubt wurde. Natürlich war ihre Darstellungsweise ganz und gar ihren Zwecken angepaßt, daher dabei des Abbé Krunner und der Absicht, den kleinen „Bajazzo" in einen „Jesuiten" zu metamorphosiren, selbstverständlich mit keiner Silbe Erwähnung geschah, im Gegentheile leuchtete überall Frau von Schwalbach's erheuchelter Wille durch, dem Bastard ihres Mannes insgeheim eine gute Mutter zu sein, dafür aber auch das Kind als Mittel zu gebrauchen, um wieder die volle Neigung des Ungetreuen zu gewinnen, wovon Ersteres nur sehr löblich, Letzteres aber als verzeihlich und natürlich angesehen werden mußte.

Der leider nur zu gutmüthige und weltunerfahrene Dahlberg ward daher auch im Handumkehren durch die Gleißnerei jener Schlange, die sich Emilie von Schwalbach nannte, in seinem gestrigen Urtheile

irre gemacht und sein edles Herz empfand eine große Freude, daß er wieder einmal einen Menschen besser befunden habe, als der Schein sprach.

Das nicht nur herzlose, sondern auch grundfalsche Weib deutete schließlich geschickt den Wunsch an, daß sich Herr von Dahlberg an den, betreff des kleinen Adolf eingeleiteten Nachforschungen persönlich betheiligen möge.

Dem jungen Manne wurde dadurch nur ein Antrag erspart, welchen er selbst stellen wollte, jedoch bedingte er sich aus, zuvor seinen väterlichen Freund, den Baron Eichberg, um Rath fragen zu dürfen.

„Eh bien!“ rief Frau von Schwalbach, sich ohne Umstände an den Arm Dahlberg's hängend; „ich werde Sie dahin begleiten und meinem armen Manne, dem ich jetzt gerne Alles verzeihen will, eine liebevolle Pflegerin sein. Der gute Eichberg soll seine Freude an mir haben! — Ich bin in mich gegangen und heute wird der edle Mann mit seinen Versöhnungsversuchen gewiß nicht tauben Ohren predigen.“

„Ja, Alles, Alles sei vergeben und vergessen!“ rief Dahlberg hoch erfreut und drückte mit Wärme die ihm von seiner Begleiterin mit ebenso feinem als liebenswürdigem Lächeln dargereichte Hand.

„Dieser sentimentale Gimpel sitzt richtig auf,“ dachte aber die schlaue Intriguantin in diesem Augenblicke bei sich, „er wird uns vor der Hand nicht in Wien incommodiren, und ein Paar Monate später mag er dann seinem lieben Freunde Gesellschaft leisten, auf Nimmerwiedersehen!“

XVI.

Kaiser Franz und Metternich.

Es dürfte nun am Platze sein, den Fürsten Clemens Wenzel Lothar Metternich-Winneburg in seinem Wirken und Wesen etwas näher zu betrachten, um in die Verhältnisse, welche in einem Lebensbilde zu schildern wir unternommen haben, klare Einsicht zu gewinnen, und es begreiflich zu finden, warum dieser Staatsmann, mit dem Fluche der Völker Oesterreichs schwer beladen, schließlich ein überaus klägliches Ende seiner einstigen so glanzvollen Laufbahn fand.

Man kann Kaiser Franz nicht nennen, ohne seines einflußreichsten Rathgebers, ohne gleichzeitig des Grafen und späteren (seit 1813) Fürsten Metternich zu gedenken. — Die größte Macht dieses Staatsmannes fällt keineswegs in seine späteren Jahre, wo er gemeinschaftlich mit dem Erzherzoge Ludwig und dem Grafen Kolowrat im Namen des zum Regieren wenig disponirten Kaiser Ferdinand in Oesterreich herrschte. — Vom Jahre 1835 bis zum Jahre 1848 vertrat er nur mehr ein System, das er schon lange nicht mehr mit kräftiger Hand allein leitete, und welches nur vieljährige Traditionen an seine Person knüpften. Wirklich thätig und machtvoll war Metternich nur, so lange Kaiser Franz lebte, und die Gewalt mit ihm theilte, denn eine solche Theilung der Gewalt steht, trotz aller gegentheiligen Versicherungen Metternich's, stets nur dem Willen des Kaiser Franz gedient zu haben, unwiderruflich fest, wenngleich viel fehlt, um die weitverbreitete Ansicht, als hätte Metternich die Zügel der gesammten Staatsverwaltung in seiner Hand vereinigt, zu bestätigen. Er war nicht einmal dirigirender Minister, und konnte es bei dem eifersüchtigen, überaus mißtrauischen Naturell seines Herrn und dem unzusammenhängenden Wesen des österreichischen Staatsorganismus auch nicht sein.

Die innere Geschichte Oesterreichs weiß nichts von einem positiven Wirken des Fürsten, sie kennt ihn nur gerade so wie den Kaiser Franz, nämlich als ein dauerndes Hinderniß der gedeihlichen Entwicklung. Die eigentliche Administration, das Rechtswesen, die Finanzkunde blieben ihm stets fremd, er kannte sie gar nicht und kümmerte sich auch nicht um dieselben. — Nur die diplomatische Kunst verehrt in ihm einen großen Meister, nur die Verhältnisse Oesterreichs zu den anderen Staaten reizten seine Aufmerksamkeit. Man kann ihn daher blos zu den diplomatischen „Künstlern," nicht aber zu den eigentlichen Staatsmännern zählen. — Aber in diplomatischen Erfolgen glaubte Oesterreich seinen größten Nutzen zu finden, auf diese verschwendete es alle seine Machtmittel, denn in dem Mitrathen über die Angelegenheiten anderer Staaten glaubte es seine wesentliche Bestimmung zu erfüllen, und auf solche Weise übte Metternich in der That auf Oesterreichs Schicksal einen entscheidenden Einfluß.

Metternich's Geschlecht gehört, wie so viele andere, jener riesigen Schaar an, welche sich Oesterreich, gleich einer Zinspflicht, aus den deutschen Reichsländern zu holen pflegte, und durch welche es den eigenen

Unterthanen die Mühe des Denkens und Handelns vielfach ersparte. Des Staatskanzlers Vater, Franz Georg, ein Mann von angenehmen Formen, aber flachem Wesen, mehr Hofmann als Staatsmann, in Anschauung, Sitten und Aeußerem den alt-französischen Edelmann mit Vorliebe carricirend, hatte die kur-trierischen Dienste mit den kaiserlichen vertauscht, in deren Interesse er ohnehin schon längst thätig gewesen war. Seinen Posten als österreichischer Gesandter bei Kurmainz behielt er nicht lange, worauf er als kaiserlicher Minister der niederrheinisch-westphälischen Kreise noch viele Jahre am Rhein lebte, so daß sein Sohn Clemens Lothar, 1773 zu Koblenz geboren, während seiner ganzen Jugend von österreichischen Eindrücken frei blieb und ausschließlich die Anregungen des rheinischen Lebens empfing. — Er blieb daher ohne alle Kenntniß der inneren Zustände Oesterreichs, das er eigentlich erst 1809 als Minister dauernd betrat; ohne eine klare Vorstellung von der eigenthümlichen Lage des vielsprachigen Reiches übte er sofort, ungehemmt von allen Bedenken, die abstracte diplomatische Kunst. — Und so wie man ihm während seiner ganzen Wirksamkeit den Nicht-Oesterreicher anmerkte, ebenso offenbarte er stets Züge des rheinischen Wesens und insbesondere jenes Geistes, der an den corrupten Bastardhöfen der rheinischen Kurfürsten waltete. Daher stammt der leichte Lebenssinn, die flüchtige Auffassung des Pflichtmäßigen, die geringe Schätzung des Allgemeinen und Grundsätzlichen, die kluge Berechnung der kleinen und persönlichen Verhältnisse, die wir überall an Metternich wahrnehmen. — Großes zu erfassen und zu erreichen, lernte man freilich nicht in Koblenz, desto besser jedoch, kleine Menschen zu behandeln und zu beherrschen. Diese Eindrücke hafteten in der Seele des Fürsten fester, als die Lehren, die er auf den Universitäten zu Straßburg (1788) und Mainz (1791) empfing. Seine damaligen Mitschüler schätzten seine Begabung eben nicht sehr hoch und nannten ihn allgemein nur den Grafen mit den drei F (fin, faux, fanfaron — fein, falsch, Prahler), welche Charakteristik des Studiosus Metternich auch in späterer Zeit Näherstehenden richtig dünkte und zu der Behauptung führte, daß der allmächtige Staatskanzler falsch und hinterlistig, schwach, und inconsequent, ein Feind aller kühnen und entscheidenden Maßregeln und nur auf Genuß bedacht sei. — So haben ihn Wilhelm Humboldt, Stein, Pozzo di Borgo, Fürst Reuß und Marmont geschildert. — Zudem hat Metternich seinen vornehmen Glauben an den blos conventionellen Werth sittlicher Grundsätze stets in Werken und

Handlungen Ausdruck geliehen. — Im Jahre 1795 mit der Enkelin des Fürsten Kaunitz vermählt, gab und nahm er das Versprechen, mit ihr überall, wo es der Vortheil und das Interesse erheischt, fest zusammen zu halten, dagegen in Sachen der Liebe und des Herzens ungehindert den eigenen Weg zu gehen. Während der dreißigjährigen Ehe wurde dieses Versprechen von beiden Seiten treu erfüllt und dadurch das Bild einer Verbindung geliefert, welche sogar der österreichischen Aristokratie, deren Wandel in dieser Beziehung nicht allzu correct genannt werden darf, Aergerniß gab und die Hauptursache war, daß in deren Kreisen Metternich sich nie vollständig einzubürgern vermochte.

Von 1797 bis 1805 fungirte Metternich als Vertreter Oesterreichs an den Höfen von Berlin und Dresden, wobei ihm, wie auch später, stets nur das persönliche Behagen zur Richtschnur bei der Behandlung politischer Geschäfte diente. — Vielzüngigkeit und diplomatisches Hänseln war dabei seine Hauptforce, und er spielte damals ein sehr gewagtes Spiel, als er zu einer Zeit, wo Oesterreich im heftigsten Kampfe gegen Frankreich stand, mit dem französischen Gesandten Laforest auch ferner einen freundlichen Geschäftsverkehr unterhielt, mit ihm alle Nachrichten austauschte und demselben sogar über Napoleon's Siegeszug höfliche Glückwünsche äußerte, wie Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, im VI. Bande seiner Memoiren, Seite 378, ganz evident nachweist. Laforest, hierdurch entzückt, empfahl Metternich so dringend seinem Kaiser, daß Napoleon den Wunsch äußerte, Metternich in Paris als österreichischen Botschafter zu sehen. Diesem Wunsche war nicht leicht auszuweichen und so trat denn Metternich im Jahre 1806 den Botschafterposten am französischen Hofe an. Als Graf Stadion noch vor dem Wiener Frieden vom Ministerium der äußeren Angelegenheiten zurücktrat, übernahm Metternich, der sich unter allen österreichischen Staatsmännern Napoleon am meisten beliebt zu machen verstanden hatte, am 8. October 1809 Stadion's Stelle, um selbe erst nach neununddreißig Jahren, nämlich am 13. März 1848, niederzulegen.

War auch die Leitung des politischen Verkehres von jenem Augenblicke an in Metternich's Hand niedergelegt, so dauerte es doch noch lange, bis er sich das volle Vertrauen seines Monarchen erwarb, und seine Macht unerschütterlich befestigte. Ein eigentlicher Günstling des Kaisers Franz ist jedoch Metternich niemals geworden. Aber das Glück fügte es so, daß Metternich unentbehrlich schien, weil er gerade

in einem Zeitpunkte an die Spitze der diplomatischen Geschäfte trat, wo seine persönlichen Eigenschaften sachlichen Verdiensten gleichgeachtet werden mußten, und die Lage der Dinge in der That eine Natur erforderte, wie er sie besaß. Im Jahre 1809, nach dem schmachvollen Frieden, galt es zunächst, den Kaiser der Franzosen zu besänftigen, weitere Verluste an Geld und Menschen abzuwehren, sich nach keiner Richtung bloßzustellen, durch vorsichtiges und gewandtes Handeln, durch rechtzeitiges Zuwarten und Eingreifen die Entscheidung erst dann eintreten zu lassen, wenn das Gelingen vollständig gesichert wäre. Diese Politik entsprach vortrefflich der Natur Metternich's; sie war aber zugleich auch ganz nach dem Sinne des Kaiser Franz, da sie bei ihren Vertretern nur Zähigkeit und Schlauheit voraussetzte und im Grunde doch nichts war, als ein passiver Widerstand gegen die napoleonische Gewaltherrschaft und die Neuerung der Ideen.

Für Metternich und Oesterreich wurde aber dieses Verhalten späterhin verhängnißvoll. Was die Noth der Zeiten entschuldigte, zum Theile sogar rechtfertigte, das bildete sich in ihm, weil einmal der Erfolg dafür gesprochen hatte, zu förmlichen Grundsätzen aus, und so kam es, daß er bis zu seinem schmählichen Sturze die Politik des Temporisirens, des Hinhaltens und Beschwichtigens, das Schielen nach oben und unten, nach rechts und links für den allein richtigen staatsmännischen Blick hielt. Ja, er ging in seiner Verblendung noch weiter; er verschmolz geradezu seine Persönlichkeit mit den 1813 und 1814 erreichten Erfolgen und hatte für die folgenden politischen Thatsachen keinen anderen Maßstab, als den ihrer Uebereinstimmung oder ihres Widerspruches mit „seinen Werken," wodurch er von seinem eigenen persönlichen Werthe eine übertriebene Meinung gewann.

Metternich hatte in dem europäischen Rathe einen Einfluß erhalten, wozu ihm weder sein Talent, noch sein Charakter Anspruch gaben, und wodurch er vollends eine Beute des Hochmuths wurde, als er die Beweglichkeit des Verstandes verlor und unfähig wurde, auf fremde Meinungen einzugehen. Dabei prunkte er aber stets gerne mit seinen Grundsätzen und gab sich consequent den Schein, nach allgemeinen Regeln zu handeln, obgleich bei ihm nur ein einziger leitender Gedanke zu entdecken war, nämlich die von seinem Monarchen mit ihm redlich getheilte Furcht vor jeder Störung der äußeren Staatsordnung. Dieser Mangel an bestimmten positiven Grundsätzen warf ihn in den letzten Jahren einem traurigen Fatalismus in die Arme, während in seinen

jungen und frischen Jahren ihm sein vornehmer Leichtsinn und sein ausgesprochener Gewissensmangel über alle Widersprüche hinweghalf. Er kümmerte sich nie um die gründliche und dauernde Lösung irgend einer politischen Frage; er glaubte Alles gethan zu haben, wenn er nur mit einem momentanen Auskunftsmittel bei der Hand war, kurz, Jedermann, der sich ihm unbefangen näherte, mußte in ihm den flachen Gehalt seines Charakters, das bloße Spiel mit Principien und eine aus der Ueberhebung seiner Persönlichkeit hervorgegangene, mitunter unglaubliche Beschränktheit der Auffassung erkennen. Metternich's Denkvermögen bewegte sich ausschließlich in dem Kreise der eigenen Ideen und machte ihn deshalb für den Eindruck fremder Ansichten völlig unzugänglich.

Daß Metternich trotzdem ein dauerndes Ansehen gewann und eine große Macht behielt, erklärt sich durch andere persönliche Eigenschaften. — Er fesselte die Fürsten und entwaffnete sie, wenn sie mit Mißtrauen gegen ihn erfüllt waren, durch höfische Unterwürfigkeit und die Versicherung seiner persönlichen Anhänglichkeit. Er stellte sich ihnen als Minister des conservativen Europa, also auch in ihren Diensten stehend, dar, wie auch in Wahrheit das besondere Wohl des österreichischen Staates auf seine Entschlüsse stets nur einen geringen Einfluß ausübte. — Die Diplomaten gewann er durch die leichte Form des Verkehrs und die Minister und Gesandten der deutschen Kleinstaaten, an kümmerliche Verhältnisse gewöhnt, bedientenhaft in ihren Anschauungen, entzückte er durch seine freundliche Herablassung und blendete sie durch die Entfaltung fürstlicher Verschwendung. Auf solche Weise gewann Metternich an diesen kalbhirnigen, mit Orden und anderem Flitter reich aufgeputzten Lakaienseelen unbedingte Verehrer, treugehorsame Handlanger, welche jederzeit die größte Ehre darein setzten, auf einen Wink von Wien aus in ihren Duodezländchen für Oesterreich Polizeibütteldienste zu versehen.

Metternich's politische Thätigkeit bestand fürwahr nur in einer stets wirksamen Verführungskunst, wobei er zwischen Cabinet und Boudoir nie einen Unterschied machte. Die Züge der Anmuth und in reiferen Jahren der graziösen Würde, die an seiner äußeren Erscheinung hafteten, gingen auch auf sein Wesen als Staatsmann über und bestachen das Urtheil. Zudem war Metternich's Wissen von überaus mäßigem Umfange; die Lust, zu genießen, hatte den Eifer, zu lernen, in seiner Jugend verdrängt, und deutsche Bildung war ihm beinahe ganz fremd geblieben.

Was die Machtstellung des Fürsten in Oesterreich betrifft, so hatte er seine Hauptstütze in dem vollkommenen Einverständnisse des Kaisers mit seinem Streben. — Kaiser Franz und Metternich genirten sich zudem in ihrer beiderseitigen Thätigkeit nicht; der Fürst verachtete die sogenannten Details der Regierung, während der Kaiser gerade darauf den größten Werth legte. — Metternich sah es sogar gerne, daß der Monarch in seiner ebenso unfruchtbaren, als zeitraubenden bureaukratischen Emsigkeit keine Zeit gewann, sich mit der auswärtigen Politik ernstlich zu befassen. Er gönnte dem Kaiser das Vergnügen, riesige Stöße von Bittschriften, welche zumeist reine Lappalien oder Betteleien betrafen und manches Jahr die Zahl von mehr als zwanzigtausend erreichten, Stück für Stück durchzusehen. Er wußte, daß es dem Kaiser stets lieber war, statt langweilige diplomatische Actenstücke zu studiren, Gnadengesuche Allerhöchst eigenhändig in defecter Orthographie zu erledigen und unzählige Male niederzuschreiben, daß er dem N. N. „eine Understützung von einhunterd Gulden bewüllige."

Dabei kannte aber Metternich seinen Kaiser zu gut, um dessen Empfindlichkeit und Argwohn je wachzurufen. Sowohl persönlich, als durch seine zahllosen Creaturen verwahrte er sich bei jeder Gelegenheit gegen die im Publicum herrschende ganz richtige Meinung, als ob er den Kaiser bestimme und in seinem Namen den Staat lenke, oder wie das Volk kurzweg, aber treffend sagte, daß er der Kaiser von Oesterreich sei. Metternich schilderte sich daher, sogar gegen seine Untergebenen, als das bloße Werkzeug des willensstarken, seiner Absichten wohl bewußten Herrschers, daß er daher nur ausführe, was der Kaiser befehle, und höchstens in kleinen diplomatischen Geschäften freie Hand habe.

Kaiser Franz und Fürst Metternich ergänzten sich aber auch noch in anderer Weise. Der Kaiser stützte sich auf die feierlich vor den Fürsten Europa's übernommene Verpflichtung, die „Ordnung" zu schirmen und die „unbedingte Ruhe" aufrecht zu erhalten; sein Staatskanzler dagegen verlangte, als das Alpha und Omega aller Rechte (!) und Pflichten eines guten österreichischen Unterthans, den passiven Gehorsam, um die Macht des Reiches nach außen hin ungehindert entfalten zu können. Auf diese Weise war bei Kaiser Franz der Absolutismus eine theure Herzensangelegenheit, bei dem Staatskanzler aber mehr Verstandessache. Darin kamen sie aber Beide überein, daß sie ihre persönlichen Interessen an die Stelle des Staatswohles setzten und von der Täuschung befangen waren, mit der Befriedigung ihrer Neigungen selbstverständlich auch den

Staatszweck zu erreichen. Beide hielten ferner die politische Opposition für eine gegen sie gerichtete Beleidigung, achteten den politischen Verschwörer dem Vatermörder gleich, und Beiden fehlte der klare Begriff von der Verantwortlichkeit als Verwalter des Staatsvermögens. — Metternich, dem man sonst grausamen Sinn nicht vorwerfen kann, fand dennoch den „schwersten Kerker" auf dem Spielberge einen ganz bequemen Aufenthalt für die italienischen Carbonari, und konnte durchaus nicht begreifen, warum man einen Sedlnitzki und Salvotti nicht als „Menschenfreunde" lieben wollte. — Mochten auch die Plackereien des Polizei-Regimes zuweilen selbst seine Umgebung berühren, so blieb er dennoch stets ein standhafter Vertheidiger aller schlechten Polizei-Anstalten, weil er darin die Sicherung seiner persönlichen Interessen zu finden glaubte.

So kam es, daß sein geheimer Helfershelfer, der Polizeichef Graf Sedlnitzki, sehr häufig selbst die schlimmsten Wiener Witze, wenn sie „nur" den Allerhöchsten Hof betrafen, ganz ungeahndet „durchrutschen" ließ, während unziemliche Aeußerungen gegen hohe Staatsbeamte, namentlich gegen Metternich, stets die unerbittlichste, ja grausamste Verfolgung nach sich zogen.

Namentlich war Metternich's Achilles-Ferse der — Geldpunkt. Wie bekannt, durfte der Staatskanzler für geheime Auslagen aus der Staatscasse jede ihm beliebige Summe erheben, ohne darüber Rechnung zu legen. Von dieser mit einem geregelten Staatshaushalte völlig unvereinbaren Erlaubniß machte denn Metternich auch den ausgedehntesten Gebrauch, so daß ohne den für die höhere und niedere Staatspolizei ohnehin systemisirten horrenden jährlichen Summen der Gesammtbetrag der Staatsgelder, welche der Fürst bis zum Tode des Kaiser Franz behoben hatte, ohne hierüber je die mindeste Rechenschaft zu geben, auf nicht weniger als dreizehn Millionen Gulden sich belief. Ferner hieß es allgemein, daß Metternich die frühere Religionsfondsherrschaft Pleß in Böhmen zwar gekauft, auf die Bezahlung jedoch ganz vergessen hatte. Fest steht, daß Metternich's sonst sprichwörtliche Liebenswürdigkeit in Geldangelegenheiten völlig aufhörte, und seinem Privat-Charakter die Flecken der Habsucht und des Geldschmutzes anhafteten und diesfalls solche Thatsachen vorlagen, daß in der Sitzung des österreichischen Reichstages vom 14. August 1848 der kaiserliche Finanzminister auf die Forderung: den flüchtigen Fürsten wegen veruntreuter Gelder zur Rechenschaft zu ziehen und seine Güter zu sequestriren, die Nothwendigkeit

einer strengen Untersuchung zugab. Die kurz darauf eintretende Reaction wußte natürlich eine solche Untersuchung, bei welcher gar saubere Dinge zu Tage gekommen wären, rechtzeitig niederzuschlagen.

Ein absichtlicher Betrug lag jedoch dem in Finanzsachen vornehm unwissenden Manne ganz ferne, obwohl die Thatsache, daß er die Staatsgelder auf die unverantwortlichste Weise verschleudert hat, erwiesen vorliegt. Die Eigenmächtigkeiten, die er sich in dieser Beziehung zu Schulden kommen ließ, müssen zuvörderst aus seiner allerdings irrigen, aber durch das Beispiel des Monarchen sanctionirten Anschauung erklärt werden, als ob in seiner Person Oesterreich verkörpert wäre. Dabei besaß er nicht einen einzigen Mann in seiner Umgebung, der Muth und Willen gehabt hätte, ihn auf seine Mißgriffe aufmerksam zu machen. Freilich war dies nur des Fürsten eigene Schuld, denn er duldete um sich nur abhängige, kriechende Wesen, oder, wie es einer seiner ekelhaften Schmeichler zarter nannte, nur leidende, ganz hingebende Organe. Wer ihm widersprach, auf eine eigene Meinung Anspruch machte, wurde in die weiteste Entfernung zurückgeschoben.

Zum Schlusse dieses Capitels eine verbürgte, die geschilderten Verhältnisse treffend kennzeichnende Anekdote.

Fürst Franz Dietrichstein, welcher 1809 den unerträglich gewordenen Staatsdienst aufgab, traf im Theater einen Freund und wies ihm den gegenüber sitzenden Metternich, welcher damals, erst sechs und dreißig Jahre alt, gerade Minister des Aeußern geworden war, mit den Worten: „Kein bedeutender Kopf, aber er läßt sich zu Allem brauchen." Gleich darauf sprach der Fremde in der Loge des Ministers vor, der ihn nun wieder auf den Fürsten Dietrichstein aufmerksam machte, mit der Bemerkung: „Ein sehr bedeutender Kopf, aber man hat ihn zu nichts brauchen können."

Und so wie der bedeutende Kopf Dietrichstein's, so mußten noch viele andere tüchtige Männer feiern und mit verschränkten Armen der Herrschaft der Feigen, der Schlechten und der Kleinen zusehen.

? Dann waren es aber keine tüchtigen Männer.

XVII.

Bei der Audienz.

Mehr als zwei Monate sind seit dem Duelle Dahlberg's mit Florencourt und dem Verschwinden des kleinen „Bajazzo" verstrichen.

Baron Eichberg hatte mit Freuden die Zustimmung gegeben, daß sein junger Freund und Schützling sich an den Nachforschungen betheilige, welche die Sicherheitsbehörden mit ganz ungewöhnlicher Energie nach der räuberischen Zigeunerbande in's Werk setzten. Die Spuren der Flüchtlinge führten nach Mähren, aber in dem Momente, wo man dort der so emsig verfolgten Vagabunden endlich habhaft zu werden glaubte, entwischten die schlauen und gewandten Füchse über die ungarische Grenze, wohin der Arm der Wiener Polizei nicht reichte. Die verfolgten Zigeuner genossen dort offenbar die Protection der Behörden, welche auf die amtlichen Reclamationen der österreichischen Polizei wochenlang gar keine Antwort gaben, und als endlich durch die königliche Tafel in Pest ein kategorischer Auftrag an das betreffende Comitat erging, lief von demselben, wieder erst nach Wochen, die kurze Meldung ein, daß in dortiger Gegend zwar eine aus Mähren übergetretene Zigeunerhorde vor einiger Zeit gesehen worden sei, sich inzwischen aber in irgend ein anderes Comitat begeben habe, daher man den hohen Auftrag mit Achtung ad acta lege.

Dahlberg verfolgte jedoch die einmal aufgefundene Spur auf eigene Faust, jedoch ohne wirklichen Erfolg. Er durchwanderte ganz Nordungarn der Kreuz und der Quer; er stieß dabei wohl auf fünfzig Zigeunerlager, aber in keinem derselben traf er den Knaben oder den Häuptling, der in der Nähe der Sulz dem alten Sam so übel mitgespielt hatte. Die Personsbeschreibung dieses Zigeuners war so genau, daß Dahlberg diesen Mann hätte sogleich erkennen müssen, falls er wirklich auf ihn stieß.

Die Nachforschungen unseres jungen Freundes wurden übrigens noch sehr durch den Umstand erschwert, daß alle Zigeuner, mit denen er in Berührung kam, offenbar untereinander im Einverständnisse sich befanden, den Fremden bei seinen Nachforschungen irre zu leiten, und daß selbst die reichen Geldspenden, welche Dahlberg theils baar auf-

wandte, theils versprach, durchaus nicht verfingen, um auch nur einen einzigen der doch so habgierigen braunen Bursche zum Schwatzen zu verleiten. Es lag klar zu Tage, daß die Zigeuner nach einem ihnen gewordenen Auftrage handelten, welcher einzig und allein von ihrer sogenannten „Königin" herrühren konnte. — Dahlberg gab sich nun alle Mühe, mit dieser Person, von welcher die Zigeuner nur wie von einer Gottheit sprachen, und welche sich zur Stunde in Nordungarn aufhalten sollte, zu treffen und mit ihr unmittelbar zu verhandeln. Aber auch in dieser Beziehung vermochte unser junger Freund kein Resultat zu erzielen. Die räthselhafte Beherrscherin der Zigeuner blieb für ihn unnahbar, was er um so mehr bedauerte, als er schließlich in Erfahrung brachte, daß in ihrer Gesellschaft ein Knabe sich befand, welcher, allen Merkmalen zufolge, nur der kleine Adolf sein konnte.

Ganz trostlos und niedergeschlagen stellte daher Dahlberg in seinem letzten, vom 15. Jänner 1816 datirten Briefe an Eichberg die Anfrage, was nun zu beginnen sei? Ein vertrauter Agent des Barons überbrachte ihm die Antwort. Dahlberg erschrak gewaltig, als er das Schreiben seines väterlichen Freundes gelesen. Schnurstraks eilte er nach Wien, obwohl ihm der Baron ernstlich angerathen hatte, entweder in Ungarn sich verborgen zu halten, oder in das Ausland zu gehen, ohne dabei die österreichische Grenze zu passiren.

Diese befremdende Aufforderung werden wir alsbald erklärlich finden, wenn wir ein Ereigniß kennen lernen, welches sich in Wien gerade zwei Tage früher zutrug, als Dahlberg den in Rede stehenden Brief des Barons empfing.

Herr von Schwalbach war, Dank der sorgsamen Pflege, die er in Eichberg's Hause genossen, binnen zwei Monaten so ziemlich hergestellt, und seine Rückkehr nach dem „Perlhofe" hätte ohne weiters stattfinden können, aber er verblieb in Wien. Seine liebenswürdige Gemahlin hatte sich an seinem Krankenlager, als sie am Abende nach dem Duelle Dahlberg und eine Stunde später auch dem Baron gegenüber eine Komödie voll Reue und Zerknirschung gespielt, nur drei Tage lang aufgehalten; länger diese Rolle zu spielen, schien ihr unerträglich. Sie fingirte ein Leiden und zog sich nach dem „Perlhofe" zurück. Hier empfing sie von dieser Zeit an jeden zweiten Tag Florencourt's Besuche, über deren Zweck und Resultate man wohl kaum im Zweifel schweben kann. In der That hatte die so lange zurückgehaltene Leidenschaftlichkeit der jungen Frau auf einmal alle Fesseln gesprengt, so daß

sie schließlich gar keine Sorge mehr trug, ihre Liaison mit Florencourt vor den Augen der Welt zu verbergen.

Auch ohne die geheimen Aufpasser, welche den „Perlhof" überwachten, hätte daher Baron Eichberg von dem scandalösen Treiben der Frau von Schwalbach erfahren müssen, und er hielt es für seine Pflicht, deren Gemahl hierüber klaren Wein einzuschänken.

Herr von Schwalbach vernahm die Kunde von der Schmach, die ihm seine Gemahlin anthat, ziemlich gefaßt und ruhig, denn schon lange war Emilie seinem Herzen durch ihre Herzlosigkeit und ihr herrisches Wesen völlig fremd geworden. Zudem war Frau von Schwalbach sehr häufig unzart genug gewesen, ihrem Manne fühlen zu lassen, daß sie ihn als armen Schlucker geheiratet habe und er nur von ihren Gnaden abhänge, weil sie ihm von ihrem bedeutenden Vermögen gar nichts zugeschrieben hatte.

Herr von Schwalbach raffte sich zu einem männlichen Entschlusse auf, der des Barons volle Billigung fand. Mit wenigen Zeilen erklärte er seiner Frau, daß er den „Perlhof" nie mehr mit einem Fuße betreten werde, daß er hiermit auf jeden ferneren Mitgenuß ihres Vermögens verzichte und nur die Bitte stelle, ihm seine kleine Bibliothek und seinen Schreibtisch, wie er stehe, nach Wien zu senden.

Der Baron las den Brief durch, bevor ihn Schwalbach unter Couvert gab.

„He," rief der alte Herr erstaunt, „auf Aali haben Sie ja ganz vergessen; Sie werden doch nicht dieses edle, kluge Thier in fremden Händen lassen?"

„Ich werde noch auf mehr verzichten müssen!" entgegnete Schwalbach achselzuckend und einen tiefen Seufzer ausstoßend.

„Paperlapa!" sagte der Baron und nahm die Stelle Schwalbach's am Schreibtische ein. „Den lieben Aali lasse ich nun einmal nicht durch. Ich werde Ihrer Gemahlin sogleich bekannt geben, daß ich das Pferd um jeden Preis kaufe, oder besser, ich offerire gleich tausend Ducaten, so viel ist das edle Thier — ich glaube, es zählt erst sechs Jahre — unter Brüdern werth. In meinem Stalle gibt es Platz und Futter genug für ihn. Sie können ihn dann benützen, so oft Sie wollen; das ist selbstverständlich.

Schwalbach drückte dem edlen Greise mit Wärme die Hand, erwiderte aber ziemlich niedergeschlagen:

„Der Luxus eines Reitpferdes paßt nicht mehr für mich. Ich

muß mich jetzt um irgend ein Brot umsehen, und zwar wo möglich außerhalb Wien, um nicht hier, wo ich bekannt bin, den Spott der schadenfrohen Welt auf mich zu laden. Und dann will ich schon deshalb weit von hier weg, um von dem ebenso herz- als sittenlosen Weibe nie mehr etwas zu vernehmen."

„Ich vermag nicht, Ihnen zu widersprechen," entgegnete der Baron; „ich würde Sie nur beleidigen, wenn ich Ihnen eine Unterstützung an Geld in irgend welcher Form antrüge. Aber mit meinem Rathe und meinen ausgedehnten Bekanntschaften will ich Ihnen dienstbar sein. Nun, was gedenken Sie zu thun? Sie haben ja, so viel ich weiß, bevor Sie in's Militär eintraten, die juridischen Studien mit sehr gutem Erfolge zurückgelegt und besitzen außerdem Sprach- und andere Kenntnisse."

„So ist es, Herr Baron, und auf dem „Perlhofe" habe ich, um Kummer und Kränkung zu lindern, mich mit Liebe den Musen und der Wissenschaft in die Arme geworfen. Wenn es möglich wäre, bei einer Gesandtschaft mich zu placiren, würde ich mich ganz glücklich fühlen."

„Sie sprechen ja auch türkisch und arabisch, wenn ich nicht irre?" frug Eichberg, sich an der Nase zupfend, ein Beweis, daß bei ihm eine practische Idee im Anzuge war.

„Ich könnte in beiden Sprachen eine Professur übernehmen," entgegnete Schwalbach, der nichts weniger als ein Prahler genannt werden durfte, mit Bestimmtheit.

„Nun, ich will's probiren;" sagte der Baron lächelnd und nahm eine Prise, „bei der Gesandtschaft in Konstantinopel ist eine Legationssecretärstelle schon seit einiger Zeit vacant, weil man keinen vollkommen geeigneten Orientalisten zur Verfügung hat. Wissen Sie, was ich thue? Auf der Stelle begebe ich mich in die Burg, und lasse mich zur nächsten Audienz vormerken."

„Sie, Sie wollten zum Kaiser gehen?" rief Herr von Schwalbach halb erstaunt, halb ungläubig. —

„Ganz gewiß, mein lieber Freund und Bruder!" entgegnete der Baron und klingelte seinem Hermann; „ich bin unserem Franzl schon lange eine Visite schuldig. Wie Sie vielleicht ohnehin wissen, habe ich mir während der Franzosenkriege um die Stadt Wien und das Kaiserhaus einige Verdienste erworben, die ich übrigens nur als meine Bürgerpflicht betrachte, und darum durchaus nicht hoch anschlage; da ich zudem weiß, daß ich im „schwarzen Buch" stehe, so machte ich mir auch nie eine Hoff-

nung, in den Augen des Monarchen wenigstens gerechte Würdigung meines guten Willens zu finden. Um so größer war daher mein Erstaunen, als ich im letzten Herbste auf einer Promenade im Laxenburger Parke unserem Kaiser zufällig in den Wurf kam. Ich zog mit schuldiger Ehrerbietung meinen Hut und wollte Seine Majestät auf dem schmalen Pfade an mir vorbeilassen. Aber der Kaiser blieb vor mir stehen, fixirte mich eine Weile und sagte dann in dem ihm so geläufigen Wiener Dialecte: „Sö, san Sö nit der Baron Eichberg?" Auf meine unterthänigste Bejahung fuhr der Kaiser fort, indem er mich vertraulich auf die Schulter klopfte: „No — Sö hab'n ja anno fünfe, neune und dreizehn recht Viel für meine verwundeten Soldaten gethan, recht viel, mein lieber Baron. Ich hab Ihnen auch durch die „Stell" dreimal meinen schriftlichen Dank kundgegeben, aber," setzte Seine Majestät etwas pikirt bei, „es hätt' mi g'freut, wenn's wenigstens anmal zur Audienz kumma wär'n!" — „Majestät halten zu Gnaden," erwiderte ich ganz erstaunt, „nie ist mir das unendliche Glück einer schriftlichen Allerhöchsten Anerkennung zu Theil geworden!" — „A gengen's," rief der Kaiser verwundert, „nix haben Sö kriegt? Schau, schau, da muß die „Stell" ein Haar in der Suppe g'funden hab'n und mein Antrag ist durchg'fallen. Da kann ich freilich nix mehr machen, denn die „Stell" muß immer Recht hab'n. — Aber schad't nix, mein lieber Baron; — kummen's zu mir, wann's woll'n und bitten's Ihna da a Gnad aus." — Der Kaiser klopfte nochmals auf meine Schulter und mit einem leutseligen Gruße setzte er hierauf seinen Spaziergang fort. — Nun, mein lieber Freund und Bruder, jetzt ist der Augenblick da, wo ich den Kaiser, der ein merkwürdiges Gedächtniß besitzt, an sein huldvolles Versprechen mahnen will; ich werde von ihm die vacante Stelle in Konstantinopel für Sie erbitten." —

Herr von Schwalbach wollte Form halber einige Einwendungen erheben, aber der Baron, ein Mann rascher That, war bereits zur Thüre hinaus. —

„Ach, wenn dem edlen Manne dies gelänge!" seufzte er vor sich hin, „meine heißesten Wünsche wären damit befriedigt, meine kühnsten Erwartungen übertroffen!"

Ein paar Tage später warf sich der Baron in Galla, um zur Audienz zu fahren.

Bei Kaiser Franz war es Sitte, daß alle Audienzbewerber auf einmal eingeführt und in einer langen Reihe neben einander aufgestellt wurden, wobei nicht Rang und Absicht des Vorgelassenen, sondern ein-

zig und allein die chronologische Folge der Vormerkung maßgebend war. Auf diese Weise kam es, daß oft ein Fürst neben einem Taglöhner, ein General neben einem Bauer, ein Bischof neben einem Juden, eine hocharistokratische Dame neben einer Amtsdienerswitwe zu stehen kam. Dieses eigentlich echt demokratische Arrangement sollte aber nach dem Sinne des Kaisers nicht etwa die Gleichheit vor dem Gesetze symbolisch darstellen, sondern nur bedeuten, daß vor der Person des Kaisers jeder andere Mensch eine Null sei, daß hier nichts gelte, als der Wille des Monarchen, vor dem sich jeder Unterthan in gleicher Demuth zu beugen habe, gleichviel, ob er die höchste oder die niedrigste Stufe der bürgerlichen Gesellschaft einnehme. —

Diese Art der Audienzertheilung besaß übrigens das Hochpeinliche, vor einer Menge unberufener Zeugen sein Anliegen vorbringen, und die allfälligen Fragen, welche der Kaiser oft in fast inquisitorischer Weise zu stellen beliebte, vor Aller Ohren beantworten zu müssen. War der Monarch nicht gerade gut aufgelegt, so setzte es auch gleich manchen derben Trumpf, der den zitternden Bittsteller schier außer Fassung, oder, wie es natürlich bei Damen stets geschah, sogar zu Thränen brachte. In diesem Falle stand es aber so ziemlich gut um das Anliegen, denn der Kaiser, dem das etwa barsch gesprochene Wort sogleich Leid that, signirte dann unwillkürlich das eigenhändig übernommene Gesuch, das heißt, er machte ein „Eselsohr“ in die Bittschrift, welche, mit diesem Zeichen versehen, alle Instanzen durchlaufen mußte, während alle anderen Gesuche simplicirter ad acta wanderten, oder ohne weitere Erhebungen abweislich beschieden wurden. —

Uebrigens mußte Jedermann, der den Kaiser nicht im vorhinein gegen sich einnehmen wollte, seinen starren kalten Blick zu ertragen wissen, ohne das Auge niederzuschlagen, und eben so wenig durfte man scheu zurückweichen, wenn der Kaiser, sobald er sich in ein Gespräch einließ, dem Bittsteller immer näher auf den Leib rückte, bis man endlich sogar den Hauch seines Athems im Gesichte verspürte. — Außerdem besaß Kaiser Franz noch zwei Eigenheiten, welche zu berücksichtigen die Klugheit erforderte. Er liebte außerordentlich die rehbraune Farbe und wer ein Kleid von dieser Farbe trug, ob Mann ob Frau, konnte sicher sein, daß des Kaisers Blick mit Wohlgefallen auf ihm ruhte und eine eingehende Besprechung der gestellten Bitte erfolgte. Zweitens hatte Kaiser Franz es sehr gerne, wenn Mütter ihre Kinder zur Audienz mitbrachten. Ehe eine halbe Minute verging, wühlte der Kaiser in den kleinen Locken-

köpfen, und schließlich ließ er sich dann zumeist auch mit seinen jungen Unterthanen in ein Gespräch ein; je naiver die Antwort lautete, die er auf seine mitunter etwas barocken Fragen erhielt, um so wohlgefälliger blickte er darein; gewöhnlich pätschelte er vor der huldvollen Entlassung leicht die Wangen der Kinder, mit der Phrase schließend, daß man den „Buben“ oder das „Madl“ nur bringen möge, wenn sie einmal groß sind, und von ihrem Kaiser etwas brauchen werden.

Baron Eichberg kam so ziemlich inmitten der langen, an dreißig Köpfe zählenden Reihe zwischen einem alten Invaliden, der um eine Erhöhung seines Patentalgehaltes bat und einer Officierswitwe, welche eine kostenfreie Unterbringung ihres Sohnes in die Neustädter Militär-Akademie bat, zu stehen. —

Kaum hatte der Kaiser nach seinem Eintritte in den Audienzsaal den Baron erblickt, als er sichtlich erfreut und höchst leutseligen Tones ihm zurief: „Ah! san Sö auch einmal da — Sö — stellen's Ihnen ganz unten an.“

Dabei deutete der Kaiser auf die linke Flanke der Bittsteller. Der Befehl, welcher dem Baron zu Theil geworden, enthielt einen großen Beweis der Huld des Monarchen. Da der Kaiser, von ihm aus gerechnet, stets links anfing, die Bittschriften einzusammeln, so war also Eichberg der letzte, an den die Reihe kam, das heißt: der Kaiser wollte unter vier Augen mit ihm sprechen. —

Ueber eine Stunde verging, bevor der Saal von allen anderen Bittstellern geleert war.

„Also, mein lieber Baron,“ begann nun der Kaiser freundlich, „was woll'n denn Sö?“

„Euere Majestät,“ erwiderte der edle Greis mit einer tiefen Verbeugung, „Eure Majestät haben im letzten Herbste im Laxenburger Parke geruht, mir allergnädigst zu gestatten, daß —“

„Aha,“ unterbrach der Kaiser Franz den Baron und nahm demselben ohne weiteres die Schrift ab, welche Eichberg in der rechten Hand hielt. „Sö dürfen sich eine Gnad' ausbitten, hab' ich Ihnen zugesagt und Sö san jetzt deswegen da; schön, schön, mein lieber Eichberg. Soll mich recht freuen, wenn's möglich is.“

Nach diesen Worten durchlas der Kaiser sogleich und mit gewohnter Aufmerksamkeit Schwalbach's vom Baron mitunterzeichnete Bittschrift um Verleihung des vorerwähnten vacanten Postens bei der kaiserlich-österreichischen Gesandtschaft in Konstantinopel.

„Ah Sapperlot," sagte der Kaiser unwillkürlich erstaunt, als er auch die dem Gesuche beigelegenen glänzenden Zeugnisse des Bewerbers durchgesehen, „der Mensch is ja eiu kleiner Mezzofante; deutsch, französisch, italienisch, englisch, lateinisch, türkisch, arabisch, persisch, ungarisch und walachisch spricht er — nun, so einen Mann kann ich schon brauchen, wenn auch seine „Gesinnung" gut is, denn auf die Gesinnung kommt bei mir Alles an."

„Euere Majestät," betheuerte der Baron mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit; „ich bürge für Herrn von Schwalbach's Ehrenhaftigkeit und seine unbedingte Anhänglichkeit an das Allerhöchste Kaiserhaus."

Der Kaiser blickte den Baron etwas nach der Seite an und sagte ziemlich trocken:

„Ich verlange nur, daß er mir, seinem Kaiser, unbedingt ergeben ist."

Der Monarch hatte sich einen Augenblick von seinem unbezähmbaren, und durch seine Umgebung stets mit höllischer Hinterlist frisch genährtem Mißtrauen gegen seine Brüder Carl und Johann hinreißen lassen. — Der Kaiser ließ jedoch schnell die Wolke des Unmuthes, von der seine Stirne verdüstert worden war, vorüberziehen nnd sagte wieder wohlwollenden Tones:

„Ich hab' Ihnen was versprochen und ich will's auch halten, vorausgesetzt, daß die „Stell'" nicht dagegen einen triftigen Einwand erhebt, denn gegen die „Stell'" könnte ich in einem solchen Falle nix ausrichten. Aber seh'n will ich den jungen Mann jedenfalls — schicken's Sö mir ihn also zur nächsten Audienz."

„Euere Majestät," erwiderte der Baron hocherfreut, „ich muß mich der Kühnheit beschuldigen, diesen Wunsch meines allergnädigsten Kaisers bereits geahnt zu haben. Adolf von Schwalbach harret auf dem Gange meiner Rückkehr."

Der Kaiser ertheilte dem anwesenden Cabinetssecretär einen Wink. Als der Hofbeamte sich entfernt hatte, stellte sich der Monarch mit auf den Rücken gekreuzten Armen knapp vor Eichberg hin und sagte ernst:

„Baron, auch Sö wären ein Mann, den ich gut brauchen könnt', aber, aber — —"

„Ich weiß," entgegnete Eichberg ganz unbefangen und den Blick des Kaisers mit Festigkeit aushaltend, „ich weiß, daß es der Polizei schon vor mehr als zwanzig Jahren beliebt hat, mich in das „schwarze Buch" einzutragen."

„Die Polizei,“ sagte der Kaiser rasch im Tone der innersten Ueberzeugung, „muß einen Grund dazu gehabt haben, denn meine Polizei irrt nie.“

„Majestät,“ antwortete Eichberg lebhaft, „ich würde keinen Augenblick zögern, die Motive, welche zu meiner Anschwärzung vorgebracht wurden, von einer unparteiischen Commission mit aller Schärfe prüfen zu lassen, um jeder Beschuldigung mannhaft entgegen zu treten.“

„Das geht nicht,“ replicirte der Kaiser achselzuckend, „keiner meiner Unterthanen hat ein Recht, meine Behörden zu bekritteln; die „Stell'“ muß immer Recht haben; Alles geht seinen vorgeschriebenen Weg, und gegen die letzte „Stell'“ da gibts dann nix mehr; selbst ich kann und und will dann nix weiter thun. Das Ansehen des Staates würde darunter leiden. — „Doch, mein lieber Baron,“ setzte der Kaiser gütig bei, „Sö steh'n zwar im „schwarzen Buch,“ weil Sö in den neunziger Jahren mit den „Jakobinern“ Ihr Techtelmechtl gehabt hab'n, obwohl Sö bei der Untersuchung ganz durchgerutscht san. — Man hat Ihnen nix nachsagen können, das ist richtig, aber Sö war'n einmal der intime Freund zu einem gehenkten „Rebeller“ und da hab'n Sö in's „schwarze Buch“ hinein müssen, der Graf Sauran hat's halt nit anders gethan! Doch — lassen wir die „wilde G'schicht“ geh'n. — Sö hab'n seither viele, viele Opfer für mich gebracht, und meine Polizei, die Alles weiß, weiß auch, daß Sö unter der Hand mehr als die Hälfte Ihrer Einnahmen heimlich den Armen zustecken. Das ist schön, sehr schön; schaun's — ich hab' halt auch immer a Freud, wenn ich auf ein Gesuch schreib'n kann, so und so viel bewülligt.“

Diese letzteren Worte kamen dem Kaiser wirklich aus vollem Herzen, das von Natur aus keineswegs hart oder gar grausam war. — Selbst in Fällen, wo ihm ein solcher Vorwurf mit Recht gemacht werden durfte, wie z. B. in seiner unbarmherzigen Verfolgung der „Freiheitsmänner,“ handelte er nie aus Lust, zu strafen, sondern vielmehr nur von dem Wahne geleitet, daß er damit eine unerläßliche Regentenpflicht erfülle, und daß diese seine Pflicht darin gipfle, den starrsten Absolutismus als das einzig mögliche Heil seiner Völker, als die Grundbedingung der Existenz aller Throne, um jeden Preis aufrecht zu erhalten.

Der Baron, welchem diese Wendung des Gespräches peinlich zu werden begann, war sehr froh, daß der Cabinetssecretär endlich seinen jungen Schützling einführte.

Die männlich-schöne Erscheinung Schwalbach's, dessen sicheres,

aber doch durch und durch ehrfurchtsvolles Auftreten machte auf Kaiser Franz einen sehr guten Eindruck.

Der Monarch, der ein ziemlich fester Lateiner war, redete Schwalbach in der Sprache Cicero's an.

Die correcte und treffende Antwort, welche der junge Mann mit großer Geistesgegenwart durch ein Citat Ovid's gab, gefiel dem Kaiser, der ihm nun auch in französischer und englischer Sprache auf den Zahn fühlte und, schließlich sehr zufrieden gestellt, huldvoll mit dem Kopfe nickte.

„Na," sagte der Kaiser, den Candidaten vom Kopfe bis zum Fuße musternd, „ich hoffe, daß Sö in Allem so fest „beschlagen" sind. — Wir werd'n schon mach'n!"

Mit dieser bei Kaiser Franz stereotypen Phrase und einem abermaligen gnädigen Kopfnicken hatte die Audienz ein Ende.

Als der Monarch sodann allein war, wandte er sich zum Cabinetssecretär, der in der Nähe des Fensters auf einem Schreibtische die heute überreichten Bittgesuche ordnete, von denen nur jenes des Baron Eichberg noch fehlte, weil der Kaiser dasselbe noch immer in der Hand hielt.

„Da d'rauf," sagte der Monarch, die Schrift auf den Tisch niederlegend, „da d'rauf wird gar nix geschrieben, aber sogleich tragen Sö's selber hinüber zum Metternich. Ich lass' ihm sagen, daß ich binnen drei Tagen das Anstellungsdecret zur Unterschrift hab'n möcht!"

XVIII.

Contremine.

Der Befehl des Kaisers: „Die Bittschrift des Herrn Adolf von Schwalbach zum Metternich zu tragen," war nur im figürlichen Sinne zu nehmen, denn sowie der Monarch sich selbst mit dem Staate identificirte, so verstand er auch unter dem Fürsten das gesammte Dicasterium des Aeußern, des Hofes und des kaiserlichen Hauses, vom ersten Kanzler abwärts bis zum Portier auf dem Ballplatze.

Der Cabinetssecretär wußte daher auch ganz wohl, was er zu thun habe. Er überbrachte das Schriftstück, in welches der Kaiser, seiner

unverbrüchlichen Gewohnheit gemäß, ein „Eselsohr" gebogen, dem Herrn von Ostenried auf dessen Bureau und erstattete bei dieser Gelegenheit einen umständlichen Bericht über alle wichtigen Momente der heutigen Audienz, namentlich über Alles, was zwischen dem Kaiser und Baron Eichberg gesprochen wurde. Diese Meldungen gehörten zu den Nebenpflichten des Cabinetssecretärs, der, wie alle Hofbediensteten, welche mit der Person des Kaisers oder der Erzherzoge in unmittelbare Berührung kamen, eine sogenannte „Zulage" aus den geheimen Fonds der Staatskanzlei bezog, so daß der Fürst selbst von den kleinsten Vorgängen in der kaiserlichen Familie und am Hofe stets wohl unterrichtet war und der Kaiser natürlich, ohne es zu ahnen, unter der Beobachtung seines Ministers stand.

Der Staatsrath verzog seine Lippen zu einem höhnischen Lächeln, als er von dem ganz ungewöhnlichen Wohlwollen vernahm, womit der Monarch den Baron und dessen Schützling ausgezeichnet hatte.

Als der Cabinetssecretär sich wieder entfernt hatte, begab sich Ostenried zum Fürsten Metternich, bei welchem er zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht ohne alle Anmeldung eintreten durfte.

Metternich bemerkte seinen Vertrauten und Günstling in dem Spiegel, in welchem der kokette Fürst soeben seine Toilette mit scharfem Kennerblicke musterte, denn er stand im Begriffe, einer Tänzerin aus dem Kärntnerthortheater, welche gestern Abends sein Interesse in besonderem Grade erregt hatte, eine Visite abzustatten. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Fürst damals, nämlich 1816, noch ein junger Mann war, nämlich erst dreiundvierzig Jahre zählte.

Der Staatsrath erstattete seinen Rapport in jener bündigen, nahezu aphoristischen Weise, welche Metternich bei solchen Gelegenheiten sehr liebte.

„Nun, und was weiter?" warf Metternich, anscheinend ganz gleichgiltig, hin; aber den scharfen Augen Ostenried's entging es nicht, daß der Fürst unwillig die Lippen kniff, als er den Befehl des Kaisers vernahm, dem Schützlinge des Baron Eichberg die erbetene Anstellung zu gewähren und noch dazu innerhalb eines peremtorischen Termins.

„Dieser Fall, Durchlaucht," bemerkte der Staatsrath in jenem submissen Tone, den auch Metternichs größte Günstlinge nie außer Acht lassen durften, ohne allsogleich in Ungnade zu fallen, „dieser Fall, Durchlaucht, ist ein ganz ungewöhnlicher! Noch nie haben Seine Majestät

über Anstellungen auf derart directe Weise disponirt, und ich müßte es sehr bedauerlich finden, natürlich nur im Interesse des Kaisers selbst, wenn ein solcher Usus sich einbürgern sollte. Die Autorität der Behörde würde zweifelsohne darunter empfindlich leiden und das Cabinet unseres Monarchen befände sich damit auf dem kürzesten Wege, den bisher allein maßgebenden Einfluß der einzelnen Hofstellen, vielleicht sogar auch dieses Ministeriums, völlig brach zu legen."

„Und wissen Sie ein Gegenmittel?" frug der Fürst kurz. „Es wäre in der That fatal, wenn Leute, wie Baron Eichberg, beim Kaiser öfter Zutritt fänden."

„Ein vortreffliches Gegenmittel," erwiderte der Staatsrath mit satanischem Lächeln. „Seine Majestät soll gründlich von der Lust geheilt werden, je wieder auf eigene Faust zu regieren und Anstellungen zu verleihen. Doch ich sehe, daß Euer Durchlaucht anders über Ihre kostbare Zeit verfügt haben; ich werde so frei sein, heute Abends nochmals vorzusprechen."

„Also gut, nach dem Theater erwarte ich Sie," sagte Metternich sehr pressirt und entfernte sich so rasch, als es nur die Grazie der Bewegung gestattete, die er stets beobachtete und deren er in der That in hohem Grade mächtig war.

Während der Fürst nach der Jägerzeile fuhr, um Signora Carcagna mit seiner Visite zu beehren, bestieg Herr von Ostenried eine Fiakerkutsche und eilte nach dem „Perlhofe," wo er aus Frau von Schwalbach's Händen eine Cassette in Empfang nahm, welche am folgenden Morgen in der von ihm beabsichtigten „Contremine" eine große Rolle spielen sollte.

Mit der bestimmten Versicherung, daß jetzt Alles sehr gut stehe, verließ der Staatsrath den „Perlhof," woselbst sein Aufenthalt kaum eine Viertelstunde gedauert hatte.

Frau von Schwalbach nöthigte ihren Bundesgenossen durchaus nicht zum Bleiben, denn in ihrem Boudoir befand sich Graf Florencourt, welcher, nebenbei gesagt, der hübschen, aber allzu verlangenden jungen Frau bereits in einem Grade überdrüssig zu werden begann, daß er schon seit etwa vierzehn Tagen nur auf eine schickliche Gelegenheit wartete, um diese aufreibende Liaison plötzlich abzubrechen.

Der Staatsrath nahm sich heute keine Zeit, um zu Hause zu speisen. Er befahl dem Kutscher, so rasch als nur möglich direct nach dem Ballplatze zu fahren. Er hoffte, wenn er sich sehr sputete, den

Fürsten noch vor dessen Diner sprechen zu können. Wenige Minuten vor fünf Uhr Nachmittags hielt der Fiaker seine halbtodt gehetzten Thiere vor dem Gebäude des Staatskanzlers an. Der Kutscher hatte sich die versprochenen zwanzig Gulden redlich verdient.

Elastischen Trittes hüpfte Ostenried, das von Frau von Schwalbach empfangene Kästchen unter dem Arme, die Treppe hinan, als er vom Portier vernommen, daß Seine Durchlaucht vor fünf Minuten nach Hause zurückgekehrt sei.

Der Staatsrath lenkte seine Schritte ohne Bedenken nach dem Ankleidezimmer des Fürsten, wo er jetzt seinen Herrn und Gebieter ganz zuverlässig mit dem Wechseln der Toilette beschäftigt finden konnte.

Metternich war soeben damit beschäftigt, die schwarze Salonkleidung, in welcher er Signora Carcagna einen Besuch abgestattet, mit einem Fracke von blauem Tuch und Beinkleidern, sowie Gilet von dunkelbraunem Stoffe zu vertauschen.

Der Fürst erwiderte Ostenried's tiefdemüthigen Gruß mit einem leichten Nicken des Kopfes und sagte kurz:

„Sie machen ja die Sache außerordentlich pressant," und dann auf das Kästchen deutend, welches der Staatsrath unter dem Arme trug, setzte er nicht ohne Anflug von Neugierde bei: „Haben Sie diese Cassette von Frau von Schwalbach bekommen?"

„Zu dienen, Durchlaucht, es ist dasselbe Kästchen, dessen ich schon vor ein paar Wochen zu erwähnen die Ehre hatte. Der Inhalt, welchen ich während der Fahrt eingesehen, übertrifft weit die kühnsten Erwartungen, welche man betreffs dieses „Gefälligkeitsdienstes" der Frau von Schwalbach hegen durfte."

Metternich winkte seinem Kammerdiener, sich zu entfernen.

„Lassen Sie sehen," sagte der Fürst lebhaft, „Sie reizen meine Wißbegierde."

Der Staatsrath beeilte sich, das Kästchen auf einen Tisch in der Nähe des Fensters zu stellen und es aufzuschließen. — Metternich musterte aufmerksam, und zwar wohl über eine Viertelstunde lang, den Inhalt, der aus mehreren wohl assortirten Päckchen Briefe und einem Portefeuille bestand.

Endlich legte er wieder Alles in die Cassette zurück, und den Staatsrath mit außerordentlich gnädigem Blicke betrachtend, sprach er:

„Mein lieber Ostenried — Ihre heutige Negociation ist ein Meisterstreich. Wir werden es dem Kaiser gründlich verleiden, in Hin-

kunft Jemanden directe zu protegiren. — Ich bin nur noch nicht im Klaren darüber, auf welche Weise Seiner Majestät die beabsichtigte kleine Lection wohl am passendsten, aber zugleich auch am nachhaltigsten zu ertheilen wäre."

„Durchlaucht!" entgegnete der Staatsrath ebenso geschmeidig als unterwürfig, „Durchlaucht sind viel zu sehr mit großartigen, ganz Europa umfassenden Entwürfen und Plänen beschäftigt, um, ohne eine Sünde an Hochdero erhabenen Mission zu begehen, einer solchen am Ende doch nur localen und persönlichen Angelegenheit, wie die des Herrn von Schwalbach, auch nur eine Minute über Gebühr widmen zu dürfen. Ich habe mich deshalb der Anmaßung schuldig gemacht, in dieser Affaire die Intentionen Euer Durchlaucht errathen zu wollen!"

„Ich höre!" antwortete Metternich gnädigen Tones und in seiner beliebten Manier die Arme über die Brust kreuzend, beobachtete er starren Blickes den Staatsrath, welcher mit sehr leiser Stimme und geheimnißvollem Wesen einige Minuten lang seine Ansichten darlegte.

„Mein lieber Ostenried," sagte hierauf der Fürst, sich zum Gehen anschickend, „ich gebe Ihnen plein pouvoir. Ich sehe nur eine Schwierigkeit in Ihrem Plane, nämlich ob es gelingen wird, den Kaiser zu bewegen, sich hierher zu begeben."

„Noch mehr!" rief Ostenried im Tone der Ueberzeugung, „ich werde es zu arrangiren wissen, daß der Kaiser hierher kommt, in der Absicht, auch Sie, Durchlaucht, zu behorchen. Eine dritte geschickte Hand wird uns dabei, ohne es zu ahnen, in die Hände arbeiten."

„Eh bien!" erwiderte Metternich, nach der Thüre schreitend, „Sie haben plein pouvoir, tragen aber auch dafür die volle Verantwortlichkeit. Gelingt der Coup, dann will ich Sie mit dem Stephansorden belohnen. Sie wissen, wie sparsam der Kaiser gegen Inländer mit dieser Auszeichnung zu sein pflegt."

Ostenried war nahe daran, vor Freude einen Luftsprung zu machen. Eine Ehre, an die er gar nicht zu denken gewagt hätte, sollte ihm zu Theil werden, denn unter Kaiser Franz und selbst auch noch unter Kaiser Ferdinand kamen Ordensverleihungen en masse, wie in späterer Epoche, niemals vor, und unter den Betheilten befanden sich immer wenigstens doppelt so viele Ausländer als Inländer. Namentlich war der Stephansorden eine Decoration, welche Kaiser Franz nur ganz ausnahmsweise verlieh.

Der Staatsrath eilte in sein ein Stockwerk höher gelegenes Arbeitscabinet, um dem Baron Eichberg in höchst verbindlichen Ausdrücken mitzutheilen, daß Seine Durchlaucht, der Herr Staatskanzler, für morgen Punkt zwölf Uhr Mittags Herrn Adolf von Schwalbach zur Audienz lade. —

Als dieses Billet expedirt war, verfügte sich Ostenried nach der Hofburg. — Erst gegen sieben Uhr Abends kehrte der Ueberthätige an den häuslichen Herd zurück, wo ihm aber nicht die erhoffte Ruhe und Erquickung wurde, denn Madame Brevet behelligte ihn gleich beim Eintritt mit der Nachricht, daß so eben zwischen ihr und Mademoiselle Hermine wieder eine heftige Scene stattgefunden habe. Der Staatsrath zog sich daher sehr mürrisch in sein Cabinet zurück, wo er sich sein Mittagsessen serviren ließ. —

Am folgenden Tage wurde Adolf von Schwalbach mit dem Schlage der zwölften Mittagsstunde in den Salon eingeführt, wo Fürst Metternich officiell zu empfangen pflegte. —

Der Staatskanzler stand in der Nähe des Kamines, in welchem ein helles Feuer lustig loderte. — Er schien im „österreichischen Beobachter" zu lesen, der bekanntlich in der Hof- und Staatskanzlei selbst redigirt wurde, und in welchem die berüchtigten Herren Hurter, Jarke und Pilat ihre journalistischen Producte deponirten.

Metternich legte sehr bedächtig und fast zögernd das für den geheimen Fonds äußerst kostbare Blatt zur Seite, fixirte aber scharf im Spiegel, der über dem Kamine sich befand, das Exterieur und die Haltung Schwalbach's. —

„Eine chevalereske Erscheinung," murmelte er leise vor sich, „schade um ihn, aber es muß sein. Ich kann ihn nicht schonen. Es gilt, ein Princip zu wahren." —

Der Fürst schritt nun langsam auf Herrn von Schwalbach zu und fixirte den jungen Mann mit seinen Blicken fast durchbohrend. Währenddessen trat Ostenried ein und postirte sich in der Nähe eines Tischchens, auf welchem ein weißes Bündel lag. Gleichzeitig wurde die Thüre eines Seitengemaches ganz geräuschlos ein wenig geöffnet. — Metternich, welcher, gleich Ostenried, dieser Thüre den Rücken zukehrte, schien endlich den Schützling Seiner Majestät sattsam gemustert zu haben, und er begann mit kalter, schneidender Stimme:

„Unser allergnädigste Herr und Kaiser hat sich huldvoll bewogen gefunden, Ihre Verwendung bei unserer Gesandtschaft in Konstantinopel

anzuordnen. Es ist selbstverständlich, daß ich, der nur vorhanden bin, um die Befehle des Monarchen zu vollziehen, mich beeilte, den Willen meines Kaisers sofort ins Werk zu setzen. Deßhalb wurden Sie noch gestern Abends für heute vorgerufen. Gleichzeitig erheischte es aber meine Pflicht, jene Informationen einzuholen, welche eine für solche Fälle allgemein giltige Ordre Seiner Majestät vorschreibt. Ich wendete mich daher gleichfalls noch gestern an die Polizei-Behörde, deren Bericht aber derart lautet, daß ich zu meinem größten, ja schmerzlichsten Bedauern hiermit offen erklären muß, unser allergnädigster Herr und Kaiser sei in seiner unendlichen, leider oft nur allzu großen Herzensgüte auf eine schmähliche, ja empörende Weise hintergangen worden, denn Sie, Herr Adolf von Schwalbach, sind ein nichtswürdiger Verräther, der, statt einer Anstellung, den Spielberg verdient hat."

„Durchlaucht!" rief Schwalbach wie aus den Wolken gefallen; „Durchlaucht, diese furchtbare Beschuldigung muß bewiesen werden."

„Vor wenigen Minuten sind mir die Beweise überbracht worden," entgegnete der Fürst trocken mit gerunzelter Stirne; dabei Ostenried ein Zeichen gebend.

Der Staatsrath öffnete den erwähnten weißen Pack. Ein Meister-Schurzfell, ein Hammer, ein Zirkel, ein Winkelmaß und eine goldene Freimaurerkelle wurden sichtbar.

„Und da wollen Sie noch länger läugnen?" sagte Metternich, auf diese Gegenstände deutend, mit höhnischer Stimme.

Herr von Schwalbach wich entsetzt einen Schritt zurück. Es waren seine Freimaurer-Insignien, die er in seinem Schreibtische auf dem „Perlhofe" so gut unter Schloß und Riegel glaubte. Seine Bestürzung erreichte aber den höchsten Grad, als Ostenried nun auch einige Päckchen Briefe aus der Tasche zog, welche Schwalbach an der Enveloppe als seine Correspondenz mit Landsleuten in Tirol erkannte.

Kein Zweifel! Irgend eine niederträchtige Verrätherei war im Spiele, aber wer mochte sich derselben schuldig gemacht haben? Seine Gemahlin darob im Verdachte zu halten, fiel ihm nicht bei, denn er hielt Emilie noch immer für viel besser, als es der Wirklichkeit entsprach. Der arme junge Mann gelangte daher zu dem Fehlschlusse, daß der Secretär während des Transportes vom „Perlhofe" nach Wien durch irgend einen Polizeikniff in unrechte Hände gerathen sei.

IV.

A. Storch, Katakomben von Wien.



„Und da wollen Sie noch länger läugnen?“ sagte Metternich.

Zu dieser Annahme wurde er besonders dadurch verleitet, daß der Stallknecht, welcher den Hengst Aali vom „Perlhofe" nach Baron Eichberg's Hause überbrachte, die Meldung erstattet hatte, daß der Schreibtisch und die Effecten des gnädigen Herrn schon seit ein paar Tagen auf einen sogenannten Leiterwagen gepackt seien, die sofortige Ueberführung in die Stadt aber wegen Erkrankung eines der schweren Zugpferde unterbleiben müßte.

„Sind Ihnen diese Briefe bekannt?" begann endlich Metternich von Neuem, nachdem er sich an der maßlosen Verwirrung seines Opfers sattsam geweidet.

Der Staatsrath breitete die Briefe wie ein Spiel Karten in einer gewissen Reihenfolge auf dem Tische aus.

„Ja!" hauchte Herr von Schwalbach; denn leugnen wäre Thorheit gewesen, weil auf jedem dieser Briefe seine genaue Adresse stand und auch aus dem Inhalte der meisten sich ergab, daß sie an ihn und nicht an eine andere Person gerichtet seien.

„Sie werden begreifen," fuhr der Fürst gelassen fort, „wie sehr der Umstand Sie belastet, daß diese sämmtlichen Briefe nicht durch die kaiserliche Post an Sie gelangten, sondern auf verbotenen Wegen, nämlich durch Mittelspersonen, deren nähere Bekanntschaft zu machen der Polizei wohl gelingen dürfte. Ich habe in diese Briefe bisher zwar nur flüchtig Einsicht genommen, aber aus denselben dennoch hinreichend ersehen, daß die ganze Correspondenz von Malcontenten herrührt, welche — (die Stimme des Sprechers wurde jetzt auffallend laut) — sich mit hochverrätherischen Plänen tragen, die, man höre und staune, sich vermessen, die geheiligte Person unseres allergnädigsten Kaisers einer herben Kritik zu unterziehen. Noch mehr, man wagt es, in Betreff eines andern Mitgliedes des Allerhöchsten Hauses sich in Vergleichungen zu ergehen, welche eine förmliche Majestätsbeleidigung des regierenden Monarchen enthalten und strenge bestraft werden müssen. — Und für einen solchen Menschen, wie Sie, wagte ein Baron Eichberg die Gnade des Monarchen anzurufen! Wissen Sie außerdem, in welch' furchtbar peinliche Lage Sie mich versetzen? Se. Majestät der Kaiser hat befohlen, Allerhöchstdemselben binnen drei Tagen Ihr Anstellungsdecret zur Unterzeichnung vorzulegen. Gewohnt, stets auf das Schnellste zu gehorchen, wollte ich schon heute den an mich ergangenen Befehl in Vollzug gesetzt wissen. Was soll ich aber nun beginnen? Darf ich es wagen, vor meinem Monarchen hinzutreten und zu sagen: Herr, Du hast Dich geirrt! — Es ist

eine sehr abscheuliche Geschichte, in welche ich durch Sie, Herr von Schwalbach, gerieth, und ich sehe in diesem Augenblicke noch keinen Ausweg vor mir, wie ich meinem geliebten Kaiser das ebenso beschämende, als tief kränkende Bewußtsein zu ersparen vermag, seine Huld einem Unwürdigen zugewendet zu haben."

Mit gekrümmten Rücken trat jetzt Herr von Ostenried einen Schritt näher und sagte höchst submissen Tones zum Fürsten gewendet

„Herr von Schwalbach wäre im Stande, dieses Dilemma zu beseitigen. Euere Durchlaucht hätte vielleicht die Gnade, seiner Strafbarkeit es als einen sehr mildernden Umstand anzurechnen, wenn er sich bereit zeigen würde, auf die ihm von Sr. Majestät zugesagte Stelle schriftlich zu verzichten. Diesen Verzicht könnte man dem Kaiser unterbreiten, welcher diese Angelegenheit dann für völlig erledigt halten dürfte."

„Es fragt sich, ob Herr von Schwalbach geneigt ist, diesen Verzicht förmlich auszustellen," bemerkte der Fürst trocken.

Der unglückliche, junge Mann, welcher in seiner fatalen Lage nur gewinnen, aber nichts verlieren konnte, wenn er Metternich für sich günstig stimmte, gab mit tonloser Stimme seine Bereitwilligkeit kund, auf den Vorschlag des Staatsrathes einzugehen.

Ostenried, kaum im Stande, ein schadenfrohes Lächeln zu bemeistern, nahm Herrn von Schwalbach bei der Hand und führte sein am ganzen Leibe zitterndes Opfer zu einem Schreibtische. Herr von Schwalbach warf folgende Worte auf das Papier hin:

„Sr. Excellenz Herrn Staatsrath von Ostenried. Auf dero gnädige Einladung, mich Sr. Durchlaucht dem Fürsten Metternich vorzustellen, erlaube ich mir, zu meinem tiefsten Bedauern erwidern zu müssen, daß triftige Gründe, welche mit meinen Familienverhältnissen im Zusammenhange stehen und deren nähere Darlegung mir gütigst erspart bleiben möge, mich bestimmen, auf die mir von Sr. Majestät dem Kaiser huldvollst zugesicherte Anstellung in aller Demuth und Ehrfurcht zu verzichten. Es zeichnet sich u. s. w."

Als der Staatsrath diesen förmlichen und unwiderruflichen Verzicht in seine Verwahrung genommen hatte, erhob sich Herr von Schwalbach ganz vernichtet vom Stuhle, in peinlicher Unruhe darüber, was nun mit ihm geschehen werde.

Sein Athem stockte, als er den Fürsten Metternich, an dessen Gnade er zu appelliren gedachte, in dem Salon nicht mehr sah, und

an jener Stelle, welche der Staatskanzler eingenommen hatte, ein Mann stand, welcher soeben beschäftigt war, über die confiscirten Briefpackete und die Freimaurer-Insignien ein Verzeichniß aufzunehmen.

„Sie werden dem Herrn Polizei-Commissär zu folgen haben," bemerkte der Staatsrath kurz, indem er Miene machte, den Saal zu verlassen.

„Wie? Ich bin arretirt?!" preßte der junge Mann aus zugeschnürter Kehle.

„Ja wohl!" entgegnete phlegmatisch der Beamte, eben damit beschäftigt, die übernommenen „hochverrätherischen" Gegenstände in ein Bündel zu verwahren.

„Ist's gefällig?" fuhr der Polizei-Commissär einen Augenblick später fort, dabei auf die Thüre weisend, welche halb geöffnet stand und von zwei sogenannten „Vertrauten" bewacht war.

Jeder Widerstand oder auch nur die mindeste Weigerung wäre Thorheit gewesen. Willenlos wie ein Lamm, das man zur Schlachtbank führt, folgte daher Herr von Schwalbach dem Commissär nach, natürlich scharf beobachtet von den beiden Officianten, welche dicht hinter ihm einherschritten.

Mechanisch stieg er in den viersitzigen Wagen, welcher unter der Einfahrt harrte und schnurgerade nach dem Polizeihause in der Sterngasse fuhr. — Hier wurde dem Gefangenen ein kleines Zimmer angewiesen, welches er, abgeschnitten von jedem Verkehre mit der Außenwelt, ganz allein bis auf „weitere Verfügung" bewohnen sollte.

Eine Stunde nach der Verhaftung Schwalbach's ließ sich Fürst Metternich bei Kaiser Franz anmelden. — Der Staatsminister wurde allsogleich vorgelassen, obwohl der Monarch im Begriffe stand, seinen gewöhnlichen Spaziergang über die Bastei anzutreten.

Metternich hielt mehrere Depeschen in der Hand, welche einer seiner Couriere vor wenigen Stunden aus Paris überbracht hatte, und deren sofortige Mittheilung an den Monarchen er zum Vorwande seines Erscheinens nahm. — Als dieses Geschäft zu Ende war, präsentirte der Fürst auch Schwalbach's Gesuch, welches ihm der Kaiser durch den Cabinetssecretär zugesendet hatte.

„Oho!" rief der Kaiser, den Erstaunten spielend, indem er diese Schrift zur Hand nahm, „schon heute erledigt?"

„Euere Majestät wolle geruhen, von dem beiliegenden Verzichte des Bittstellers auf die erbetene Anstellung allergnädigst Kenntniß zu nehmen," sagte der Fürst mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

Der Kaiser durchblätterte die Beilagen und fand alsbald das uns bekannte Schreiben Schwalbach's vor.

„Ist denn dieser Mensch ein Narr?" grollte der Kaiser und warf den ganzen Akt unmuthig auf ein Seitentischchen, „gestern kommt er betteln und heut' lehnt er ab. Der soll sich noch anmal blicken lassen. Weder er noch der Baron Eichberg werden je mehr zur Audienz vorgelassen," schloß der Monarch, zum anwesenden Cabinets-secretär gewendet, welcher sogleich diese Allerhöchste Verfügung zur Vormerkung nahm.

Der Fürst zog sich zurück. Der Kaiser begab sich in's Freie.

„Die heutige Lection," murmelte der Monarch vor sich, „die will ich mir merken. — Na, der Metternich, der möchte mich in der Still' schön auslachen, wenn er wußt', daß ich die ganze Audienz mit dem „Rebeller" behorcht hab'. Ja, ja, der Horcher an der Wand, hört seine eigene Schand'. Warum bin ich aber auch von meinem „System" abgegangen und hab' nicht zuerst die Polizei g'fragt? Warum hab' ich mich von einer unerklärlichen Sympathie für den Baron Eichberg hinreißen lassen? Soll mir ein solcher Fall nicht mehr passiren! Dieser Ostenried ist doch ein verflixter Kerl. Recht schön von ihm und von Metternich, daß's mir die Blamage erspart hab'n; i hätt's müssen einstecken, und es wär' mir nur Recht g'scheh'n. — Na, ich will dem Ostenried für seinen guten Einfall mit dem Verzicht schon einmal dankbar sein. Uebrigens muß die ganze dalkete G'schicht vertuscht wer'n. Heut' auf die Nacht lass' ich mir den Polizeidirector hol'n; ich geb' ihm Vollmacht, und er soll dann machen, was er will, wenn nur wegen die Brief' kein Scandal entsteht." —

Wir werden später sehen, auf welche Weise die Polizei von dieser Vollmacht Gebrauch gemacht hat.

Der Kaiser selbst hielt dieses ihm so unliebsame Intermezzo für definitiv erledigt, und im Strudel der Geschäfte dachte er acht Tage später kaum mehr daran, daß es einen Baron Eichberg und einen Herrn von Schwalbach je gegeben habe. Nur das Eine stand jetzt bei ihm unerschütterlicher denn je fest, nämlich der Grundsatz: Ohne die „Stell'" nie mehr aus eigener Machtvollkommenheit irgend eine Stelle zu vergeben.

XIX.

Geheime Proceduren.

Der erste Auftrag, welcher aus Anlaß der Inhaftirung Schwalbach's zur Anbahnung einer systematischen Verfolgung sowohl seiner Person, als auch der muthmaßlichen Mitschuldigen eines übrigens nur in dem Gehirne der Polizei existirenden Complottes gegen den Thron des Kaiser Franz erging, war die geheime Ueberwachung der Brief-Correspondenz des Baron Eichberg und von dessen sämmtlichen Freunden.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es am Platze sein, der Art und Weise, wie das Briefgeheimniß in Oesterreich schon seit Jahrhunderten respectirt wurde, einige Beachtung zu widmen.

Die Geschicklichkeit der Hand, die Chemie, die Mechanik, die Kunst des Fälschens spielten dabei schon seit Jahrhunderten gleichzeitig eine Rolle. Man öffnete die Briefe, schrieb sie ab und unterschob perfide Schreiben, in denen die Schreibweise und die Unterschrift des Briefstellers mit wunderbarer Kunst nachgeahmt waren.

Diese österreichische Brief-Inquisition reicht bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zurück. — Maximilian I. wendete sie a um die Ränke der deutschen Fürsten und die Anschläge der Flamländer und Mailänder kennen zu lernen. Karl V. erspähte auf diese Weise fast alle Verabredungen der protestantischen Stände.

Zur Zeit des Bundes von Schmalkalden wurde die Kunst, die Briefe aufzufangen, zu öffnen und wieder zu versiegeln, von den Jesuiten und Spaniern vervollkommnet, und fand nun eine unbegrenzte Anwendung, wodurch eine reichliche, verläßliche Spionage in Uebung kam, die von keiner Gesandtschaft erreicht, ersetzt oder gar überboten werden konnte. Zudem kostete diese scheußliche Perfidie wenig Kopfzerbrechen und verhältnißmäßig auch wenig Geld. Selbst der Briefwechsel der kaiserlichen Generale wurde nicht geachtet. Unter Rudolfs I. beklagte sich der General Lazarus Schwendi, der doch bei Hof in großer Gunst stand, daß der Tax'sche Postdirector Viechhauser ihm Correspondenzen „vorbehalten und aufgemacht." Wallenstein, der diese Manöver kannte und auch zu fürchten hatte, trug Sorge, niemals etwa zu schreiben, was ihn bloßstellen konnte.

Unter Kaiser Leopold I. wurde die Sache in ein förmliches System gebracht. Das Aufbrechen oder die Unterdrückung der Briefe, die das

Publicum der Ehrlichkeit der Postverwaltung anvertraute, erfolgte von da ab regelmäßig. Das Geheimniß dieser schändlichen Manipulation wurde lange Zeit so wohl bewahrt, daß Niemand Verdacht schöpfte, während das Wiener Cabinet über die Politik Frankreichs und des deutschen Reiches, sowie über die ungarischen Angelegenheiten eine Menge kostbarer Nachweise erhielt. Es zog daraus unberechenbaren Nutzen, namentlich während des spanischen Erbfolgekrieges, und während der Ränke, die den Wahlen für den polnischen und für den schwedischen Thron voran gingen.

Das Privilegium, das der Familie Thurn und Taxis hinsichtlich der Briefbeförderung verliehen war, erleichterte diese postalischen Gaunereien bedeutend. Von der Ostsee bis Triest, von Ostende bis Hermannstadt sprengten die Couriere jenes Hauses Tag und Nacht. Nun war es aber Oesterreich, welches das große Glück dieses Hauses gegründet hatte, namentlich Ferdinand II., der es während des dreißigjährigen Krieges (1621) in den Grafenstand erhob, und von dem es bald (1686) zum Fürstenstande aufstieg. — Diese ganze Familie war daher dem Hause Oesterreich unbedingt ergeben.

Franz von Thurn und Taxis war der erste, der im Jahre 1500 den Plan eines allgemeinen Postdienstes entworfen hatte. Sein Sohn Johann Baptist entwickelte diesen Plan weiter, und richtete 1516 mit Genehmigung des Kaisers Maximilian einen regelmäßigen Dienst zwischen Wien und Brüssel ein, der von großer Wichtigkeit war, weil der Monarch außer Oesterreich auch die Niederlande besaß und, wie bemerkt, man durch die schon damals in's Werk gesetzte Briefspionage von den Anschlägen der Malcontenten stets rechtzeitig in Kenntniß gesetzt wurde.

Im Jahre 1543 richtete Leonhard, der Sohn des Johann Baptist von Thurn und Taxis, eine zweite Linie ein, welche von den Niederlanden über Lüttich, Trier, Augsburg, Schwaben und Tirol nach Italien ging. — Am 15. Juni 1595 ernannte Rudolf II. den genannten Leonhard Taxis zum Oberpostmeister im ganzen Reiche, und die Post erhielt nun den Namen einer kaiserlichen. Zehn Jahre später wurde der alte Heuchler in den Freiherrnstand erhoben; er endete sein Leben und seine Unterschlagungen 1612 im Alter von 90 Jahren.

Kaiser Mathias und Ferdinand II. bewilligten seinem Sohne Lamoral die Erblichkeit seines Amtes für alle seine Nachkommen

beiderlei Geschlechts. Lamoral richtete zwei neue Linien von Briefposten ein, von denen die eine die Alpen überschritt, die andere von Frankfurt am Main nach Leipzig, Hamburg, Nürnberg, Prag und Wien ging. Diese allmählige Ausdehnung hatte das Unternehmen sehr vortheilhaft gemacht; es trug jedes Jahr eine Million Gulden ein, für die damaligen Zeiten mehr, als der Haushalt des kaiserlichen Hofes beanspruchte.

Im 18. Jahrhunderte stieg das Reineinkommen der Familie Thurn und Taxis sogar auf vier Millionen, obgleich das Unternehmen 20.000 Menschen und doppelt so viele Pferde beschäftigte.

Obgleich das Haus Habsburg die Familie Thurn und Taxis erhoben, gestützt, zu Fürsten gemacht und ihr das Postmonopol im Reiche verliehen hatte, bewilligte es ihr dennoch in seinen eigenen Staaten diese Gunst nicht. Es geschah dies aus Mißtrauen, um dem „Reichs-Postmeister“ nicht eine allzugroße Macht einzuräumen. Das gräfliche Haus Paar, welches aus Bergamo stammt, wurde demnach beauftragt, im Innern der Monarchie Posten einzurichten und ward dieser Familie seit 1620 im ganzen Umfange der Erbstaaten die Beförderung von Briefen und Depeschen anvertraut. Dem Beamtenpersonale des Grafen Paar blieb jedoch die Thüre des „schwarzen Cabinets“ verschlossen; man traute den eigenen Unterthanen in dieser Beziehung nicht, oder — man schämte sich, sie in die Geheimnisse dieses schimpflichen Theiles der Postanstalt einzuweihen. Kurz, Thatsache ist, daß ein Thurn-Taxis'scher Beamter in dieser großen Werkstätte der List die Arbeiten leitete, in soweit selbe die Ausbeutung des Postwesens für die geheime Staatspolizei betrafen.

Dieser Oberbeamte stand in steter Berührung mit allen Hilfsbureaux, welche die Familie Thurn und Taxis überall, Oesterreich zu gefallen, geschaffen hatte, um die Briefspionage im Großen zu betreiben.

In allen Mittelpunkten des Verkehrs, an den wichtigsten Punkten der deutschen Straßen, befanden sich nämlich geheimnißvolle Anstalten, welche man „Brieflogen“ nannte. Die hauptsächlichsten arbeiteten in Regensburg, Augsburg, Frankfurt, Nürnberg, Eisenach, in den Hansestädten und in den Residenzen der geistlichen Kurfürsten. Sobald die Briefe ankamen, wurden die wichtigsten aus dem Beutel genommen, geöffnet und nach Abschrift des Inhalts wieder gesiegelt. — Außer dem Gehalte als fürstliche Beamte bezogen diese Briefmarder von Wien sehr ansehnliche Honorare. Das zu dieser ehrenvollen Be-

schäftigung verwendete Personal war ebenso vortrefflich geschult, als verschwiegen. Es ist kein einziger Fall bekannt geworden, daß je eine der „Brieflogen“ an dem Hause Habsburg einen Verrath begangen hätte. — Um dieses Personal noch besser an den geheimen Dienst zu fesseln, ließ man dasselbe, wo es nur thunlich war, vom Vater auf den Sohn übergehen. So war z. B. die Familie Eberl in ununterbrochener Descendenz von Rudolf II. bis Josef II. in den „Brieflogen“ thätig. Diese Familie wohnte in dem Orte Stockerau bei Wien. Ein Eberl, Lucas, der Zweite des Namens und kaiserlicher Courier, führte gewisse Aufträge der zartesten Natur so glücklich aus, daß man ihn zum Provinzial-Postmeister ernannte und er im Jahre 1612 vom Kaiser Mathias sogar geadelt wurde. — Einer seiner Nachkommen, der Rittmeister Franz Eberl war es, der das polnische Heer und die Reichstruppen im Jahre 1683 durch den Wiener Wald nach dem Kahlengebirge zu der Stelle führte, wo Franz von Lothringen lagerte. Noch 1790 besaß diese „brauchbare“ Familie die in Stockerau befindliche kaiserliche Briefloge.

Diese geheimen Agenten Oesterreichs bildeten nach und nach eine Aristokratie zweiten Ranges. Viele wurden geadelt, wie zum Beispiele die Eggerde, Appelmann, Pollauer und Guggenberger. Die Einen wurden Freiherren, die Anderen sogar Grafen. Ihre Söhne und Neffen traten in den diplomatischen Körper. Die Freiherren von Lillier, die Treuenfeld, Kurzrock und Westerhold machten auf diese Weise ihren Weg.

Den deutschen Fürsten konnte es auf die Länge der Zeit unmöglich verborgen bleiben, wie man die Briefe auf der Post behandelte. — Als sie das System des Wiener Cabinets näher kennen lernten, wollten sie auf eigene Rechnung davon Gebrauch machen. — Brandenburg, Hannover, Kursachsen, Hessen und Mecklenburg nahmen der Familie Thurn und Taxis ihr Vorrecht auf ihren Gebieten weg. Sie richteten gleichfalls „Brieflogen“ ein und verletzten nun ihrerseits womöglich noch eifriger das Briefgeheimniß, so daß in ganz Deutschland ein wahrer Wetteifer an Unehrlichkeit entstand. Besonders begünstigte August der Starke von Sachsen dieses Gewerbe, welches sein Sohn durch den Minister Brühl auf den höchsten Punkt der Vollendung brachte. Friedrich der Große rächte sich dadurch, daß er seinen Feinden mit Hilfe des Kanzleibeamten Menzel eine Schlinge gleicher Art legte. Die anderen Fürsten ahmten natürlich ein so edles Beispiel mög-

lichst nach; namentlich zeichnete sich Baiern in der Geschicklichkeit bei Eröffnung der Briefe aus, und es darf uns nicht Wunder nehmen, daß die Oberleitung der Posten sehr häufig einem Diplomaten anvertraut wurde, und sich ebenso häufig die Postmeister zu diplomatischen Größen ausbildeten.

Das „schwarze Cabinet" von Wien hatte über alle anderen derlei Anstalten durch seine meisterhafte Organisation und die weite Verbreitung seiner Hilfsbureaux eine unbestreitbare Ueberlegenheit behauptet Friedrich II. erfuhr nie, daß Fürst Kaunitz regelmäßig seine Depeschen früher las, als sein Gesandter in Wien. Sie waren zwar, gleich den französischen, in Chiffern geschrieben, aber das „schwarze Cabinet" in Wien besaß hierzu, sowie zu allen existirenden Chifferbüchern, den Schlüssel. — Der damalige österreichische Polizeidirector und Hofrath Josef von Beer, der in Beziehung auf Geldausgaben die ausgedehnteste Vollmacht besaß, hatte alle Couriere des preußischen Cabinets, mit Ausnahme von zweien, gewonnen und bestochen. — An der böhmischen Grenze war in der Nähe von Pirna ein Haus an einem Orte und auf eine Weise gebaut worden, wie es den Zwecken des „schwarzen Cabinets" entsprach. Blos vertraute Personen hatten dort Zutritt und die Beamten wohnten darin. Sie erwarteten den Courier von Berlin, ließen ihn in ihren eigens eingerichteten Postwagen steigen, öffneten sein Felleisen, und während die Pferde im raschesten Laufe dahinsprengten, entsiegelten und lasen sie die Depeschen, deren wichtigste Stellen sie abschrieben. War diese Arbeit beendet, so siegelte man die Briefe wieder und schloß das Felleisen. Endlich erreichte der Wagen kurz vor Langenzersdorf, der letzten Poststation von Wien, ein Haus, nicht minder geheimnißvoll als jenes an der böhmischen Grenze. Hier trennten sich der preußische Courier und seine österreichischen Begleiter. Beide eilten ihrem Ziele zu. Drei Stunden später nahm der preußische Gesandte ahnungslos seine Depeschen in Empfang, deren Abschrift Fürst Kaunitz in diesem Augenblicke bereits gelesen hatte.

Friedrich II. wendete seinerseits gegen den österreichischen Hof Mittel an, welche nicht minder unzart waren. Sein Polizeiminister schickte junge, wohlgebildete Leute aus, die ein hübsches Gesicht hatten und gegen Frauen unternehmend waren, nach Wien. Diese geschniegelten und gebiegelten Dandy's erhielten das für die damalige Zeit enorm hohe Honorar von 500 Thalern, und wurden ihnen alle mit ihrem „Geschäfte" verbundenen besonderen Auslagen reichlich ersetzt.

Maria Theresia hatte immer einige begünstigte Damen um sich, denen sie unwillkürlich ihre wichtigsten Geheimnisse mittheilte. Diese Damen besaßen ihrerseits bevorzugte Dienerinnen, die von ihnen die politischen Neuigkeiten erfuhren. Die jungen Herren Preußen hatten nun den Auftrag, die Kammerfrauen zu verführen, um sich jene Belehrungen zu verschaffen, welche ihr königlicher Herr mit Ungeduld erwartete. — Sobald die Zöfchen in zärtlichen Augenblicken die kleinste merkwürdige Einzelnheit sich entschlüpfen ließen, schrieb der galante Spion mit sympathischer Tinte einen Brief nach München an eine Zwischenperson, welche die Weiterbeförderung nach Berlin vermittelte. — Der damalige preußische Gesandte schrieb später in seinen Briefen an den Ritter von Zimmermann Folgendes: „Ein hübscher Bursche, der die Kunst, Kammerfrauen auszuhorchen verstand, konnte Dinge erfahren, die sonst für den ganzen diplomatischen Körper unergründlich gewesen wären. Ich habe eine Menge Berichte dieser Art gesehen, die nichts zu wünschen übrig ließen."

In Wien selbst diente ein Flügel der Hofburg, die sogenannte Stallburg, den in Dunkel gehüllten Arbeiten der „Briefinquisition." — Man benützte dort hauptsächlich Franzosen und Neapolitaner, deren höhere Geschicklichkeit in derlei diplomatischen Gaunerstreichen man aus Erfahrung kannte. Sie betrieben ihr sauberes Gewerbe mit vollendetem Talent. Nicht genug, daß sie die Briefe mit einer wunderbaren Gewandtheit öffneten und siegelten, ahmten sie auch die Schriftzüge nach, schrieben falsche Briefe und gaben falsche Rathschläge; natürlich wurde zu diesen extremen Mitteln nur in sehr wichtigen Angelegenheiten, namentlich in diplomatischen und kriegerischen Affairen gegriffen, und wenn dadurch die Quelle eines solchen Betruges keiner Compromittirung ausgesetzt war. Die Arbeit der Mitglieder des „schwarzen Cabinets" wurde sehr gut bezahlt, aber man behandelte sie mehr als Staatsgefangene, denn als Beamte. Ihre Arbeit erforderte übrigens eine so große Anstrengung des Geistes, so viel Sorgfalt und Geschwindigkeit, daß Mancher binnen kurzer Zeit wahnsinnig wurde. Natürlich standen diese Beamten unter der strengsten Aufsicht; die Polizei verlor sie keine Secunde lang aus den Augen; man wußte genau, wie viel sie ausgaben, welche Erholungen sie sich gönnten, wer mit ihnen verwandt war, mit wem sie umgingen, wer sie und ihre Kinder besuchte, ja, man zwang sie, mit den Beamten der Kanzlei des kaiserlichen Cabinets eine abgeschlossene Gesellschaft zu bilden. Fremde, namentlich Diplomaten, welche

sich in diesen Kreis einschleichen wollten, wurden so brutal daraus entfernt, daß ihnen gewiß die Lust verging, einen zweiten Versuch zu wagen. — Ueber ihr Benehmen mußte von Tag zu Tag dem Kaiser ein eigener Bericht jeden Morgen vorgelegt werden, kurz, diese Leute hatten gewiß nicht einmal so viel Freiheit, als ein Klostergeistlicher.

Hier verdient noch erwähnt zu werden, wie der Vater der großen Maria Theresia, Kaiser Carl VI., sich der Oberleitung der österreichischen Posten, welche bisher der Familie Paar zustand, durch List bemächtigt hatte. — Eines Tages frug er den Leiter des Unternehmens, was ihm dasselbe jährlich einbringe. Da der Graf keine Hinterlist ahnte, und sich nicht den Anschein geben wollte, als ob er ein ungeheures Einkommen beziehe, so antwortete er: „60.000 Gulden." Der Kaiser nahm ihn beim Wort.

„Ich gebe Ihnen 6000 Gulden mehr," sagte er, „lasse Ihnen Ihren Titel, Ihre Wohnung im Postgebäude, und das Recht, die Hauptbeamten zu ernennen, einen Antheil an dem Gewinne der Extraposten und andere Vortheile mehr, aber die Post muß fortan dem Staate gehören."

Der Graf konnte seine Zustimmung nicht verweigern und der Staat hatte den Vertrag nicht zu bereuen. Schon unter Maria Theresia lieferte die Post eine jährliche reine Einnahme von 200.000 Gulden.

Josef II. und Leopold II. schafften die „schwarzen Cabinete" nicht ab, aber sie benützten sie wenigstens nur dazu, die Ränke der Reaction kennen zu lernen, um deren staatsmörderische Pläne zu vereiteln. Erst die niederschmetternden Niederlagen von Ulm und Austerlitz setzten den Brieferbrechungen des Hauses Thurn und Taxis ein Ziel. Während der Besetzung Wien's durch die Franzosen, die vom 13. November 1805 bis zum 13. Januar 1806 dauerte, war die geheimnißvolle Werkstätte der Stallburg eine der ersten Merkwürdigkeiten, welche Fürst Talleyrand sehen wollte. Die Gräfin Rombeck, eine Schwester des Grafen Kobenzl, führte ihn mehrmals darin umher. —

Das Jahr 1814 gab dem Hause Thurn und Taxis sein gefährliches Monopol zurück und die österreichische Regierung beeilte sich, ihr „schwarzes Cabinet" in Wien mit den reactivirten „Brieflogen" im Reiche wieder in collegialen Verkehr zu setzen. — Nun arbeiteten die alten Betrüger mit neuem Eifer und die

moderne Wissenschaft mußte ihren Laboratorien die sachdienlichsten Instrumente und chemischen Mittel liefern. — Die Frankfurter Briefloge, sowie die zu Eisenach, wurden zu einem für die Liberalen verhängnißvollen Mittelpunkte der Ausspähung; in Wien aber arbeitete die Hauptmaschine und dort wurden die furchtbarsten Schlingen aufgestellt. —

Die Arbeiter des „schwarzen Cabinets" in Wien wurden öfter genöthigt, Correspondenzen zu „suborniren," ein ebenso zart umschreibender Ausdruck, wie das Betrügen im Spiele durch die französische Phrase: corriger la fortune. Unter „Suborniren," auf Deutsch: verführen, verstand man im „schwarzen Cabinet": Correspondenzen schmieden oder in der Copie verfälschen, was in Paris schon seit Cardinal Richelieu, in Wien unter Kaunitz, Kobenzl ziemlich selten und zumal unter dem ehrenwerthen Stadion höchst selten und auch dann nur ohne sein Vorwissen, dann in der Folgezeit aber in demagogischen, carbonarischen, Metternich-Münchisch-Sedlnitzki'schen Umtrieben häufig geschehen ist, wo von Wahrheit, von Ehre und Gewissen längst keine Rede mehr war. —

Das Furchtbare an der ganzen Sache war die altvenetianische strenge Unterordnung des „schwarzen Cabinets," officiell Chiffre-Cabinet genannt, unter die geheime Polizei und die innige Verbindung der Wiener Polizei mit der französischen, welche ihrerseits mit der päpstlichen, spanischen, neapolitanischen und piemontesischen im freundschaftlichsten Verkehre stand, auf welche Weise die Metternich'sche Hofpolizei theils mittelbar, theils unmittelbar sich über ganz Europa erstreckte, denn, wie schon früher bemerkt, standen dem österreichischen Staatskanzler sowohl die Thurn- und Taxis'sche Postverwaltung, als auch die Minister sämmtlicher deutschen Staaten zur Verfügung.

Diese ganze schwarze Magie kostete ungeheure Summen, denn man mußte nicht blos ein kleines Heer einheimischer, sondern auch ausländischer Beamten mit verschwenderischer Freigebigkeit honoriren. Daß die österreichischen Finanzen darunter litten, daß inmitten des langen Friedens, wo andere Staaten, wie z. B. Preußen, ihre Schulden aus den Kriegsjahren bedeutend verminderten, der Kaiserstaat fortwährend neue Anlehen machen mußte, machte einen Metternich nicht irre. — Die Steuerlast wurde immer größer, der Staatscredit immer geringer, aber was lag daran; einige Leute fanden ihre Rechnung dabei. — Ein gewisses großes Bankhaus benutzte, natürlich gegen entsprechend

Tantième, das „schwarze Cabinet," die Postverwaltung und die geheime Polizei, um an der Börse mit sicherem Erfolge zu spielen. Als 1828 der Krieg zwischen der Pforte und Rußland drohte, erwarteten Agenten in Fischamend, der zweiten Poststation von Wien nach Constantinopel, den türkischen Courier, bestachen ihn, daß er seine Reise um zwei Tage verzögere, und zogen dann aus den neuen Nachrichten ungeheure Vortheile an der Börse!

Wie allgemein übrigens die Kenntniß von dem Treiben des „schwarzen Cabinets" war, beweisen folgende authentische Aeußerungen hervorragender Persönlichkeiten.

So schreibt z. B. Stein im Jahre 1813 an Gneisenau: „Ich erhielt Ihren Brief durch die österreichische Post, also zweifelsohne eröffnet," und der berühmte englische Staatsmann Castlereaghs sagt in seinen Correspondenzen (Band III., 4; Seite 1): „The correspondence via Vienne is slow and unsafe by poste." (Die Correspondenz über Wien ist per Post verzögert und unsicher.) — Ferner ist die Weigerung des toscanischen Ministers Fossombrone, mit Oesterreich einen Postvertrag abzuschließen, sehr charakteristisch. Dieser Minister einer Seitenlinie des Hauses Habsburg erklärte nämlich in seiner ablehnenden Note ganz offen, „daß man Oesterreich kein Postfelleisen anvertrauen könne!" und Gentz, der selbst in der Staatskanzlei am Ballplatze zu Wien bedienstet war, schrieb an A. Müller (laut deren Briefwechsel S. 335): „Von den großen Weltangelegenheiten durch die Post zu schreiben, ist nun einmal schlechterdings unpracticabel."

Ganz merkwürdige Aufschlüsse enthalten hierüber die Polizeiberichte, welche der Zufall im Jahre 1848 den Italienern in die Hände gespielt hatte, und die durch den Druck veröffentlicht wurden. (Carte segrete ed atti ufficiali della Polizia austriaca in Italia dal 4 Giugno 1814 al 22. Marzo 1848. 3 volumi. Capolago 1851.)

Nachdem wir nun einen kleinen Einblick in die „geheimen Proceduren" des altösterreichischen Regime's gewonnen und die sogenannte „gute alte Zeit" wieder von einer neuen, aber keineswegs glanz- oder ehrenvollen Seite kennen gelernt haben, wollen wir den Gang unserer Geschichte weiter verfolgen, uns vorbehaltend, bei späterer Gelegenheit auch die gräuliche Mißwirthschaft in den Finanzen zu schildern, welche eigentlich nur eine nothwendige Consequenz des ganzen Metternich'schen Staatssystems war und uns auf das Schlagendste überzeugen wird, daß der Absolutismus stets die kostspieligste Regierungsform der Völker sei.

Wir werden dadurch zugleich erkennen, daß die Ereignisse des Jahres 1848 nicht etwa, wie die im Solde der Reaction stehenden Geschichtsfälscher der Welt so gerne weis machen möchten, nur der böswilligen Anstiftung einzelner ausländischer Hetzer ihre Entstehung verdanken, sondern daß diese Ereignisse sich ganz naturgemäß aus der inneren Einrichtung des Kaiserreiches entwickeln mußten, und daß der Zerfall der alten absoluten Monarchie eine bereits ausgemachte, wiewohl verhüllte Thatsache war, schon lange bevor am 13. März 1848 in der Herrengasse zu Wien die ersten Opfer den Anbruch der neuen Aera mit ihrem Blute besiegelt hatten.

XX.

Nach dem Spielberg.

Als der Polizei-Commissär aus dem Gefangenhause in der Sterngasse, wo er den verhafteten Adolf von Schwalbach unter Schloß und Riegel wohlverwahrt zurückgelassen hatte, nach der Ober-Direction am Peter sich begab, traf er daselbst im Bureau des Hofraths einen Beamten des geheimen Cabinets, welcher sich mit der schriftlichen Ordre auswies, daß er die den Gefangenen betreffenden Briefe zu übernehmen habe. Zugleich war in diesem Erlasse die Bemerkung enthalten, daß die oberste Polizeihofstelle sich vorbehalte, die weiteren Verfügungen betreff des hochverräthischer Umtriebe beschuldigten Adolf von Schwalbach direct zu treffen, in dieser Angelegenheit daher die Polizei-Direction sich vorläufig darauf zu beschränken habe, den Arrestanten von jedem Verkehre mit der Außenwelt auf das Strengste abzusondern.

Noch am Abende desselben Tages erhielt der Polizei-Director von Seite des geheimen Cabinets die zur „Einsicht“ entliehenen Briefe zurück. — Die früher erwähnte Kunst des „Subornirens“ mag an diesen Briefen in sehr großem Maßstabe geübt worden sein, denn es steht fest, daß Schwalbach, als er in seinem einsamen Kämmerlein den Inhalt seiner Correspondenzen mit seinen Freunden und Landsleuten in Tirol im Geiste die Revue passiren ließ, sich schließlich ziemlich beruhigt fühlte, denn nicht ein einziger der Briefe enthielt irgend eine Stelle, welche als Hochverrath im Sinne der Strafgesetze gedeutet werden

konnte, und wenn auch der Unmuth über den herrschenden tyrannischen Druck aus allen Zeilen hervorleuchtete, so war doch nirgends der Wunsch ausgesprochen, die obwaltenden Zustände durch Gewalt zu ändern; es durchwehte vielmehr eine gewisse Resignation, ein geduldiges Hoffen auf eine ferne, bessere Zukunft den Geist der Briefschreiber, welche aber überall ihrer Liebe und Verehrung für Erzherzog Johann beredten Ausdruck gaben.

Der gute Schwalbach wäre daher gewiß sehr erstaunt gewesen, wenn er am Tage seiner Verhaftung gegen neun Uhr Abends in der Hofburg die große Erbitterung des Kaiser Franz bemerkt haben würde, womit derselbe die ihm vom Polizeidirector persönlich überbrachten Tiroler-Correspondenzen des kaiserlichen Protegé von gestern durchlas.

Der fatale Ausspruch jenes Tiroler Bauers beim Freischießen im Passeyer Thale: „Hans, es wär' g'scheidter, Du wär'st Kaiser, mit Deinem Bruder ist's nix!" fand sich in diesen Briefen in anderer Form, aber weit prägnanter wieder. Einige Stellen schienen sogar deutlich darauf hinzuweisen, daß in Innsbruck wirklich ein bereits halbreifes Complott bestehe, bei erster Gelegenheit den Erzherzog Johann, wenn auch nicht zum selbstständigen Regenten, so doch zum lebenslänglichen, mit großen Vollmachten ausgerüsteten Statthalter zu machen und die alten Rechte der gefürsteten Grafschaft Tirol wieder herzustellen. Bei der Thatsache, daß man die Tiroler zu jener Zeit mit dem Tabak- und anderen Monopolen, von denen das arme Ländchen bisher verschont geblieben war, beglückt hatte, und darüber eine große Verstimmung herrschte, gewann die confiscirte Correspondenz gewissermaßen an innerer Bedeutung, welche in dem ohnehin so sehr argwöhnischen Monarchen große Besorgnisse erwecken mußte.

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, einen kleinen Rückblick auf die Jugendjahre des am 12. Februar 1768 zu Florenz gebornen Kaiser Franz zu werfen, um so Manches durch sein Naturell und seine Erziehung erklärlich und entschuldigt zu finden, worüber sonst die Geschichte weit schroffer urtheilen müßte.

Bekanntlich ließ Kaiser Josef den Erzherzog Franz, der im elterlichen Hause zu Florenz durchaus nicht jene Erziehung genoß, welche er von seinem Neffen und Thronerben mit Recht beanspruchen durfte, im Jahre 1784, also in einem Alter von sechzehn Jahren, nach Wien kommen, um ihn unter seinen Augen auszubilden und für den Herrscherberuf vorzubereiten.

Der große Josef schildert in einem seiner Briefe seinen damals erst siebzehnjährigen Nachfolger, nachdem er dessen Charakter aufmerksam studirt hatte, in folgender Weise, welche, obwohl sie sich auf die Jugendjahre des nachmaligen Kaiser Franz bezieht, bei der engbegrenzten Entwicklungsfähigkeit und der geringen Veränderlichkeit seines Naturells ein vortreffliches Bild auch seines späteren Charakters liefert.

„Er ist," schreibt Kaiser Josef, „ein verzogenes Mutterkindchen, welches für unendlich groß und gefährlich alles Dasjenige beurtheilt, was es thut, oder was seine Person betrifft, und Dasjenige für gar nichts ansieht oder anrechnet, was es Andere für sich thun oder leiden sieht; die Erhaltung seiner eigenen Person scheint ihm allein unendlich wichtig."

„Der Erzherzog," fährt der kaiserliche Briefschreiber nach einigen Auslassungen fort, welche uns zur Wiedergabe denn doch etwas allzu derb erscheinen, „der Erzherzog prunkt mit dem Gedächtniß und einem falsch angenommenen Stoicismus; wenn aber Anspannung seiner Ueberegungskraft, Empfindungen der Ehre und der Pflicht von ihm anzuwenden kommen, so ist er nicht mehr da, und es artet Körper und Seele in einen Weichling aus, der zu großen Sachen unfähig und gewohnt, von Andern geführt zu werden, zum Staatsmanne untauglich ist."

Den Anstrengungen seiner Erzieher gelang es nach einiger Zeit, im Erzherzoge Franz, wie Kaiser Josef sich ausdrückt, den Schein eines besseren Willens zu erwecken, der Kern seines Charakters aber blieb unberührt. Im Jahre 1785 urtheilt sein erlauchter Oheim über ihn folgendermaßen:

„Er scheut die Ueberlegung mit sich selbst, er theilt seine Gedanken nicht mit, weil er die Wahrheit zu erfahren scheuet, und sein guter Wille, wo er sich zeigt, ist nur ein Ausfluchtsmittel, um ohne Verdrießlichkeiten den Predigern auf eine Weile den Mund zu stopfen, und ohne sich Mühe zu geben, der Alte verbleiben zu können. Weil er gesehen hat, daß er durch sein Trotzen und Schweigen seine Umgebung dahin bringt, daß sie ihn wieder aufzumuntern und gefällig zu machen sucht, so bedient er sich dieses Mittels, um seine Gemächlichkeit nicht zu überwinden, weil er glaubt, daß man besorgt ist, wenn er schmollt. — Nur ein Mittel greift bei ihm an, nämlich Furcht und Scheu vor Verdrießlichkeiten, diese machen ihn klein und biegsam, Versprechen gebend, und bringen kurze Anstrengungen bei ihm hervor, ohne

jedoch seine falschen Ansichten über den Haufen zu werfen, in welchen er durch einen übel verstandenen Stolz auf seine Geburt beharrt. Edle moralische Motive machen auf ihn nicht den geringsten Eindruck, nicht Ehrgeiz, nicht Vaterlandsliebe, nicht Rechtschaffenheit und Redlichkeit in Erfüllung seiner Pflichten, nicht einmal Religionsgrundsätze" —

Dieses eben nicht schmeichelhafte, aber scharf gezeichnete Bild galt auch noch nach sieben Jahren, als Kaiser Franz den Thron bestieg; denn es blieb so ziemlich wahr, so lange derselbe lebte und regierte. — Tändelsucht, Scheu vor jeder größeren Anstrengung, falscher Stoicismus, hinter welchen sich eisige Gleichgiltigkeit gegen alle höheren Interessen barg, Mißtrauen gegen sich selbst, aber hundertfältiges Mißtrauen gegen alle Anderen, Liebe für das Kleine und Kleinliche, Furcht vor jeder hervorragenden kräftigen Persönlichkeit bildeten die dauernden Grundzüge in dem Charakter des guten Kaisers, dessen Wesen namentlich in späteren Jahren nur von Wenigen durchschaut wurde, weil er durch sein unansehnliches Aeußeres, durch scheinbare Gutmüthigkeit und spießbürgerliche Manieren trefflich zu täuschen verstand, und durch einzelne Eigenschaften, wie den Gebrauch der gröbsten österreichischen Mundart, die Verachtung der ausländischen Bildung auch in der Rechtschreibung, die meisterhafte Schaustellung des echten unverdorbenen Wieners den unteren Classen schmeichelte, die in ihm einen Mann ihres Gleichen sahen, und durch ihn sich gleichsam in ihrem Werthe gehoben fühlten.

Große Maßregeln vorzubereiten, langwierige Unterhandlungen zu leiten oder auch nur zu verfolgen, die Thätigkeit eines Gesetzgebers zu entfalten, war durchaus nicht nach dem Sinne des Kaiser Franz. Daher blieb ihm auch die Nothwendigkeit eines innern harmonischen Zusammenhanges der Regierungsgeschäfte stets unklar; er begnügte sich, von jedem einzelnen Vorgange Kenntniß zu nehmen, und das Aeußerliche, das formelle zu beurtheilen und zu überwachen. — Selten zog ihn eine Sache an und für sich an, aber die Personen, die damit verflochten waren, reizten stets seine Neugierde. — Er besaß nicht die Gaben eines Staatsmannes, aber in der mechanischen Betriebsamkeit eines pedantischen Kanzlei-Beamten fand er stets großes Gefallen. Daher kam es, daß, je länger Kaiser Franz regierte, desto mehr in den obersten Regierungskreisen die Gewohnheit einriß, alles Kleine und Unbedeutende als überaus gewichtig anzusehen, dagegen alles Große und Bedeutende zu verschleppen und in dem Wuste von engherzigen, formellen Bedenken

zu vergraben. So wollte es der Kaiser und diente darin seiner Umgebung als Beispiel. — Jeder Tag erblickte ihn viele Stunden lang vor seinem Schreibtische sitzend, und mit dem ergrauten „Hofrathe" in trockenem Fleiße und gedankenlosester Geschäftigkeit wetteifernd. Man nannte und pries dies als Pflichttreue, es war aber doch nichts anderes als „geschäftiger Müssiggang," um auf wenig anstrengende Art die Zeit auszufüllen. — Des Kaisers argwöhnischer Sinn verlangte allerdings, daß alle Aktenstücke, welche das geheime Cabinet passirten, ihm vorgelegt werden mußten. Bezogen sich dieselben auf allgemeine Verhältnisse, behandelten sie grundsätzliche Maßregeln, weitgreifende sachliche Veränderungen, so konnte man sicher sein, daß sie nur zögernd und ungern in die Hand genommen wurden. Aber niemals traf dann der Kaiser sofort eine Entscheidung, sondern über die meist schon überreifen Sachen wurden immer neue Gutachten von den verschiedenen Staatsräthen von den mannigfachen Hofstellen eingeholt, ja, in den entlegensten Kreisen Rath gesucht. — Begreiflicherweise widersprachen sich gewöhnlich diese Rathschläge und Aeußerungen, die mißtrauische Unentschlossenheit des Kaisers wurde dadurch nur noch gesteigert und neue Vorwände wurden ersonnen, um solche Angelegenheiten zu vertagen und zu verschleppen, bis sie endlich ganz einschliefen, oder im besten Falle mit einem nichtssagenden Auskunftsmittel abgefunden wurden. —

Der Argwohn, die übergroße Eingenommenheit des Kaiser Franz für sich selbst, welche ihn verleitete, sich und den Staat für zwei vollkommen identische Dinge anzusehen, hatte jedoch, wie wir schon in einem früheren Capitel bemerkten, zwei relativ gute Dinge im Gefolge, nämlich erstens, daß unter ihm eine übermüthige Soldatesca, welche den Bürger, von dessen Arbeit sie lebt, mit Fußtritten behandelt, ebenso wenig je möglich gewesen wäre, als der Sieg der „Kuttenritter" in Form eines Concordates. — Obwohl es am Hofe des Kaiser Franz eine erkleckliche Anzahl weltbekannter „Civil-Jesuiten" gab, würde doch keine Seele gewagt haben, vor ihm auch nur von einer Gleichberechtigung der Kirche mit dem Staate zu sprechen, und die „frommen" Väter der Gesellschaft Jesu mußten zu jener Zeit vorsichtiger als der Fuchs in der Nähe des Hühnerstalles auftreten, sowie irgend ein Priester, der unter Kaiser Franz von Politik gepredigt hätte, gewiß kein zweites Mal die Kanzel betreten haben würde. — In unserem Romane: „Freimaurer und Jesuit" haben wir mit historischer Treue die Schwierigkeiten geschildert, auf welche die

Liguorianer bei ihrem Einschleichen in die Residenz sowohl von Seite des Erzbischofs von Wien, als auch des Kaisers selbst stießen.

Die Empfindlichkeit und das Mißtrauen des Kaisers Franz gegen das Papstthum ging so weit, daß selbst die historischen Erinnerungen an die einst zu große Gewalt der römischen Hierarchie im Mittelalter nicht belebt werden durften. So mußten zum Beispiel in allen österreichischen Exemplaren des römischen Breviers gegen Kaiser Heinrich die Schlußworte des Papstes: subditos populos fide ei data liberavit (er — der Papst — hat die unterthanen Völker der ihm — Kaiser Heinrich — geleisteten Treue entbunden) als staatsgefährlich weggelassen werden.

Jenes im Jahre 1855 zur unheilvollen Geltung gekommene Streben der Kirche, sich nicht blos neben, sondern auch über den Staat zu stellen, wofür jesuitische Rabulistik die schön klingende Bezeichnung: „Freiheit der Kirche" erfand, hatte unter Franz gar keine Aussicht auf Erfolg, denn das von Josef II. eingeführte Placetum regium und dessen Verbot des unmittelbaren Verkehrs mit Rom blieben aufrecht; der Metropolitanverband der einzelnen Bisthümer ward aufgehoben und die Verwaltung des Kirchenvermögens dem Clerus völlig entzogen, so daß der Einfluß der weltlichen Obrigkeit auf die Geistlichkeit bis zur äußersten Grenze erweitert wurde. Der niedere Clerus befand sich dabei besser als jetzt, denn er genoß des weltlichen Schutzes und derselben bürgerlichen Rechte wie jeder andere Staatsbürger, wenn dies in Oesterreich auch im Ganzen nicht viel besagen wollte. Wenigstens konnte der Priester nicht, wie es durch das unselige Concordat geschah, zum Sclaven seines Bischofes, zum rechtslosen Paria des Krummstabes entwürdigt werden.

Der hohe wie der niedere Clerus mußte es sich unter Kaiser Franz gefallen lassen, daß die Regierung ihn nicht besser und nicht schlechter behandelte, als den eigenen Beamtenstand. Dafür mußte aber die Polizei sich den Kirchenfürsten dienstfertig erweisen, wenn es den infulirten Herren, um ihre Existenz der Bevölkerung dadurch kund zu geben, zeitweise beliebte, in den Wirthshäusern an Fasttagen Fleischesser und Fischesser gleich Böcken und Schafen absondern zu lassen, die Tanzlust der Bevölkerung zu regeln, kirchenfeindliche Bücher zu verbieten, „Akatholiken" zu quälen und sogenannte Freigeister zu denunciren. Diese kleinen, im Ganzen unschuldigen Erholungen und Freuden, welche dem schlagfertigen Witze und der unermüdlichen Spottsucht der Wiener stets

eine willkommene Beute waren, gönnte Kaiser Franz den geistlichen Herren von Herzen, aber bei aller privaten Frömmigkeit war ihm der Grundsatz der ultramontanen Politik: „die Pflichten gegen den weltlichen Staat nach den Interessen der römischen Curie zu bemessen,“ gerade so verhaßt, wie die Forderung der Liberalen, die Regierungsgewalt zu Gunsten einer Volksvertretung einzuschränken. Erst wenige Jahre vor seinem Tode gelang es den „Civil-Jesuiten“ bei Hofe, seine Eifersucht gegen Rom zu beschwichtigen, so daß er die allmälige Ausdehnung der kirchlichen Macht duldete, was aber auch nur in Folge des Wahnes geschah, daß die monarchische Gesinnung im Volke durch strenge kirchliche Zucht geweckt und gefördert werde.

Der Kaiser hatte sich so sehr in die Lectüre der bewußten Briefe vertieft, daß dem Polizeidirector, der etwa fünf Schritte vor des Monarchen Schreibtisch stand, die Zeit ziemlich lang zu werden begann. Endlich sah der Kaiser wieder empor, und indem er die rechte Hand auf die fatale Correspondenz legte, sagte er:

„Sö — diese Brief' bleib'n da, und Sö werd'n vergessen, was d'rin g'stand'n is. Sö hab'n in der „G'schicht“ für nix Anderes zu sorgen, als daß Ihnen der Arrestant nit etwa aus dem „Kastl“ (Gefängniß) entwischt oder eine Verbindung mit draußen anbandelt. Der Staatsrath Ostenried wird Ihnen in meinem Namen hinterbringen, was ich befehle. Pfirt Ihna Gott!“

Der Kaiser nickte nach seiner Gewohnheit zweimal kurz und rasch mit dem Kopfe. Der Polizeidirector entfernte sich.

Zehn Minuten später trat Herr von Ostenried ein, welcher eilends zum Monarchen berufen worden war.

Ein ungewöhnlich gnädiger Blick des Kaisers glitt über den Eintretenden, der auf einen Wink des Monarchen ganz nahe an den Schreibtisch herantrat.

„Sag'n Sö mir aufrichtig,“ begann Kaiser Franz wohlwollenden Tones, „hab'n Sö g'wußt, daß ich heut' zug'hört hab'?“

„Majestät,“ entgegnete der Staatsrath demuthsvoll und mit erheucheltem Schrecken, „sollte ich mir durch meine Kühnheit die Allerhöchste Ungnade zugezogen haben?“

„Keine Spur, im Gegentheil, mein lieber Ostenried, die „G'schicht“ war für mich sehr g'sund. Aber Eines auf Ihren Eid als Beamter — weiß auch der Fürst etwas davon?“

„Seine Durchlaucht besitzt keine Ahnung hiervon,“ entgegnete

Ostenried keck und hob wie zum Schwur die drei Finger der rechten Hand empor.

„Dös g'freut mich!" rief der Kaiser wahrhaft erleichtert aus. „Der hätt' sich g'wiß sein' Theil denkt (gedacht) und mir dö Lection vergunnt (vergönnt). Aber jetzt, mein lieber Ostenried, heißt's nochmals g'scheidt sein. Von diese Brief' kann und darf kein Gebrauch g'macht werd'n. Das Criminalgericht darf davon nix sehen; ist auch nicht nothwendig, denn der Schwalbach ist schon deshalb ein Hochverräther, weil er als Freimaurer einer geheimen rebellischen G'sellschaft angehört. Das kann nnd muß der Polizei-Hofstell' genügen, diesen Menschen unschädlich zu machen und das ganze Complott aufzudecken; damit aber der Metternich mich nit etwa nachträglich auslacht, daß ich einen Revolutionär, einen Jacobiner, protegirt hab', will ich, daß er davon gar nix erfahrt. Machen Sö also mit der „Stell'" die Sach' ab, wie Sö glaub'n. Ich brauch' Ihnen wohl nicht zu sag'n, daß der junge Fant im Interesse der Ordnung und Ruhe von Europa, für deren Aufrechterhaltung um jeden Preis ich mein kaiserliches Wort allen anderen Monarchen verpfändet hab', strenge bestraft werden muß, und daß auch seine naseweisen Correspondenten in Tirol, die es wag'n, so saubere Dinge über mich zu schreiben, nit leer ausgeh'n dürfen."

Der Staatsrath verbeugte sich dreimal vor dem Kaiser, der jetzt vom Schreibtische aufstand und dicht vor Ostenried hintrat.

„Wir sind noch nit fertig, mein Lieber," begann nun der Monarch ernst, „für mich kommt jetzt eigentlich erst die Hauptsach'."

Der Kaiser ging einige Male mit auf dem Rücken gekreuzten Armen auf und ab, bevor er plötzlich vor dem Staatsrathe stehen blieb und sagte:

„Sö kennen g'wiß alle die „Manklereien," die der Metternich jetzt vorhat?"

Ostenried wurde durch diese etwas sonderbare Frage betroffen, aber er faßte sich schnell und erwiderte:

„Ich schmeichle mir, einigermaßen das Vertrauen Seiner Durchlaucht zu genießen."

„Da thut der Fürst auch ganz gut daran!" bemerkte der Kaiser raschen, jedoch sehr gnädigen Tones, zögerte aber dann, weiter zu sprechen. Endlich fuhr er fort:

„Hat der Staatskanzler keine diplomatischen Verhandlungen in

petto, wozu man einen Erzherzog an Ort und Stelle verwenden könnt'?"

Ostenried's Mund umspielte ein schlaues Lächeln, indem er entgegnete:

„Mit dem Petersburger Cabinet sind schon seit fünf Monaten sehr schwierige und langwierige Negociationen wegen Schlichtung von uralten Grenzstreitigkeiten am Pruth im Zuge, und es ist kaum wahrscheinlich, diese Differenzen auf gewöhnlichem Wege je beglichen zu sehen. Die Entsendung eines Erzherzogs an die Newa würde diese fatale Angelegenheit, in welcher Rußland sogar eine gewisse, unseren sonstigen freundlichen Beziehungen bereits abträgliche Gereiztheit an den Tag legt, einer beiderseitigen befriedigenden Lösung alsbald zuführen. — Wenn mir die Allerhöchste Gnade zu Theil würde, Euerer Majestät einen allerunterthänigsten Vorschlag „zu Füßen legen" *) zu dürfen, möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß Seine kaiserliche Hoheit Erzherzog Johann wohl die geeignetste Persönlichkeit wäre, den in Rede stehenden Gegenstand in Petersburg auszutragen."

„Ihr Vorschlag gefällt mir," rief der Kaiser, dem Staatsrathe gleichsam zur Belobung für seine Gelehrigkeit auf die Achsel klopfend; dann setzte der Monarch bei, seinen überglücklichen Rathgeber scharf fixirend:

„Gewiß wird's der Johann g'schwind machen, denn er packt Alles hitzig an; das hat er sich auf den Alpen bei seinen Gamsjagden an'gwöhnt. — Eh' sechs Wochen um sind, is er wieder von Petersburg da; darauf möcht' ich wetten."

„Halten zu Gnaden, Majestät," bemerkte der Staatsrath, scheinbar in Eifer gerathend, „wenn ich es wage, ganz unterthänigst wegen der raschen Rückkehr Seiner kaiserlichen Hoheit auf eine Conjectur zu reflectiren, welche in dieser Beziehung einen mehrmonatlichen Aufschub mit sich bringen würde."

„Gengen's," sagte der Kaiser unwillkürlich schmunzelnd, „lassen's Ihna nit auslachen — reden wir unter vier Augen aufrichtig miteinander. Ich kenn' die Dummheit, um was es sich da unten in der Bukowina handelt. Seit dreißig Jahren wird herumgestritten, ob eine kleinwinzige Sandinsel im Pruth zu Oesterreich oder zu Rußland g'hört.

*) Diese und ähnliche, eher gewisser Vierfüßler als eines Menschen würdigen Phrasen waren wirklich Sitte. —

Aber das Wasser is g'scheidter, als ös Diplomaten, denn alle Jahr tragt's von der dalketen Insel an Stück weg, und wenn wir noch lang umaband'ln, is eh' nix mehr da davon."

„Ich bewundere die an Allwissenheit grenzenden Detailkenntnisse Euerer Majestät," sprach Ostenried mit meisterhaft erheuchelter Beschämung, „und ich wage es daher kaum, auf die Opportunität hinzudeuten, den Höfen von Stockholm, Kopenhagen, Haag, London und Paris durch Seine kaiserliche Hoheit auf der Rückkehr von Petersburg in einer kleinen Rundreise endlich jene Besuche abstatten zu lassen, welche bereits längst der Erwiderung harren."

„Oh, daran hab' ich schon längst gedacht!" erwiderte der Kaiser trocken, um nicht merken zu lassen, wie ungemein gelegen ihm dieser praktische Rathschlag des schlauen Diplomaten kam.

Der Monarch nickte zweimal mit dem Kopfe. Des Staatsraths Audienz war zu Ende.

Herr von Ostenried conferirte noch in der Nacht mit Fürst Metternich. — Das Schicksal des armen Schwalbach wurde bei dieser Gelegenheit in fünf Minuten entschieden.

Noch bevor der Morgen graute, befand sich der unglückliche junge Mann in einer dicht geschlossenen und wohlbewachten Postkutsche unterwegs: Nach dem Spielberge. —

XXI.

Unterhandlungen.

Wie wir bereits erwähnten, hatte Julius von Dahlberg den ihm durch einen Expressen nach Nord-Ungarn überbrachten wohlmeinenden Rath des Baron Eichberg, das österreichische Gebiet zu meiden, nicht beachtet. — Im Bewußtsein, keine unrechte Handlung begangen zu haben, und von dem Wunsche beseelt, seinem Freunde und „Bruder" Schwalbach nach Kräften beizustehen, kehrte er nach Wien zurück.

Sein alter, väterlicher Freund schüttelte zwar darüber etwas bedenklich den Kopf, aber im Grunde des Herzens vermochte er nicht, dem jungen, pflichtbewußten Manne Unrecht zu geben, daß derselbe weder

der ihm von seinem Vater vererbten Mission untreu werden, noch durch sein Fernbleiben von Wien sich gewissermaßen als Mitschuldiger irgend einer verpönten Handlung bekennen wollte. — Für Julius existirte freilich auch noch ein anderer, sehr verlockender Beweggrund, nämlich seine reine, innige Liebe zu Hermine. Vergeblich hatte er bisher, um diese zarten Gefühle niederzukämpfen, wahrhaft übermenschliche Anstrengungen gemacht, aber dieser Ringkampf zwischen Pflicht und Neigung brachte ihm nur immer klarer zum Bewußtsein, daß er ohne das holde Wesen, von dessen Gegenliebe er sich versichert halten durfte, für ihn kein wahres Erdenglück denkbar sei.

Sowohl der Baron als Dahlberg gaben sich alle Mühe, zu erfahren, was wohl aus dem spurlos verschwundenen Herrn von Schwalbach geworden sein möge. — Weder directe Anfragen, noch Bestechungsversuche führten zum Ziele. Im Gegentheile wußte man anfangs die Nachforschenden gänzlich irre zu führen, nämlich zur Annahme zu verleiten, daß Schwalbach sich noch immer in Wien befinde, aber in strengster Haft gehalten werde.

Baron Eichberg ließ sich jedoch durch diese Fabel nur wenige Tage hindurch täuschen. — Seine kleine, aber exacte Freimaurer-Polizei brachte es alsbald auf Umwegen heraus, daß Herr Adolf von Schwalbach weder im Polizeigefangenhause in der Sterngasse, noch im Criminalgerichte, damals auf dem Hohen Markte, sich befinde. Da dies die zwei einzigen Orte in ganz Wien waren, wo der Verschwundene möglicherweise angehalten werden konnte, so lag es klar zu Tage, daß man den unglücklichen jungen Mann ganz in der Stille aus der Residenz entfernt hatte.

Für Schwalbach's Freunde lag etwas sehr Beängstigendes und wirklich Gefahrdrohendes in dem Umstande, daß sie die Ursache, warum die Arretirung des Tags zuvor von Kaiser Franz in der Audienz so huldvoll behandelten Bittstellers erfolgt war, nicht kannten, denn von dem schändlichen Verrathe des „herzlosen Weibes" besaßen sie gar keine Ahnung. Der Schreibtisch war zwar vom „Perlhofe" kurz nachdem Schwalbach sich in die Staatskanzlei verfügt hatte, im Hause des Baron endlich angelangt, aber da die wohlverschlossenen Laden keine Spur einer gewaltsamen Eröffnung nachwiesen, und Schwalbach überdies den großen Fehler begangen, weder zu Eichberg noch zu Dahlberg je von seiner tiroler Correspondenz zu sprechen, so wurde das in Rede stehende Möbel, ohne dasselbe einer besonderen Beachtung

werth zu halten, gleich den unter Einem angelangten, mit Büchern vollgepfropften sechs Kisten einfach bis auf Weiteres vom Kammerdiener Hermann im Magazine deponirt.

Seit der den Uneingeweihten so räthselhaften Verhaftung Schwalbach's waren bereits volle acht Tage verstrichen, als Herr von Dahlberg Abends gegen neun Uhr sehr niedergeschlagen und sorgenvoll von seinem gewöhnlichen Besuche bei Eichberg nach Hause zurückkehrte.

Sein Diener, der alte Jacob, erwartete ihn bereits auf dem Gange, um die in der That sehr sonderbare Neuigkeit zu melden, daß schon seit einer Stunde im Zimmer des gnädigen Herrn eine dicht verschleierte Dame warte.

„Ich werde mich nicht täuschen," schloß der Schwätzer seinen kurzen Bericht, „ich werde mich nicht täuschen; ich habe dieses Frauenzimmer schon im Hause des Herrn von Ostenried gesehen, ich will wetten, daß es — —"

„Himmel!" unterbrach Julius erblassend seinen Diener und stürzte nach der Thüre seines Zimmers, „sollte es Hermine sein? Welche Unvorsichtigkeit!"

„Aber" — wollte Jacob in seiner breiten, schwerfälligen Redeweise berichtigend fortfahren.

„Kein Wort weiter!" gebot Dahlberg ganz außer sich, und Hut und Ueberrock von sich werfend, eilte er in sein Zimmer.

Kaum hatte er aber in dasselbe den ersten Schritt gethan, als er betroffen, ja, verlegen stehen blieb. — Die Dame, welche in sehr nonchalanter Haltung in einem Fauteuil saß, und sich die Zeit damit vertrieben hatte, ein kostbares Album mit Kupferstichen durchzublättern, war offenbar nicht Hermine, denn diese besaß blondes Haar, während der Fremden, welche der Thüre den Rücken zugekehrt hielt, eine seltene Fülle rabenschwarzer Prachtlocken über den blendend-weißen Nacken herabhing.

Die Dame erhob sich wenige Secunden nach dem Geräusche, welches durch das hastige Oeffnen der Thüre verursacht worden war, langsam von ihrem Sitze, dabei den Schleier theils mit der Hand, theils durch ein kokettes Zurückwerfen des Kopfes vollends von ihrem Antlitze beseitigend.

„Madame Brevet!" rief Dahlberg ganz erstaunt aus, als er die Concubine und Haushälterin des Herrn Staatsraths von Ostenried erkannte.

Mit jener graziösen Ungezwungenheit, welche nur der Französin eigen ist, trat Madame de Brevet ganz nahe an Herrn von Dahlberg heran, und reichte demselben die kleine, weiche Hand so freundlich entgegen, daß es eine große Unhöflichkeit gewesen wäre, die niedlichen Fingerchen mit den rosafarbigen Nägeln nicht zu ergreifen, und an die Lippen zu drücken. — Zudem war ja Dahlberg, so lange er noch Ostenried's Haus besuchte, stets mit Madame de Brevet auf ziemlich gutem Fuße gestanden, sowie er Herminen unablässig den wohlmeinenden Rath ertheilte, die Französin, deren Beseitigung aus des Vaters Hause absolut unmöglich gewesen wäre, nach Thunlichkeit zu ignoriren, statt derselben bei jeder Gelegenheit ihre zweideutige Stellung in der Familie fühlen zu lassen.

Da der junge Mann seine Verlegenheit noch nicht in dem Grade bemeistert hatte, um sofort die Conversation anzuspinnen, begnügte er sich, Madame Brevet einen Fauteuil anzubieten und einige banale Phrasen über die Ehre dieses ganz unerwarteten Besuches vom Stapel zu lassen.

Julius hatte, gut drei Schritte von der Französin entfernt, Platz genommen, aber ehe man es sich versah, lancirte Madame de Brevet ihren Rollstuhl derart an die Seite Dahlberg's, daß sie nur ihren Arm auszustrecken brauchte, um ganz bequem den seinigen erfassen zu können.

„Herzliche Grüße von Hermine," begann nun die kleine Kokette mit verführerischem Lächeln.

„Das Fräulein weiß um Ihren Schritt?" rief Dahlberg ganz erstaunt.

„Ja wohl, mein lieber Freund!" entgegnete die Französin ungemein vertraulichen Tones, „ja wohl, weiß sie darum, oder besser gesagt, Fräulein von Ostenried ist die directe Urheberin meines späten Besuches, der, ich läugne es nicht, etwas auffällig und kühn erscheinen mag."

Dahlberg's Antlitz überflog der Ausdruck des Entzückens, sein Herz begann fast hörbar zu pochen und mit unsicherer Stimme stammelte er die Worte:

„Sie haben mir also eine Botschaft von ihr zu überbringen, und zwar hoffentlich keine schlimme?"

„Ei, ei, wie scharfsinnig die Liebe macht!" lachte Madame Brevet aus vollem Halse, „Sie haben wirklich das Richtige errathen.

Hermine erfuhr von Ihrer Rückkehr nach Wien und hoffte mit Zuversicht, daß Sie irgend einen Versuch wagen würden, ihr zu nahen. Aber nicht genug, daß Sie, schlimmer, hartherziger Mann, die ganzen Monate hindurch, als Sie auf der Zigeunerjagd umherirrten, keine Silbe von sich hören ließen, geberden Sie sich auch seit den acht Tagen, wo Sie wieder in der Residenz weilen, gerade so, als ob es für Sie nie eine Hermine von Ostenried gegeben hätte."

„Madame," entgegnete von Dahlberg etwas pikirt, „ich glaube, Herr meiner Handlungen zu sein, und ich begreife nicht, wie sich irgend Jemand das Recht anmaßen kann, mich über meine Ab- und Zuneigungen in etwas kategorischer Weise zu examiniren."

„Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß Hermine noch immer Ihrem Herzen theuer, unendlich theuer ist?" erwiderte die Französin durchaus nicht alterirt durch die scharfe Zurechtweisung, welche in Dahlberg's letzten Worten lag.

„Und wenn ich verneine?" sagte der junge Mann trocken und mit gerunzelter Stirne.

„Dann haben Sie einfach — gelogen, mon cher!" kicherte Madame de Brevet und schlug den jungen Mann mit dem Fächer auf die Schulter, „halten Sie mich denn für blind? Ich habe in Ihrem Zimmer etwas Rundschau gehalten und nicht weniger als drei, sage drei Portraits des Fräulein von Ostenried angetroffen, ferner möchte ich zehn Jahre meines Lebens verwetten, daß auch das niedliche Medaillon, welches in etwas verrätherischer Weise Ihrem Busen entfiel, gleichfalls das Bildniß unserer schönen Blondine birgt."

Dahlberg wurde über und über roth. Ganz verlegen schob er hastig das Medaillon, welches er an einer goldenen Kette beständig um den Hals trug, und welches durch das Ungestüm, womit er seinen Ueberrock abgelegt hatte, aus seinem Verstecke in dem Gilet herausgerissen worden war, wieder an die frühere Stelle in der Nähe seines Herzens.

„Vertrauen um Vertrauen!" fuhr Madame de Brevet fort und legte ihren schönen Arm wie zufällig auf den des jungen Mannes, „ich will mit Ihnen offen sprechen. — Unter dem ebenso räthselhaften als grausamen Spiele, welches Sie, Herr von Dahlberg, mit Ihrer doch ganz evidenten Neigung Ihres Herzens treiben, leiden Sie und Hermine in gleich unsäglicher Weise. Kein vernünftiger Mensch vermag die Motive Ihrer Handlungsweise zu begreifen. — Florencourt's

Bewerbung um das Fräulein kann die Ursache nicht sein, denn der Graf kam erst in unser Haus, als Sie dasselbe zu meiden begonnen hatten, und von der Unwandelbarkeit, mit welcher Hermine Ihnen zugethan blieb, besitzen Sie Beweise. Zudem hat ja Florencourt für den Augenblick ganz das Feld geräumt. Wie Sie ohnehin wissen werden, hat er schon vor einem Monate Wien verlassen und weilt zur Stunde in Neapel. Die Welt glaubt allgemein, daß er nur aus Verdruß über seine mißlungene Bewerbung verreist sei; ich aber wäre im Stande, Ihnen die wahren Motive anzugeben, wenn Sie mir das Ehrenwort geben, nicht weiter auszuplaudern.

Dahlberg leistete dieses Versprechen, denn es interessirte ihn, über seinen Nebenbuhler Näheres zu erfahren.

„Graf Adalbert von Florencourt," fuhr Madame de Brevet fort, „ist — hören Sie und staunen Sie — in den Dienst der geheimen Staatspolizei getreten. Da er, wie bekannt, sehr reich ist, so that er diesen Schritt nicht des Geldes wegen, sondern in Aussicht auf Orden, Ehren und Würden, die man ihm versprochen hat. Zweitens konnte er sich damit auf gute Art der Frau von Schwalbach entledigen, welche in ihn wie eine Tollhäuslerin vernarrt ist."

„Dann wundert es mich, daß dieses abscheuliche Weib ihm nicht nach Neapel gefolgt ist," bemerkte Dahlberg.

Die Französin brach in ein nicht enden wollendes schadenfrohes Gelächter aus. — Als ihre boshafte Heiterkeit sich etwas gelegt hatte, sagte sie:

„Frau von Schwalbach sieht sich in Folge ihrer Liaison mit dem Grafen veranlaßt, einige Monate in Zurückgezogenheit zu verbringen. Sie hat sich, wie die Polizei erfuhr, vor vierzehn Tagen nach dem Salzburgischen begeben, von wo ihre Rückkehr erst gegen Herbst zu erwarten steht."

„Armer Schwalbach!" rief Julius tief ergriffen aus. Plötzlich leuchtete aber der Blick des jungen Mannes lebhaft auf. Ein praktischer Gedanke durchzuckte sein Gehirn.

„Madame," sagte er, zur Französin gewendet, welche sich immer ungenirter zu benehmen begann; „Madame, gewiß wären Sie im Stande, mir Aufschluß zu geben, wohin mein armer Freund gerathen ist und worin das Verbrechen besteht, welches einen solch abnormen Schritt der Behörde, wie sein spurloses Verschwinden wohl genannt werden muß, herbeigeführt hat."

Die Französin lächelte schelmisch und indem sie sich noch inniger an Dahlberg anschmiegte, dessen schüchterner Sinn dadurch nicht wenig in Verwirrung gerieth, lispelte sie:

„Vielleicht, ich sage nur vielleicht, wäre ich im Stande, in diesem Punkte Ihre Wißbegierde zu befriedigen. Jedoch würde sich meine Schwatzhaftigkeit an gewisse Bedingungen knüpfen, deren Erfüllung unbedingt vorangehen müßte."

Madame de Brevet blickte dabei den schönen, jungen Mann so zärtlich, so verlangend an, daß über die Natur einer dieser Bedingungen gar kein Zweifel obwalten konnte.

Dahlberg war nahe daran, das Beispiel des keuschen Jose nachzuahmen und aus seiner eigenen Wohnung vor der ebenso listigen als reizenden Schlange, welche ihn allmählig zu umstricken begann, die Flucht zu ergreifen. Aber theils die Scham, täppisch zu erscheinen, theils der Wunsch, etwas über den armen Schwalbach zu vernehmen, bestimmte ihn, sich der evidenten Gefahr auszusetzen, auf alle Bedingungen der verführerischen Französin einzugehen.

„Wir wollen Punkt für Punkt verhandeln," fuhr die schlaue Kokette fort; „vor Allem müssen Sie mir wegen Hermine eine bestimmte Zusage leisten. Der Staatsrath wird Sie mit offenen Armen aufnehmen, wenn Sie die Absicht kundgeben, seiner Tochter die Hand zu reichen. Als Ostenried's Schwiegersohn sind Sie natürlich von einem ähnlichen traurigen Schicksale, wie es Schwalbach betroffen hat, gefeit, ja noch mehr, Sie werden im Stande sein, dann Ihren Freund zu retten. Also, wann darf ich Ihren Besuch dem Staatsrathe ankündigen?"

Dahlberg preßte mit beiden Händen seine Stirne. Ach, wie sehr harmonirte der gestellte Antrag mit seinen glühendsten Wünschen, auf deren Erfüllung er aber wohl für immer verzichten mußte. Um die Unterhandlungen nicht sofort durch eine positive Weigerung abzubrechen, erwiderte er:

„Ich will mit Baron Eichberg darüber berathen. Binnen drei Tagen werde ich Ihre Güte, Madame, in Anspruch nehmen, einen Brief an Hermine zu vermitteln."

„Mit größtem Vergnügen," sagte die Französin, mit glühenden Blicken Julius verschlingend, dessen Schüchternheit und Verlegenheit ihr Blut nur noch mehr zu entflammen schien.

„Und nun, Madame," begann Dahlberg mit aufgehobenen Händen, „beschwöre ich Sie, mir wegen meines Freundes Auskunft zu geben."

„Nicht so eilig,“ preßte Madame de Brevet aus ihrer hochwogenden Brust, und alle Rücksichten bei Seite setzend, umschlang sie mit beiden Armen Dahlberg, demselben einen heißen Kuß auf die Lippen drückend.

Der junge Mann fuhr wie elektrisirt zusammen; seine Sinne verwirrten sich und willenlos ließ er es ein zweites Mal geschehen, daß die Lippen der verführerischen Sirene an den seinigen hingen.

Die Französin glaubte bereits zu triumphiren; — da pochte der alte Jacob mit derbem Finger an die Thüre. Julius sprang vom Stuhle auf. Mit wüthenden Blicken begrüßte Madame de Brevet den eintretenden Diener, welcher meldete, daß Baron Eichberg plötzlich erkrankt sei und Herrn von Dahlberg sogleich zu sprechen wünsche.

Dahlberg begrüßte dieses Intermezzo als einen gütigen Wink des Himmels; die Französin hingegen kniff sich über diesen unvorhergesehenen Abbruch der „Verhandlung“ ärgerlich in die Lippen.

Jacob geleitete die Dame zu ihrer auf der Brandstätte harrenden Equipage, während Julius geflügelten Schrittes nach der nahen Schullerstraße eilte.

XXII.

Verdruß über Verdruß.

Zur selben Stunde, wo Madame de Brevet in Dahlberg's Wohnung die geschilderten „Unterhandlungen“ pflog, schritt Herr von Ostenried in seinem Schreibzimmer in der Herrengasse sehr unwirsch gestimmt auf und ab.

Abbé Krunner stand in einer Ecke des Gemaches, und spielte in offenbar sehr unbehaglicher Stimmung mit seinem Hute.

„Nichts als Verdruß über Verdruß,“ polterte der Staatsrath vor dem Abbé stehen bleibend, der mit einer wahren Armensündermiene die Augen zu Boden schlug, „der Teufel hat mich geritten, uns je in die Schwalbach'sche Geschichte einzumengen und daran sind nur Sie Schuld. Seit der Kaiser die von Frau von Schwalbach ausgelieferten Freimaurer-Insignien und die gewissen Briefe mit eigenen Augen gesehen hat, ist er in seinem Argwohne steif und fest überzeugt, daß in Wien ein Jacobinerclub existirt, der ihn vom Throne stoßen und den

Erzherzog Johann zum Kaiser ausrufen will. Unter vier Augen gesagt, eine sehr kindische Voraussetzung, denn erstens wäre hier gar kein Boden zu einer Revolution aus solchem Anlasse, und zweitens möchte sich der Erzherzog Johann für die Ehre, Kaiser zu werden, gewiß sehr schön bedanken; der ist froh, wenn er in seinen Bergen von der ganzen Hofburg nichts hört und sieht. Doch bleiben wir lieber bei der Hauptsache. Der Kaiser ist, wie gesagt, über den Polizeidirector schon seit mehreren Tagen in hohem Grade aufgebracht, daß er die „Rebeller" noch immer nicht im „Kastel" hat. Vor einer Stunde war der Hofrath wieder bei mir; er ist natürlich ganz außer sich und weiß nicht zu rathen, nicht zu helfen. Wenn man den Mann nicht aus der Klemme befreit, so wird er gezwungen sein, dem Kaiser reinen Wein einzuschenken und alle Folgen fallen auf mich zurück; der Fürst wird von nichts, von gar nichts wissen wollen und wäscht sich rein; natürlich auf Kosten meiner heilen Haut. Setzt man aber mir das Messer auf die Brust, so werde ich Alles auf Sie wälzen und Sie mögen dann zusehen, wie es Ihnen ergeht; also Krunner, bieten Sie Ihren ganzen Witz auf, um ein Mittel zu ersinnen, wie man den Kaiser wegen seiner Freimaurer-Visionen beruhigen könnte."

Der Abbé kratzte sich hinter die Ohren und sagte nach einigem Nachdenken:

„Da wird wohl nichts übrig bleiben, als eine Freimaurerloge zu improvisiren und selbe der Polizei in die Hände zu spielen."

„Sollte der Kaiser, welcher in seinem maßlosen Argwohne mitunter den Nagel auf den Kopf trifft, am Ende nicht doch Recht haben, daß eine solche Loge hier in Wahrheit existirt?" bemerkte Ostenried sinnend.

„Darin irrt sich Seine Majestät ganz gewiß," entgegnete der Abbé im Tone der Ueberzeugung, eine Antwort, welche uns aus dem Munde Krunner's um so mehr befremden muß, als wir doch wissen, daß er zufällig in den Katakomben von der Existenz der geheimen Freimaurerloge Kenntniß erhalten hatte. — Bei späterer Gelegenheit werden wir jedoch erfahren, daß der schlaue Gauner gar sehr im eigenen, wohlbedachten Interesse handelte, als er auf den momentanen Vortheil verzichtete, der ihm durch die Preisgebung dieses Geheimnisses ganz gewiß in reichlichem Maße geworden wäre.

„Dann müßte freilich zu Ihrem Auskunftsmittel gegriffen werden," sagte der Staatsrath mit sich selbst im Reinen, „es gibt keinen an-

deren Weg, um den Kaiser über die Jacobiner zu beruhigen, als durch die Polizei eine förmliche Loge entdecken zu lassen. — Aber wie wollen Sie dies nur arrangiren, mein lieber Krunner?"

„Wie viel darf die Geschichte kosten?" frug der Abbé, der wieder sein Selbstvertrauen gewonnen hatte.

„Wer spricht denn von den Kosten!" bemerkte Ostenried verächtlichen Tones, „was gehen uns die Kosten an, wenn es sich darum handelt, einen Wunsch des Monarchen zu befriedigen."

„Zehntausend Gulden werden doch nicht zu viel sein?" bemerkte Krunner lauernd.

„Für Sie als Honorar?" frug der Staatsrath, dem dieser Betrag als Gesammtkosten der aufzuführenden Komödie viel zu gering vorkam.

„Aber, Excellenz!" entgegnete der Abbé, den Gekränkten spielend, „habe ich je für meine geringen Leistungen eine Forderung gestellt? Ich verlange die gedachte Summe nur als Vorschuß gegen Verrechnung und hoffe damit auszukommen. Befindet Euere Excellenz mich seiner Zeit besonders zu belohnen, so werde ich dankbarst entgegenehmen, was hochderen Großmuth für angemessen hält."

„Und Sie sollen nicht übel dabei fahren," sagte Ostenried sehr gnädig; „der Fürst, welchen diese Affaire gleichfalls in Fatalitäten zu bringen droht, wird gewiß meine Anträge acceptiren. Doch bleiben wir bei der Hauptsache — bis wann hoffen Sie ein Resultat zu erzielen?"

„In längstens vierzehn Tagen können die Fischlein im Netze zappeln. Morgen mag der Polizeidirector in Gottes Namen dem Kaiser melden, daß er den Freimaurern auf die Spur gekommen sei. Sobald der Monarch, der keinen Widerspruch verträgt, sich in seiner vorgefaßten Meinung bestärkt sieht, wird er geduldig das Resultat abwarten."

„Krunner, Sie sind ein Teufelskerl!" rief Ostenried ganz entzückt und klopfte den Abbé vertraulich auf die Schulter. „Nun aber zur zweiten Sache, die mir seit Kurzem Verdruß über Verdruß macht. Sie wissen wohl, was ich meine?"

„Eure Excellenz belieben auf Herrn von Brevet anzuspielen, der in seinen Forderungen immer unverschämter zu werden beginnt."

„So ist es — erst heute hat mir der Fürst bedeutet, daß er Brevet nicht länger brauchen könne, daß dieser Mensch nicht nur das Heidengeld, welches er kostet, nicht werth sei, sondern sogar sich erfreche, in seinen Berichten die plumpesten Lügen zu schmieden. Ich konnte nicht

widersprechen und morgen erhält Herr von Brevet ein Billet-doux, welches ihm den Stuhl vor die Thüre der Staatskanzlei setzt. Eine saubere Geschichte das! Nun wird dieser nichtsnutzige Verschwender mir zur Last fallen. Wie soll ich aber dabei aufkommen? Sie wissen, daß ich nichts besitze, als meinen Gehalt, und eine freilich sehr ansehnliche Zulage aus dem geheimen Fonds. Ja, wenn Hermine bereits die voraussichtliche Erbschaft angetreten hätte, dann könnte ich jährlich sechs- bis achttausend Gulden entbehren, um Herrn von Brevet das Maul zu stopfen. Haben Sie vielleicht über ein Mittelchen nachgedacht, wie man sich diesen Geldfraß vom Halse schaffen könnte?"

„Dieses Mittelchen ist gefunden, Excellenz. Herr Julius von Dahlberg wird mir die Gefälligkeit erweisen, Marquis de Brevet für immer unschädlich zu machen," entgegnete Krunner mit einer Verbeugung.

„Krunner!" drohte der Staatsrath mit dem Finger. „Krunner, ich bin heute, wo ich Verdruß über Verdruß gehabt, durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt."

Excellenz, ich spreche in vollem Ernste, aber ich erbitte mir die Gnade, Sie erst mit einem Resultate überraschen zu dürfen."

„Es sei," entgegnete Ostenried, „aber wohlgemerkt, nur keinen Scandal, der mich compromittiren könnte. Sie wissen, die böse Welt moquirt sich ohnehin über mein Verhältniß zur armen, guten Madame Brevet, dieser edlen Seele, die mir so treu, so innig zugethan ist."

Der Abbé hielt einen Augenblick lang den Hut vor das Gesicht, damit der Staatsrath nicht das höhnische Schmunzeln bemerke, welches ihm der Lobspruch auf die kleine Französin entlockte, denn auch Krunner hatte sich bereits der vollen Gunst dieser sittenstrengen Dame zu erfreuen gehabt.

„Hat Ihnen Florencourt schon lange nicht geschrieben?" fuhr Ostenried nach einer Pause fort, „auch dieser Mensch macht mir Verdruß über Verdruß. Er zeigt sich in Neapel sehr lässig und seine Berichte lauten derart nichtssagend, daß der Fürst gar keinen Werth darauf legt, und mir bereits das Befremden kundgab, wie man einen solchen Menschen als geheimen Chargé d'Affaire ins Vertrauen ziehen konnte. Zudem, mein lieber Krunner, hat die französische Polizei uns von Paris aus eine verblümte Warnung zugesendet, uns mit diesem [illegible] nicht allzu [illegible] einzulassen. Villeile, der französische Polizei-

minister, schreibt, daß es mit seinem Vorleben irgend ein bedenkliches Bewandtniß haben müsse und sein angeblicher Reichthum auf sehr schwacher Basis zu fußen scheine. — Jetzt bin ich wahrlich froh, daß seine Liaison mit der Schwalbach meiner Tochter Anlaß gab, dem Herrn Grafen kategorisch die Thüre zu weisen. Vielleicht läßt sich jetzt mein früherer Plan betreff des Herrn von Dahlberg von Neuem aufnehmen. Hermine liebt ihn unaussprechlich, und es wäre Thorheit, zu glauben, daß ein eiserner Charakter, wie dieses Mädchen, in ihrer Neigung schwankend werden könne, zumal es feststeht, daß auch der junge Mann meiner Tochter aus vollem Herzen zugethan ist. — Haben Sie denn noch immer nicht herausgebracht, was wohl der Grund seines merkwürdigen, ja unerklärlichen Benehmens sei?"

„Zweifelsohne," entgegnete der Abbé mit Bestimmtheit, „ist Niemand daran Schuld, als der Baron Eichberg, der einen grimmigen Haß gegen Eure Excellenz schon seit vielen Jahren hegt, und deßhalb Alles aufbietet, um Herrn von Dahlberg von einer Verbindung mit der Familie von Ostenried abzuhalten. — Die Langmuth, womit die Polizei diesen alten Kautz zu behandeln beliebt, ist mir übrigens, — Eure Excellenz möge meinen Freimuth entschuldigen — völlig unerklärlich. Ein Anderer, der mit gleicher Kühnheit, an öffentlichen Orten sogar, die Regierung bei jeder Gelegenheit tadeln würde, hätte gewiß die größten Unanehmlichkeiten zu gewärtigen. Seit Schwalbach verschwunden, speit sein giftiges Lästermaul wahrhaft Schwefel und Pech; so hat er sich erst gestern Abends bei den „drei Laufern" in einer Art und Weise ausgelassen, daß alle anwesenden Gäste, um nicht etwa mit der Polizei in Conflict zu gerathen, wenn auch nur als Zeugen, eiligst die Flucht ergriffen."

„Weiß Alles," brummte Ostenried verdrießlich, „aber für seine Person ist dieser verfluchte Mensch gefeit. Selbst der Fürst hat triftige Gründe, Eichberg persönlich zu fürchten. Die Polizei erhielt daher ein für alle Mal den Auftrag, den Baron ungeschoren zu lassen, dafür hat man aber die kleine Rache genommen, ihn ex officio für einen verrückten, unzurechnungsfähigen Menschen auszuschreien. — Und warum sollte man auch wegen dieses sehr, sehr gefährlichen Mannes ein va banque Spiel wagen, dessen Gewinnst-Chancen ganz auf seiner Seite wären, falls er sein Ehrenwort, über gewisse Dinge zu schweigen, nicht länger halten wollte; wahrscheinlich lebt er doch nur mehr wenige Jahre und mit seinem Tode wird nicht nur Seiner Durchlaucht und mir

auch noch vielen anderen hochgestellten Persönlichkeiten ein wahrer Mühlstein vom Herzen fallen. Vorläufig können wir überaus froh sein, ihm für immer dem Weg zum Kaiser verrammelt zu haben."

„Hm!" bemerkte der Abbé mit geheimnißvoller Miene und flüsternder Stimme, indem er an den Staatsrath ganz nahe herantrat, „hm! Baron Eichberg erfreut sich einer überaus rüstigen Gesundheit, und bei seiner spartanischen Lebensweise kann er noch zwanzig Jahre Anderen zum Verdruß seinen tollen Spuk treiben; es wäre aber immerhin denkbar, daß irgend ein — Zufall seinem Dasein ein rasches Ziel setzen würde."

Ostenried schielte seinen Mephisto nach der Seite an und die Röthe, welche einen Augenblick über seine Wangen glitt, bewies, daß ihn der Gedanke an die angedeutete Eventualität nur sehr angenehm berührt habe. Aber alsbald erwiderte er, entschieden mit dem Kopfe verneinend:

„Ich glaube, Sie zu verstehen, mein lieber Krunner, und ich kann Sie versichern, daß Sie nicht der Erste gewesen sind, der auf dieses Auskunftsmittel verfiel. Aber es geht damit nicht. Die malitiösen Papiere, welche des Barons undurchdringlichen Panzer bilden, befinden sich an einem uns völlig unzugänglichen Orte. Der Schlaukopf hat sie der Großloge von England unter Siegel zur Aufbewahrung gegeben, mit der Verfügung, daß, sollte er gewaltsamen Todes sterben oder aus irgend einem Anlasse verschwinden, gewisse Documente sogleich durch den Druck zu veröffentlichen und davon mehrere Exemplare unserm Kaiser durch den englischen Gesandten in Wien persönlich zu überreichen seien. Brr! Das würde einen schönen Verdruß absetzen. Vierundzwanzig Stunden später wäre Metternich mit Ungnade entlassen. Begreifen Sie nun, warum der alte Baron unserer sonst so rücksichtslosen und allmächtigen Polizei gegenüber eine ganz ausnahmsweise Stellung einnimmt?"

„Das ist freilich schlimm, sehr schlimm," entgegnete Krunner ganz niedergeschlagen; „ich bin froh, mich über diesen Punkt genauer informirt zu haben, denn ich muß bekennen, daß ich auf eigene Faust ein kleines Arrangement zu treffen gedachte, um Euere Excellenz eines Morgens mit der Nachricht von dem sanften Dahinscheiden des lieben Baron Eichberg zu überraschen. Nun, da hätte ich in der besten Absicht jämmerliches Unheil angerichtet. Wie die Sachen jetzt stehen, werden wir uns, Excellenz, nach Alliirten umsehen müssen."

„Wie meinen Sie dies?“ warf der Staatsrath unwirsch hin.

„Wir müssen die Allianz der Jesuiten suchen,“ antwortete der Abbé ruhig, aber mit forschendem Blicke seinen Herrn und Gönner musternd.

„Unsinn!“ rief Ostenried verächtlich aus; „wissen Sie denn nicht, daß sowohl der Kaiser als der Fürst diesen Orden fürchten, und mit Recht, weil, wo die Gesellschaft Jesu einmal festen Fuß faßt, es aus ist mit der absoluten Macht der Regierung. Monarch und Minister würden alsbald zu Werkzeugen ihrer maßlosen Hab- und Herrschsucht herabsinken, wie die Geschichte Oesterreichs traurige Exempel genug darbietet. Nein, nein, mein lieber Krunner, mit einem solchen Vorschlage würde ich schön ankommen bei Metternich — meine ganz Stellung stände auf dem Spiele.“

„Aber, Excellenz,“ bemerkte der Abbé ganz submissen Tones, „vor der Hand brauchen wir ja weder den Kaiser noch den Fürsten, um den Jesuiten eine Gefälligkeit zu erweisen, welche zu einem Gegendienste verpflichtet.“

„Sie sprechen in Räthseln, aber machen Sie kurz, — so eben höre ich Madame de Brevet nach Hause kommen. Ich bin sehr neugierig, zu vernehmen, was sie bei Dahlberg ausgerichtet hat.“

„Wie Eure Excellenz wissen,“ sagte der Abbé, „wollen die aus Russisch-Polen vertriebenen Liguorianer in den österreichischen Staaten ein Asyl finden; es ist kein Geheimniß, daß die Liguorianer, sowohl ihrer Constitution als ihren Tendenzen nach, in nächster Beziehung zu dem Jesuiten-Orden stehen, welchem sie eigentlich als integrirender Bestandtheil angehören.“ — Nach einer Pause fuhr Krunner fort: „Die Jesuiten, kluge Leute wie sie sind, kennen die Verhältnisse zu genau, um nicht zu wissen, daß sie zur Stunde hier nicht geduldet werden würden; sie wollen sich daher damit begnügen, daß man vorläufig nur eine ganz kleine, bescheidene Congregation ihrer geheimen Bundesgenossen, der Liguorianer, in Wien dulde. Das Weitere wird sich dann von selbst geben.“

„Die Liguorianer,“ erwiderte Ostenried, „haben in Russisch-Polen so viele schlimme Streiche begangen, daß ihre Verbannung von dort nur allzu gerechtfertigt war. — Ich würde mich nicht getrauen, diesen Namen vor dem Fürsten in protegierender Weise auszusprechen.“

„Auch dafür gibt es ein Auskunftsmittel, Excellenz! Die Liguorianer werden hier in ganz unscheinbarer und demüthigster Form

auftreten und auch ihren Namen ändern, nämlich sich Redemptoristen nennen."

„Ei, ei," bemerkte der Staatsrath etwas spitz, „Sie scheinen ja mit jenen Herren auf sehr gutem Fuße zu stehen, indem Sie so genau Bescheid wissen. Ihre Angaben stimmen in der That vollkommen mit einem Berichte überein, den ich gestern aus Warschau erhalten habe."

„Excellenz," entgegnete der Abbé mit Betonung, „blos in Ihrem Interesse habe ich es gewagt, in dieser Richtung gewisse Negociationen einzuleiten, denn nur mit Hilfe der Jesuiten wird es möglich sein, die Folgen des 20. Februar 1808 zu paralisiren."

Der Staatsrath schrak heftig zusammen, als Krunner dieses Datums erwähnte.

„Was sprachen Sie da für dummes Zeug!" rief er, sich unwillig stellend, während eine große Verwirrung ihm beinahe das Bewußtsein raubte.

„Entschuldigen, Excellenz!" antwortete Krunner mit fester Stimme, „ich erlaube mir nur, mich auf Frau von Schwalbach's Ausspruch zu berufen."

Jetzt verlor Ostenried vollends den letzten Rest von Geistesgegenwart und er stammelte:

„Wa — was? Das dumme Weib hätte geplaudert?"

„So ist es!" log Krunner mit classischer Unverschämtheit, denn er wußte heute betreffs des 20. Februar 1808 gerade so viel, als an jenem Tage, wo er das erste Mal den Perlhof betrat und Frau von Schwalbach sich hierüber eine unvorsichtige Aeußerung entschlüpfen ließ.

„Kommen Sie morgen wieder," hauchte der Staatsrath mit abgewendetem Antlitz, „ich will mit Ihnen morgen näher überlegen, in wieferne man dem angedeuteten Wunsche der Liguorianer allenfalls Rechnung tragen könnte."

Der Abbé entfernte sich elastischen Trittes und eilte auf die Seilerstätte, wo damals, im Hause Nr. 989 im zweiten Stocke, der aus Russisch-Polen eingewanderte Liguorianer, Pater Clemens Hofbauer wohnte.

XXIII.

Eine barmherzige Schwester.

Der Spielberg von Brünn ist bereits von anderen Romanciers so häufig und umständlich beschrieben worden, daß wir in dieser Beziehung nur zur Auffrischung des Gedächtnisses unserer Leser einige wenige Daten hervorzuheben brauchen.

Westlich von Alt=Brünn, auf einer 800 Fuß hohen, ebenso steilen als sterilen Anhöhe, liegt der einst für uneinnehmbar gehaltene Spielberg, welchen aber die Franzosen nach der Schlacht von Austerlitz (2. December 1805) durch ein kurzes Bombardement zum Falle brachten und sodann in seinen Hauptwerken schleiften. Als die Oesterreicher später wieder in den Besitz des Spielbergs gelangten, unterließ man es zwar, diese einstige Zwingburg Mährens wieder als Festung herzustellen, baute jedoch die Umfassungsmauern wieder in soweit neu auf, um den Spielberg, das fürchterlichste Staatsgefängniß der Monarchie, abermals hierzu benützen zu können.

Auf dem Spielberge wurden außer den „Rebellen“, welche man von jeher hier mit Vorliebe unterzubringen pflegte, auch noch über zweihundert gemeine Verbrecher, meist Straßenräuber und Mörder, in Verwahrung gehalten. Auf dem Spielberge gab es nur schweren und schwersten Kerker. Der schwere Kerker bestand in Zwangsarbeit und Fußketten, sogenannte „Springer“, einem rohen Brette (Pritsche) als Lager und einer ebenso kargen als schlechten Kost, welche ein halbwegs ehrlicher Hund verschmäht haben würde. Die zum schwersten Kerker Verurtheilten bekamen blos Wasser und Brot, dabei auf wahrhaft unmenschliche Weise mit Ketten belastet, denn diese zweite Kategorie der Sträflinge trug außer den Fußeisen auch Fesseln an den Händen und einen eisernen Ring um die Mitte des Leibes, der an der Wand mittelst einer anderen Kette derart befestigt war, daß sich der Arrestant kaum einen Schritt von seiner Pritsche entfernen konnte.

Die Gefangenen wurden in jener Reihenfolge, in welcher sie der entsetzliche Spielberg in seinen düsteren Mauern aufnahm, in das Protokoll eingetragen, so daß die sonst achtbarsten Namen, welche das Unglück gehabt, der österreichischen Regierung als Hochverräther zu erscheinen, zwischen denen von Gurgelabschneidern, Falschmünzern und

anderen derlei Auswürfen der menschlichen Gesellschaft figurirten. Dabei ließ es aber die Hausordnung auf dem Spielberge nicht bewenden. Ohne Unterschied auf Rang und Bildung, auf wirkliche oder nur dictirte Strafbarkeit wurden die Gefangenen in den ungesunden Kerkern zusammengethan, wie es gerade der Laune, der Faulheit oder der Bosheit der Verwaltung zu Gesichte stand.

Welch' ungeheurer Unterschied gegen damals in der Art und Weise, wie man heutzutage den Verbrecher in den Strafanstalten behandelt! Welch' schöner, erhebender Aufschwung der Humanität auch auf diesem Gebiete im Vergleiche zur sogenannten „alten guten Zeit!"

Auf dem Spielberge war in der Regel zehnjähriger Kerker ganz gleichbedeutend mit Todesstrafe. Nur litt der Verurtheilte bei letzterer weit weniger, während der Sträfling auf dem Spielberge so zu sagen jeden Tag starb, ausgesetzt allen Leiden und Mißhandlungen, stets an der Grenze zwischen Verzweiflung und Wahnsinn.

Der mindeste Verstoß gegen die Hausordnung oder gar gegen die eiserne militärische Disciplin, mit der sich der Gefangene der Willkür seiner Wächter unterordnen mußte, wurde ohne langen Proceß „auf der Bank" geahndet. Der Commandant hatte die Befugniß, jedem seiner weißen Sclaven bis zu fünfzig Stockstreichen, oder so viel der zu Züchtigende überhaupt „vertragen" konnte, „aufmessen" zu lassen, und dagegen gab es keinen Recurs. Um die Beschimpfung zu vermehren, wurden solche Executionen stets in Gegenwart aller anderen, in Reih' und Glied aufgestellten Arrestanten „zum warnenden Beispiele" für dieselben vollzogen, denn der barbarische Geist der „Abschreckungstheorie," welcher noch jetzt die meisten Paragrafen des österreichischen Strafgesetzbuches, diesen codificirten Belagerungszustand, durchweht und auf die Besserung des zu Bestrafenden fast gar keine Rücksicht nimmt, war damals das ausschließlich leitende Princip der Wiener Regierung, welche so gerne mit ihrem „patriarchalischen Wohlwollen," mit ihrer „väterlichen Liebe" für die Völker prunkte.

Die Ankunft des unglücklichen Herrn von Schwalbach auf dem Spielberge verursachte der Gefangendirection einige Verlegenheit. — In der Ordre, womit der Polizei-Commissär aus Wien diesen neuen Insassen der „kaiserlichen Jammerburg," wie der Volkswitz den Spielberg getauft, übergeben hatte, stand nicht verzeichnet, ob die neue „Nummer" zu schwerem oder zu schwerstem Kerker verurtheilt wurde, sondern einfach die Bemerkung, daß der gewesene k. k. Dra-

goner-Lieutenant Adolf von Schwalbach bis auf weitere Allerhöchste Verfügung auf dem Spielberg zu „deteniren" sei.

In Folge dessen hätte der Commandant kein Recht gehabt, Schwalbach Ketten anzulegen, und ihn in irgend einen der abscheulichen Kerker werfen zu lassen. Für bloße „Gäste" war man aber auf dem Spielberge nicht eingerichtet, zumal wenn, wie bei Schwalbach der Fall, der Commandant in eindringlichster Weise dafür verantwortlich gemacht wurde, daß der „bis auf Weiteres" Anzuhaltende von jedem Verkehr mit der Außenwelt strenge abzusondern und seiner eventuellen Flucht auf alle mögliche Weise vorzubeugen sei.

Der damalige Commandant, ein Oberst, erst seit kurzer Zeit auf seinem Posten, wußte sich nicht zu rathen, nicht zu helfen. — Da kam ihm sein Adjudant zu Hilfe, ein Mann, der schon seit zwanzig Jahren auf dem Spielberge lebte, und sich nun eines Auskunftsmittels erinnerte, das ein früherer Befehlshaber in einem ähnlichen kritischen Falle angewendet hatte. —

Man wies dem Gefangenen unweit der Wohnung des Hausinspectors ein ganz anständig möblirtes Zimmer an, welches sonderbarerweise gar nicht vergittert war, und über dem horizontalen Vorsprunge einer sehr schief ablaufenden äußeren Stützmauer kaum fünf Fuß hoch lag.

Die Kost empfing Schwalbach vom Tische des Commandanten, der ihn sogar einmal zur Tafel zog. — Merkwürdigerweise hatte man dem Gefangenen nicht nur seine Kleider belassen, sondern auch die etlichen hundert Gulden, die er bei seiner Arretirung in Wien besaß, wieder ausgefolgt. —

Die Möglichkeit zur Flucht lag so nahe und das Gelingen schien so sicher, daß Schwalbach, noch bevor er eine Woche auf dem Spielberge zugebracht hatte, fest entschlossen war, sich ohne Paß von Brünn zu entfernen. In vierundzwanzig Stunden konnte er die preußische Grenze erreichen, wo er dann in voller Sicherheit die Hilfe und den Rath des guten Baron Eichberg anzurufen gedachte.

Von seinem Fenster aus genoß er eine weite Fernsicht über die Stadt Brünn, und da er die Umgegend dieser Stadt sowie ganz Mähren ziemlich gut aus früherer Zeit kannte, so durfte er nicht befürchten, in der finsteren Nacht, in welcher er die Flucht zu bewerkstelligen gedachte, etwa eine falsche Richtung einzuschlagen. — Vor Allem wollte er sich nach der sogenannten mährischen Schweiz wenden.

Stundenlang lag Schwalbach unter Tags auf seinem Fenster

und betrachtete das emsige Leben und Treiben der industriereichen Stadt. Es war ihm aufgefallen, daß schon seit mehreren Tagen gerade unterhalb der Seite des Spielberges, in welcher sein Zimmer lag, sich häufig Zigeuner sehen ließen und hier und da einige der braunen Bursche, sobald sie sich unbemerkt glaubten, zu ihm hinauf gewisse pantomimische Zeichen machten, welche ihm jedoch nicht verständlich schienen, weil sie, wenn sie überhaupt wirklich ihm gelten sollten, einen abwehrenden Sinn enthalten haben würden.

Nach vielen hellen und trockenen Tagen trat endlich trübes, regnerisches Wetter ein, auf welches eine sehr unfreundliche, finstere Nacht zu folgen versprach. Zudem war Neumond. — Schwalbach beschloß also, seine Flucht anzutreten, sobald auf dem Spielberge, mit Ausnahme der Wachen, Alles zur Ruhe gegangen sein würde. — Er warf daher bei hereinbrechender Abenddämmerung noch einen letzten Blick auf den großen Platz tief unter seinem Fenster. — Betroffen starrte er nach einer weiblichen, etwas bizarr gekleideten Gestalt, welche einen kleinen Knaben an der Hand, dieselben Pantomimen zu ihm hinauf machte, wie in den früheren Tagen die Zigeuner, von denen aber heute keine Spur zu sehen war.

„Himmel!" rief Schwalbach endlich vor sich hin, als er mit seinem scharfen Auge eine Weile das Kind betrachtet hatte, das ihm wiederholt Kußhändchen zuwarf, „Himmel, das ist mein Adolf! Gott, o Gott! Ich möchte laut aufjubeln vor Freude! Nun gibt es für mich kein Bedenken mehr, der Gastfreundschaft des Spielberges schon heute Nacht Lebewohl zu sagen. — Aber wer mag wohl jenes Frauenzimmer sein? Offenbar ist ihr der Knabe sehr zugethan, denn innig und vertrauensvoll schmiegt er sich an sie an. — Schade, schade, daß die Nacht mit Riesenschritten hereinbricht! Jetzt lüftet jene sonderbare Frau den Schleier, aber es ist bereits zu dunkel, um ihre Züge ausnehmen zu können."

Schwalbach schloß das Fenster, denn ein heftiger Regenschauer prasselte nieder und schlug derart an die Scheiben, daß selbe in Gefahr schwebten, zertrümmert zu werden.

Dem Gefangenen dünkten die fünf Stunden, welche er noch geduldig abwarten mußte, bis er an die Ausführung seines Vorhabens gehen durfte, eine ganze Ewigkeit.

Endlich schlug die zehnte Abendstunde. Schwalbach löschte sein Licht aus und öffnete vorsichtig das Fenster.

Die Nacht war stockfinster. Der frühere Gußregen hatte einer nebelartigen Feuchtigkeit der Atmosphäre Platz gemacht.

Achtsam schwang sich Schwalbach aus dem Fenster auf das vorerwähnte Plateau der nach unten schief ablaufenden Stützmauer. Für einen Mann von der körperlichen Kraft und Gewandtheit gleich Schwalbach, der in seiner Heimat Tirol zu den kühnsten Gemsjägern zählte, war die kleine Rutschpartie an der Stützmauer hinab und der allerdings steile und etwas halsbrecherische Weg von der Sohle dieser Mauer bis an den Fuß des Berges hinab weder ein Wagniß, noch eine allzu große Anstrengung.

„Dem Himmel sei es gedankt! Ich bin gerettet!" rief Schwalbach, als er endlich am Fuße des Spielberges angelangt war. — Ohne Verzug wollte er sich in der Richtung nach Karthaus entfernen, als plötzlich eine dicht verschleierte weibliche Gestalt vor ihm auftauchte, die ihm mit halblauter, merklich bebender Stimme ein mehr flehentlich als gebieterisch klingendes „Halt!" zurief.

Schwalbach erschrak über diesen Zwischenfall nur im ersten Augenblicke, denn er glaubte in dieser Gestalt das Frauenzimmer zu erkennen, welches, den kleinen Adolf an der Hand, heute Abends in der beginnenden Dämmerung seine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen hatte.

„Unglücklicher," hauchte die räthselhafte Fremde, indem sie krampfhaft des Flüchtlings Arm erfaßte, „Unglücklicher! Sie sind Ihren Feinden in die Falle gegangen. Setzen Sie nöthigenfalls Ihr Leben daran, auf demselben Wege, auf dem Sie gekommen, nach dem Spielberge unbemerkt zurückzukehren, oder Sie sind für immer verloren!"

„Ich verstehe Sie nicht!" entgegnete Schwalbach ziemlich betroffen.

„Thun Sie, wie ich Ihnen gesagt!" drang die Fremde in ihn und faltete bittend beide Hände, „in einer Minute kann es zu spät sein!"

„Sind Sie von Sinnen?" rief Schwalbach unwillig, und die ungebetene Warnerin zur Seite schiebend, wollte er hastig davoneilen.

„Mein Gott, mein Gott! Es ist zu spät! Armer Adolf!" jammerte die weibliche Gestalt und mit dem Ausdrucke der größten Verzweiflung die Hände ringend, verschwand sie spurlos im Dunkel der Nacht. —

„Halt! wer da?" tönte es auf einmal dem Flüchtlinge entgegen, der ganz unvermuthet mehrere Bajonnete vor sich blinken sah. —

Schwalbach sprang in Riesensätzen nach einer andern Richtung davon. —

„Halt! Wer da?“ donnerte abermals eine sonore Stimme.

Der Flüchtling änderte abermals rasch die Richtung, aber zum dritten Male stieß er auf dasselbe Hinderniß.

Zu spät begriff er nun, was die Warnung der räthselhaften Fremden bedeuten sollte; zu spät wollte er nun den ihm gewordenen Rath befolgen, nämlich versuchen, in sein Gefängniß zurückzukehren. Er fand jetzt auch den Fuß des Spielberges von Soldaten besetzt; er sah sich von seiner Rückzugslinie völlig abgeschnitten und in einem weiten Kreise, der keine Lücke zum Entrinnen darbot, förmlich umzingelt. Entmuthigt gab er nun jeden weiteren Versuch, sich zu salviren, auf. Der Kreis seiner Häscher wurde immer enger und enger, und ehe drei Minuten vergingen, trat der Adjutant der Commandantur des Spielberges langsam an ihn heran, gefolgt von einem Profosen, der ein paar Handeisen in Bereitschaft hielt.

„Also so lohnen Sie die Güte und Nachsicht des Herrn Commandanten?“ höhnte der Oberlieutenant mit grausamer Schadenfreude über das Gelingen seines Planes; „die schlimmen Folgen werden Sie sich selbst zuzuschreiben haben. Morgen soll der Herr Oberst über Ihr Schicksal entscheiden. Vorwärts, Profos! Thun Sie Ihre Schuldigkeit; Sie haften mit Ihrem Kopf für den Arrestanten.“

Jeder Widerstand in Wort oder That wäre eine unverzeihliche Thorheit gewesen. Der arme Schwalbach ließ sich daher geduldig die Eisen anlegen und folgte dann dem Piket Infanterie, welches ihn nach der Festung hinauf escortirte.

Auf dem Spielberge angelangt, führte ihn der Profos in einen wohlvergitterten Arrest. Eine Oellampe wurde herbeigebracht und ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonnet in das Innere des Gefängnisses postirt.

Schwalbach warf sich mit klirrenden Ketten auf eine sogenannte Pritsche. Nur die Scham vor dem Wachposten, einem polnischen Recruten, der ihn, Gewehr bei Fuß, mit dummdreisten Schafsaugen stier anglotzte, hielt ihn ab, wie ein Kind in lautes Schluchzen auszubrechen und dadurch der maßlosen Verzweiflung, die sich seiner bemächtigt hatte, etwas Luft zu machen. Er begnügte sich daher, beide Hände auf das Gesicht zu pressen und dem unendlichen Jammer seines Innern höchstens in einzelnen tiefen Seufzern Ausdruck zu geben.

Mit Bangen und Zittern sah er dem Grauen des Tages entgegen. Der Gedanke, daß man am Ende an ihm eine entehrende Strafe vollziehen werde, wie man dies an eingebrachten Flüchtlingen auf dem Spielberge zu üben pflegte, trieb ihm das Blut derart zu Kopf, daß er schier rasend zu werden fürchtete und nahe daran war, den Wachposten wüthend anzufallen, damit ihm dieser zur Nothwehr das Bajonnet in die Brust stoße.

Die achte Morgenstunde hatte noch nicht geschlagen, als der Adjutant, von dem Profosen und zwei Kerkerwächtern begleitet, erschien und dem Arrestanten mit barscher Stimme befahl, ihm zum Herrn Commandanten zu folgen.

Der Oberst erwartete den Inquisiten in dem an die Kanzlei unmittelbar anstoßenden Saale, in welchem die summarischen Strafprocesse der unglücklichen Häftlinge mit echt militärischer Kürze abgethan zu werden pflegten. Zwei der Commandantur des Spielberges zugetheilte Officiere waren als Actuare anwesend.

Schwalbach wurde in eine Ecke des Saales postirt, um hier abzuwarten, bis die Reihe an ihn käme, denn noch acht andere Arrestanten waren zum Morgen-Rapporte geholt worden, um wegen verschiedener kleiner Vergehen, die sie sich im Laufe des jüngstverflossenen Tages zu Schulden kommen ließen, oder besser gesagt, deren sie von ihren Aufsehern beschuldigt worden waren, die Sentenz zu vernehmen, gegen welche es keinen Appell, keine Berufung auf Gnade gab.

Die in Rede stehenden acht Fälle nahmen keine halbe Stunde in Anspruch. Das Hauptwort führte dabei der Ankläger; dem Sträflinge war blos gestattet, Ja oder Nein zu antworten oder ganz zu schweigen. Jeder Anlauf zur Vertheidigung wurde als Bosheit oder Renitenz vermerkt, und zog natürlich unfehlbar eine Verschärfung der Strafe nach sich. Heute lauteten die Aussprüche des Commandanten ohnehin sehr gnädig, das heißt, keinem der Denuncirten wurden mehr als dreißig Stockstreiche andictirt, und einer der acht Arrestanten kam sogar mit einer Anzahl von blos zehn weg, welche „Milde" des gestrengen Herrn Commandanten aber immer noch eine unmenschliche Barbarei war, weil der Delinquent im hohen Grade an Lungensucht litt. Solchen „Nebendingen" trug man jedoch auf dem Spielberge keine Rechnung, denn der Arrestant war hier nicht Mensch, sondern nur Nummer und Sache. Der arme Teufel hatte einen schweren Subordinationsfehler begangen, nämlich dem Aufseher, der ihn unbarmherzig mit der Peitsche zur Arbeit

antrieb, die Schaufel vor die Füße geworfen, und die Disciplin mußte um jeden Preis aufrecht erhalten werden.

Todtenblaß trat endlich Schwalbach auf Befehl dem Tische näher, an welchem der Oberst, seine Actuare zur Rechten und Linken, saß.

„Sie sind," begann der Commandant strengen Tones, „Zeuge gewesen, wie man hier Vergehen gegen die Hausordnung abzuthun pflegt. Ihr Fluchtversuch ist aber kein bloßes Vergehen mehr, sondern bereits ein Verbrechen. Die Vollmachten, mit denen ich ausgestattet bin, würden mir erlauben, an Ihnen sofort das Exempel Nr. 9 statuiren zu lassen; aber ich will, für dieses erste Mal wenigstens, nicht vergessen, daß Sie Officier waren und von altem Adel sind. Im Wiederholungsfalle stehe ich jedoch nicht gut dafür, ob ich nicht, Herr Demagoge, das Princip Eurer sogenannten „Gleichberechtigung" auf die hiesigen Verhältnisse anwenden, nämlich Sie wie jeden andern Häftling des Spielberges behandeln werde. Daß Sie die milde Behandlung, welche Ihnen bisher zu Theil geworden, für immer verwirkt haben, ist wohl selbstverständlich. Sie werden diese Ketten, die man Ihnen heute Nacht angelegt, auch fortan tragen und statt des kleinen Salons, den ich Ihnen zur Verfügung gestellt hatte, den minder angenehmen Aufenthalt der übrigen unfreiwilligen Insassen des Spielberges theilen. Uebrigens werde ich Ihren „Fall" nach Wien berichten. Adieu!"

Schwalbach wurde nach einem Gefängnisse für schwere Verbrecher abgeführt, jedoch vorläufig nicht zur Zwangsarbeit angehalten. Man gestattete ihm aber keinerlei Verkehr, nicht einmal mit den Mitgefangenen, welche überhaupt unter sich ohne Beisein und Erlaubniß der Wächter nicht sprechen durften, bei sonstigen „Fünfundzwanzig," mit deren Verabreichung auf dem Spielberge weit verschwenderischer vorgegangen wurde, als in Betreff der Nahrung.

Vierzehn Tage nach Schwalbach's Fluchtversuch langte von der Obersten Polizei-Hofstelle mit der Signatur „Auf Allerhöchsten Befehl," womit, nebenbei gesagt, sehr häufig im Namen des Kaisers der unverschämteste Mißbrauch getrieben wurde, die Zustimmung zu den gegen den Flüchtling angewandten „schärferen" Maßregeln an, zugleich der Commandantur in belobender Weise gleiche Sorgfalt für die Zukunft wärmstens anempfehlend.

Der arme Schwalbach konnte von dieser Stunde an für einen „verschollenen" Mann gelten, ein Bewußtsein, das sich ihm selbst mit

vernichtender Gewalt aufdrang, als der Herr Commandant ihn abermals zum Morgenrapport bringen ließ, und ihm mit großer Selbstbefriedigung die angeblich auf Befehl des Kaisers ausgefertigte Ordre mit lauter Stimme vorlas.

Mit gebrochenem Herzen, trost- und muthlos kehrte der Unglückliche nach seinem finsteren und feuchten Gefängnisse zurück. An den Folgen der schweren Wunde, die ihm des italienischen Banditen Dolch bei der „Spinnerin" am Kreuz" beigebracht, ohnehin noch laborirend, vermochte seine schwankende Gesundheit das physische und moralische Elend, das mit zermalmender Wucht auf ihm lastete, nicht lange zu ertragen. Er verfiel in ein hitziges Fieber. Der Arzt verordnete seine Uebertragung in das Inquisitenspital und wollte auch, daß ihm die schweren Ketten abgenommen würden. Letzteres wurde aber von der Commandatur durch einen Machtspruch, gegen welchen es keine Berufung gab, einfach verweigert. Selbst die dringende Vorstellung des Arztes, daß der Patient in seinem jetzigen schlimmen Zustande zu jedem Fluchtversuch völlig unfähig wäre, anderseits aber die Fesseln seine Herstellung unmöglich machen dürften, wurde vom Obersten nur mit gleichgiltigem Achselzucken aufgenommen.

Dieser Arzt, der offenbar für seinen Posten auf dem Spielberge nicht taugte, weil er ein menschliches Herz besaß, fügte sich also in das Unvermeidliche, faßte aber den festen Entschluß, zur Rettung des armen Schwalbach seine ganze Kunst aufzubieten. Er hatte Einiges von dem Vorleben des Gefangenen erfahren, und als er den im Delirium dahinliegenden Patienten eines Tages am Oberleibe aufmerksam untersuchte, nahm er auf seiner Brust ein tätowirtes Zeichen wahr, welches ihn im hohen Grade interessirte.

„Ein Bruder!" murmelte er erstaunt vor sich hin.

Von diesem Augenblicke an widmete er dem Kranken seine ganze freie Zeit, so weit es nur möglich war, ohne Verdacht zu erwecken. Aber Tag um Tag verstrich, ohne daß Schwalbach's Bewußtsein zurückkehrte.

Indessen war der wackere Arzt auch nach Außen hin thätig und suchte in der Stadt unten, welche er täglich, wenn auch nur auf kurze Zeit besuchte, zweckmäßige Verbindungen zur Realisirung des Planes, den er gefaßt, anzuknüpfen.

Jene sonderbare Frauengestalt, welche an dem armen Gefangenen ein so großes Interesse zu nehmen schien und zweifelsohne auf dem

Spielberge ein geheimnißvolles Einverständniß anzuknüpfen wünschte, sprach ihn eines Abends an, als er eben vor dem „Zapfenstreich" aus der Stadt nach der Festung zurückkehren wollte. — Sie stellte die etwas sonderbare Bitte, ihn dahin begleiten zu dürfen. Aber nachdem sie mit wenigen Worten die Ursache ihm zugeflüstert hatte, war er mit tausend Freuden bereit, seine Begleiterin „einzuschwärzen," was ihm auch mit etwas List und Effronterie gelang.

Gegen Mitternacht treffen wir die Fremde in Schwalbach's Zelle, wohin sie von dem Gefangenaufseher dieser Abtheilung geführt worden war.

Der Cerberus hielt Wache an der Thüre, dabei das Licht seiner Blendlaterne nach rückwärts fallen lassend, so daß des Kranken Antlitz grell beleuchtet wurde.

Die dicht verschleierte Frauengestalt schlich geräuschlos nach dem Lager des Schlummernden und sich über denselben beugend, legte sie eine frische Rose auf seine Brust.

„Dem Leben und der Freiheit will ich Dich wiedergeben!" sprach dabei das räthselhafte Wesen leise vor sich hin, nachdem sie einen Korb mit verschiedenen kühlenden Labemitteln auf den Boden gestellt. Als die Fremde sodann einen Kuß voll Innigkeit auf des Schläfers heiße Stirne gedrückt, entschwand sie geräuschlos, wie sie gekommen, aus dem Kerker.

Der Kerkermeister führte sie in seine Wohnung, wo sie im Kämmerlein seines Weibes den Rest der Nacht verbrachte. Nach dem Tags-Reveil entfernte sich die Fremde in Gesellschaft der den Thorwachen wohlbekannten Gattin des alten Schiller. So hieß nämlich dieser Wächter, dessen Namen auch Silvio Pellico in seinem berühmten Werke: „Le mie prigioni" der Nachwelt überliefert hat.

Schiller hatte seine Laufbahn im Staatsdienste als Recrut noch vor Beginn des letzten Türkenkrieges begonnen, später bei der Eroberung von Belgrad eine wohlverdiente Auszeichnung erhalten und noch im Jahre 1805 und 1809 sich abermals hervorgethan. Da Schiller während seiner langen Dienstzeit bis zum Feldwebel avancirte, bei eigener tadelloser Aufführung stets seine Untergebenen mit furchtbarer Strenge behandelt hatte, und im sogenannten „Schuhriegeln" der armen Recruten als einer der größten Virtuosen des in der österreichischen Armee üppig blühenden Gamaschendienstes galt, so wurde er mit Vorzug für befähigt angesehen, als auf dem Spielberge zu Brünn eine Gefangenwärterstelle in Erledigung kam, und Schiller wegen einer bei Wagram erhaltenen Blessur zum Felddienste untauglich wurde.

Schiller hatte schon vor fünfzehn Jahren, als er noch Corporal war, seine jetzige Gemahlin, eine überaus wohlgenährte und handfeste Hannakin, geheiratet, welche, obgleich ihm treu ergeben, und mit verschiedenen sehr guten Eigenschaften ausgestattet, doch an ihm die Rolle der Nemesis übte. — Frau Babuschka hatte nämlich den sonst so bärbeißigen Schiller total zu unterjochen verstanden, so daß der alte Exsoldat, vor dem kein Untergebener ohne Erlaubniß mit den Augen zwinkern durfte, in All' und Jedem als der allergehormste Pantoffelheld von ganz Brünn angesehen werden konnte, woran doch in der schönen Stadt an der sehr unschönen Suscawa, wie uns aus guter Quelle mitgetheilt wird, von jeher an wahren Prachtexemplaren kein Mangel gewesen sein soll.

Frau Babuschka war sonst eine außerordentlich gute Seele, und wenn sie einmal erfuhr, oder gar mit eigenen Augen ansah, daß ihr Gemahl einen oder den andern der armen Gefangenen roh behandelte, so konnte Pane Schiller sich darauf gefaßt machen, daß er drei Tage lang kein „Pivo" bekam, denn er besaß nie einen Kreuzer Geld, weil er seiner gestrengen, ihn auch in dieser Beziehung scharf controlirenden Ehehälfte alle seine Einnahmen pünktlich abliefern mußte.

Die Schiller'schen Eheleute besaßen ein einziges Kind, nämlich ein zehn Jahr altes Mädchen, welches als sonderbarer Contrast zu ihrer elephantenähnlichen Mutter und ihrem mit Bärenknochen ausgestatteten Vater an Anlage zur Schwindsucht litt, und bisher nur durch die Kunst und die wahrhaft aufopfernde Thätigkeit des Herrn Doctor Schwarzer, so hieß der dem Leser bereits vorgeführte Oberarzt des Spielberges, am Leben erhalten blieb.

Die Verehrung der Frau Babuschka für Schwarzer war daher eine unbegrenzte. Es darf uns also nicht Wunder nehmen, daß Frau Schiller, als Dr. Schwarzer sich an sie mit der Bitte wendete, der Fremden, die er auf dem Spielberge eingeschwärzt hatte, ihre Protection angedeihen zu lassen, sich beeilte, ihrem Manne den entsprechenden Befehl zu ertheilen und der verschleierten Dame nicht nur Gastfreundschaft für diese Nacht, sondern auch für den nächsten Morgen ein sicheres Geleite aus der Festung anzubieten.

Dr. Schwarzer nahm natürlich diesen Dank für seine bisherigen uneigennützigen Bemühungen um die kleine Marianka Schiller gerne an, im Geiste bereits einen Plan zur Befreiung Schwalbach's auf diese unerwartete günstige Conjectur der Umstände bauend.

Frau Babuschka gab ihrem Gaste das Geleite bis in die Nähe von Karthaus. Die Fremde machte ihr in diesem Vororte Brünns eine Adresse namhaft, wo sich Frau Schiller am nächsten Tage ein Fläschchen mit einem Wunder-Decoct aus Kräutern abholen sollte. Die Fremde versicherte, daß dieser Trank, richtig angewandt, mit der Zeit die kleine Marianka von ihrer bedenklichen Anlage zur Schwindsucht gründlich heilen werde.

Als Doctor Schwarzer am nächsten Morgen seinen theuren Patienten wieder besuchte, war er, obwohl als Arzt und Physiker in Glaubensdingen Skeptiker von Haus aus, dennoch sehr geneigt, ein stattgehabtes Wunder vorauszusetzen.

Schwalbach saß halb aufgerichtet im Bette, und sog begierig an dem Dufte der schönen Rose, die ihm von der räthselhaften Fremden auf die Brust gelegt worden war. Obwohl in dem kalten und feuchten Kerker eine wahrhaft eisige, unheimliche Temperatur herrschte, trof dennoch von des Kranken Stirne der Schweiß in hellen Perlen.

„Gleich unter die Decke!" gebot der Arzt, erfreut in die Hände klatschend, denn der Patient hatte die Krisis glücklich überstanden. — Schwarzer drückte nach obigen Worten den Kranken mit sanfter Gewalt in die Kissen zurück und zog ihm die grobe Wolldecke bis an das Kinn empor.

„Ach, wie schön habe ich heute Nacht geträumt!" lispelte der Kranke vor sich. Sein Auge strahlte von schwärmerischem Entzücken.

„Nun, was hat Ihnen denn geträumt?" frug der Arzt, der sich von dem Seelenzustande des Kranken genau unterrichten wollte.

„Ein Engel, ein wunderholder Engel, eine theure Gespielin meiner Jugend, ist mir als Geist erschienen und hat mir diese, diese Rose da auf meine Brust gelegt. Jedes einzelne Blatt dieser edlen Blume soll mir ein Heiligthum sein." Schwalbach drückte nach diesen Worten die Rose abermals mit Inbrunst an seine Lippen.

„Aber, lieber Freund und Bruder," entgegnete Schwarzer, der seinen Patienten allmählich aus dem Reiche der Visionen in das der Wirklichkeit mit sorgsamer Hand führen wollte, „aber bedenken Sie doch, daß ein Geist, wenn wir ihm auch die Leistungsfähigkeit zumuthen, eine Rose zu tragen, doch unmöglich dieses Ding da herbeigeschleppt haben kann."

Der Doctor deutete dabei auf den wenigstens fünfzehn Pfund schweren Korb, welcher Labemittel aller Art in reichlicher Fülle

enthielt und neben dem Bette des Kranken noch an derselben Stelle stand, wo ihn um Mitternacht die räthselhafte Fremde zurückgelassen hatte.

Das vom Arzte vorgebrachte Argument machte den armen Schwalbach, dessen Kopf noch ganz wüst und wirr war, einen Augenblick betroffen, aber alsbald kehrte er mit der, Nervenkranken eigenen Hartnäckigkeit in den Kreis seiner ersten Anschauungsweise zurück.

„Es war nur ihr Geist!" sagte er mit Bestimmtheit, „oh, ich habe Irma's Silberstimme wiedererkannt und obwohl ich wie gelähmt dahinlag, vernahm ich doch deutlich ihre Worte: „Dem Leben und der Freiheit will ich dich wiedergeben." — In dem Momente, wo ihre Hand die Rose auf meine Brust gelegt, durchzuckte es mich am ganzen Leibe, ein unendlich schmerzhaftes Prickeln aller Nerven raubte mir beinahe die kaum wiedererwachte Besinnung und als die Helle verschwand, von dem mein Antlitz eine Weile geblendet war, als wieder düsteres, unheimliches Dunkel mich umfing, da kam ich endlich vollends zu mir; Licht ward es in meinem Geiste, Hoffnung und Zuversicht belebte meine Brust und ich fühlte hinlänglich Kraft in mir, mich vom Lager aufzurichten, und zum lieben Gott ein heißes Dankgebet emporzusenden."

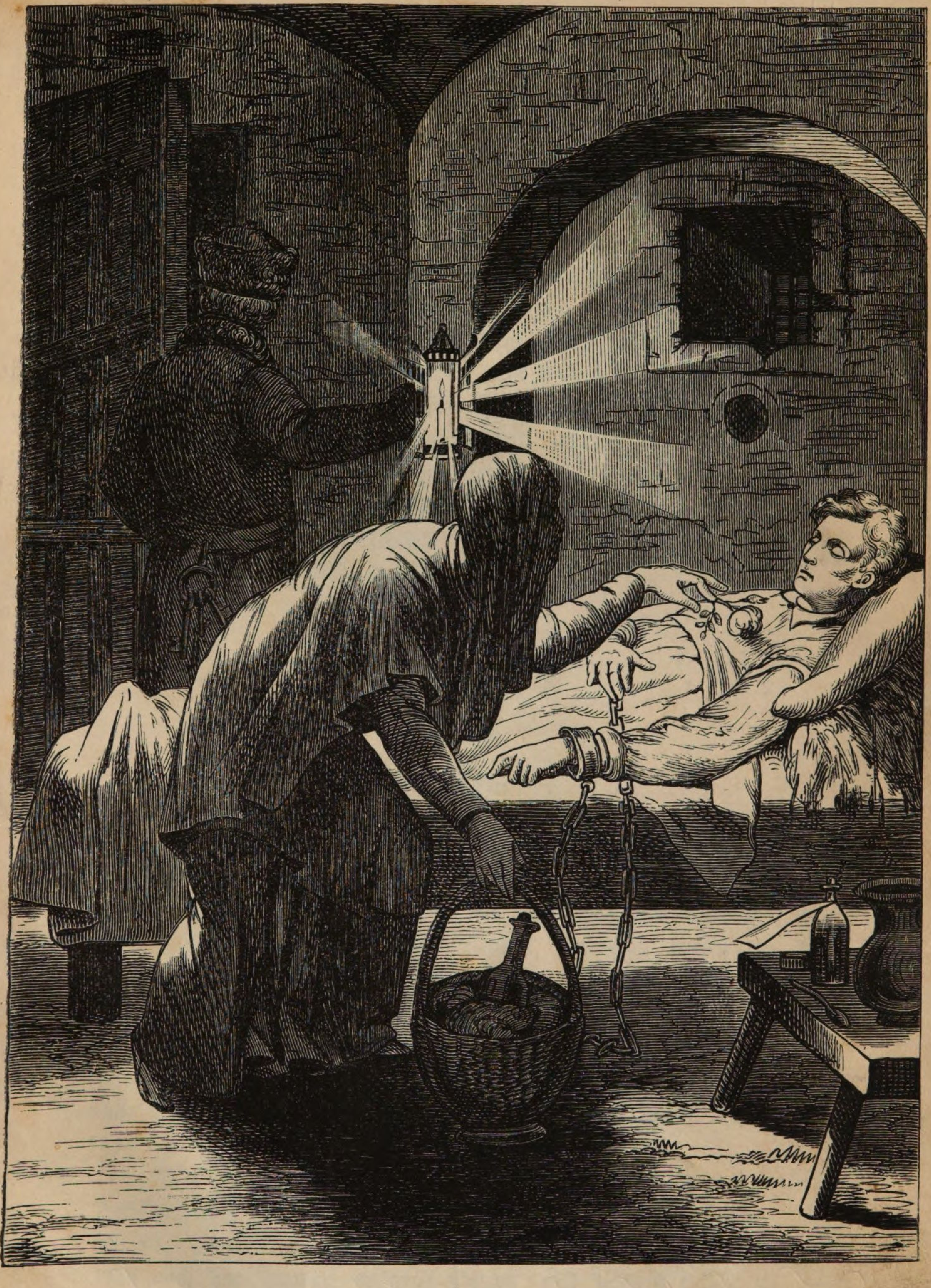
„Sie sprachen von einer Irma," forschte der Arzt, von dem lebhaften Wunsche erfüllt, den Mysticismus, der die räthselhafte Fremde umgab, etwas zu durchschauen, denn aus der kurzen Unterredung, welche er mit ihr gehabt, bevor er sie der Frau Schiller zuführte, konnte er durchaus nicht entnehmen, wer diese Dame sei und warum sie sich eigentlich für den Gefangenen so lebhaft interessire.

„Irma? Ja, ja Irma," hauchte der Kranke erschöpft, denn die Aufregung hatte ihn zu sehr ergriffen. „Irma war kaum Jungfrau geworden, als man sie hinaustrug in die kühle Erde. Einen See von Thränen habe ich geweint an dem Grabe, das meine erste Liebe verschlang."

„Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich doch," mahnte Schwarzer liebevoll und besorgt, denn der Kranke begann wie ein Kind zu weinen und zu schluchzen. Der Arzt drang ihm einen Labetrunk auf, worauf Schwalbach die Augen schloß und in einen tiefen, todtenähnlichen Schlaf verfiel.

„Ich hoffe das Beste!" sprach der edle Schwarzer zu sich. „Diese letzte Erschütterung seines Nervensystems kann nur vortheilhaft gewirkt haben, wenn jetzt sein Schlaf durch mehrere Stunden anhält.

V.



„Dem Leben und der Freiheit will ich dich wiedergeben!" sprach das räthselhafte Wesen leise vor sich hin.

Teufel hole die dumme Geschichte mit dem flüchtigen Buben. Richtig sind, wie ich befürchtet hatte, die mir geraubten mißlungenen Falsificate von dem niederträchtigen Zigeuner in Umlauf gesetzt worden. Eine verdammt fatale Geschichte, denn die Klugheit gebietet uns jetzt, für einige Monate mit der Ausgabe inne zu halten. Wie soll ich aber nur den Verschwender Florencourt befriedigen, der von Neapel jede Woche um Geld schreibt? Es wird am Besten sein, daß ich ihn nach Wien kommen lasse; er könnte sich in seinen Briefen verschnappen und das „schwarze Cabinet," welches ganz gewiß von seiner Correspondenz Einsicht nimmt, würde unfehlbar die Aufmerksamkeit der Polizei auf uns lenken. Auch der Lümmel Schliper wird immer unangenehmer. Wahrlich, ich muß Alles aufbieten, um durch meine Leistungen die Gunst des Fürsten und des Staatsrathes in so hohem Grade zu erringen, daß man mich unter keiner Bedingung fallen läßt, oder im schlimmsten Falle mir zur Flucht rechtzeitig Vorschub leistet. Wenn ich nur einmal dahinter käme, was es mit dem 20. Februar 1808 für ein Bewandtniß habe! Der Staatsrath hat sich auch heute nicht näher darüber erklärt und ich muß mehr als schlau mich benehmen, um nicht auf den Sand zu gerathen; Ostenried muß in dem Wahne erhalten bleiben, daß ich um das Geheimniß wisse. — Wie freundlich, wie biegsam ist er gegen mich seit gestern Abends, wo ich den bereits mehr frechen als kühnen Coup gewagt habe. — Anderseits täusche ich mich aber nicht darüber, daß der Staatsrath, sobald er einmal meiner Dienste entrathen könnte, mich vernichten oder spurlos verschwinden lassen würde. Oh, ich kenne diesen Mann; der scheut vor keinem Hazardspiele zurück, wo es sich um seine eigene Sicherheit handelt."

Der Wagen hielt in der Wipplingerstraße, unweit der hohen Brücke, wodurch des Abbé Monolog unterbrochen wurde. Krunner stieg die erste Treppe hinan und schellte bei jener Thüre, welche auf einer blank polirten Messingplatte die Worte: „Chevalier Henry de Brevet" weithin sichtbar machte.

Ein Bedienter erschien und wollte den frühen Besuch — es war erst neun Uhr Morgens — ablehnen, weil der gnädige Herr noch nicht aufgestanden sei.

Krunner schob jedoch den Diener ohne Umstände bei Seite und nachdem er in das Vorzimmer getreten war, befahl er, Herrn de Brevet zu melden, daß ihn ein Bote des Herrn Staatsraths von Ostenried sogleich zu sprechen wünsche.

Der Diener, ein Landsmann seines Herrn und von der Natur mit einer wahren Galgenphysiognomie bedacht, verschwand; als er nach wenigen Minuten wieder in der Antichambre erschien, meldete er dem Besucher unter einem tiefen Bücklinge, daß Monsieur de Brevet sogleich zu Diensten stehen werde, jedoch wegen der Morgentoilette um Entschuldigung bitten lasse.

Kurz darauf wurde die Thüre halb geöffnet und der Chevalier, den Kopf neugierig heraussteckend, lud den Fremden höflichst ein, sich herein zu bemühen.

Monsieur de Brevet war ungemein erfreut, als er sich der Mühe enthoben sah, die Conversation in dem ihm sehr ungeläufigen Deutsch zu führen, denn Krunner sprach so richtig und gewandt französisch, daß er sich kühn für einen gebornen Sohn der „großen Nation" hätte ausgeben können.

Der Chevalier, ein Mann von feinster Salonbildung, bot mit großer Artigkeit dem Besucher den Ehrenplatz auf dem Sopha an und frug endlich um die Ursache, welche den Herrn Abbé so zeitlich in sein Haus geführt habe.

„Diese Ursache dürfte für Sie, Herr Chevalier, nicht sehr angenehmer Natur sein," entgegnete der Abbé frostig und dem Chevalier ein Briefchen Ostenried's überreichend; „der Herr Staatsrath hat mir von dem Inhalte Einsicht gestattet, bevor er das Couvert schloß."

Mit den letzteren Worten wollte Krunner andeuten, daß er zu den Vertrauenspersonen des allgewaltigen Staatsrathes von Ostenried zähle.

Der Chevalier, der ohnehin kein besonders gutes Gewissen besaß, erblaßte, kniff die Lippen und öffnete hastig das Billet-doux, worin ihm in dürren Worten angekündigt wurde, daß man vielfach constatirter Unverläßlichkeit wegen auf seine ferneren Dienste verzichte.

Diese Nachricht traf den leichtsinnigen Franzosen wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und obgleich sonst ein großer Meister in der Verstellungskunst, war Monsieur de Brevet dennoch ganz und gar außer Rand und Band gerathen.

„Mon Dieu! Mon Dieu!" jammerte der erbärmliche Wicht, verzweiflungsvoll die Hände ringend, „was soll ich nun beginnen?! Morgen ist der erste des Monats; ich soll vor Allem die Miethe und meinen Diener bezahlen, des Schneiders, Schusters, Friseurs u. s. w. gar nicht zu gedenken. Mit Ungeduld harre ich bereits auf mein mor-

gen fälliges Honorar, denn ich besitze in dieser Stunde keinen ganzen Louisd'or im Vermögen. Da man mir heute die Entlassung sendet, ist es wohl klar, daß ich morgen aus den geheimen Fonds nichts mehr erwarten darf."

„Diese Schlußfolgerungen sind sehr richtig," bemerkte Krunner, dessen boshafter, schadenfroher Sinn an dem Malheur des Chevaliers sich unendlich ergötzte, „nur fällt mir auf, daß meine Anwesenheit Ihnen zu keinen besonderen Vermuthungen Anlaß gibt."

„Ich bin ja ganz consternirt und confuß, mein Herr!" rief der Chevalier, noch immer ganz außer sich, in seinen schönen schwarzen, geschniegelten Haaren mit beiden Händen wühlend.

„Halten Sie mich für einen Bedienten?"

„Welche Frage!" entgegnete Monsieur de Brevet erstaunt, „ich habe zwar nicht einmal die Ehre, Ihren ganzen Namen zu kennen — —"

„Hier ist meine Karte," sagte der Abbé, „doch bleiben wir bei der Hauptsache. Es wird Ihnen wohl einleuchten, daß, um Ihnen den fatalen Absagebrief zuzustellen, gerade nicht meine Anwesenheit hier erforderlich gewesen wäre, sondern die Entsendung des ersten besten Lakaien genügt hätte."

„Das heißt," fiel der Chevalier hochaufathmend ein, „das heißt, Ihr gütiges Erscheinen in meinem Hause hat einen besonderen Grund, der, ich wage es zu hoffen, vielleicht theilweise mein Unglück mildert."

„Es kann so kommen, wie Sie, Herr Chevalier, anzudeuten beliebten," antwortete der Abbé, der sich in der Rolle des Protectors ungemein zu gefallen anfing, „übrigens wird Alles von Ihrer Gelehrigkeit und Willfährigkeit abhängen."

„Sie werden mich zu Allem bereit finden, was nur irgendwie in meinen Kräften steht," versicherte Monsieur de Brevet mit der Resignation eines echten Aventuriers; Leute von dem Schlage des Chevalier sind für baares Geld zu Allem bereit. Es war ihm wirklich ganz gleichgiltig, ob man ihm eine Heldenthat, einen Act der Tugend und Enthaltsamkeit oder das scheußlichste Verbrechen zumuthete, wenn er nur dafür entsprechend honorirt wurde.

„Vor Allem glaube ich," begann der Abbé nach einer Pause mit äußerst wichtig thuerischer und vornehmer Miene, „vor Allem glaube ich, daß es Sie interessiren müßte, zu vernehmen, wem Sie eigentlich die plötzliche Ungnade des Fürsten Metternich zu verdanken haben?"

„Herr Abbé!" rief der Chevalier mit vor Haß blitzenden

Augen, „nennen Sie mir den schändlichen Menschen, damit ich ihn tödten kann."

„Letzteres soll ganz und gar Ihre Sache sein," entgegnete Krunner phlegmatisch, „vor Allem aber Ihr Wort als Cavalier, daß Sie nun und nimmer ausplaudern, was ich Ihnen im Verlaufe des Gespräches, sowohl hierüber als auch über einen anderen, noch weit wichtigeren Punkt anvertrauen werde."

Monsieur de Brevet leistete das verlangte Versprechen, was zwar nicht viel besagen wollte. Krunner würde auch darauf nicht sehr gebaut haben, wenn er nicht im Voraus gewußt hätte, daß das eigene Interesse dem Franzosen den Mund schließen werde.

„Die Ursache der Ungnade des Fürsten ist — Herr von Dahlberg," fuhr der Abbé nach einer Weile fort.

„Diable!" rief der Chevalier zähneknirschend, „der Mann wird gut thun, sein Testament zu machen. Doch, wie ist dies möglich? Was weiß Herr von Dahlberg von meinen Beziehungen zur Hof- und Staatskanzlei, wie kam er in die Lage, mich bei dem Fürsten anzuschwärzen?"

„Alles dies ging sehr einfach zu," sagte Krunner in ruhigem Tone, und nachdem er eine ausgiebige Doppelprise genommen, setzte er bei:

„Sie haben doch wohl von dem Verschwinden eines gewissen Herrn Adolf von Schwalbach etwas gehört?"

„Ich kenne die ganze Geschichte," antwortete der Chevalier erstaunt, wie dieser im Taumel der Faschingszeit in der Residenz schon halb vergessene Vorfall zu seiner Entlassung aus dem geheimen Dienst in Verbindung stehen könne.

„Schwalbach und Dahlberg," sprach Krunner, „waren zwei äußerst intime Freunde und Beide Schützlinge des halb verrückten Baron Eichberg. — Weiß der Kukuk, wer dem alten Herrn und dem jungen feurigen Fant den Bären aufband, daß Sie, Monsieur de Brevet, mit im Spiele gewesen wären, um den Kaiser gegen Schwalbach in so hohem Grade aufzubringen. — Baron Eichberg beschloß, sich zu rächen. — Weiß Gott wie, war es ihm gelungen, einige Beweise zu liefern, daß Sie, Herr Chevalier, der Staatspolizei eine Nase um die andere drehen, und entschuldigen Sie meine Offenheit, sowie die Derbheit des Ausdruckes, das schwere Geld, welches Sie bisher kosteten, gar nicht werth seien. — Dahlberg verfügte sich mit den erwähnten

Beweisen zum Fürsten, und ließ zugleich, natürlich gleichfalls mit des höllischen Barons Vorwissen, die eigentliche Ursache, warum Sie seit zwei Jahren die Protection des Staatsrathes von Ostenried genossen, in sehr transparenter Weise durchschimmern. — Auf ein Haar wäre auch der Freund Ihrer reizenden Gemahlin in Ungnade gefallen, aber Seine Durchlaucht begnügte sich schließlich mit der kleinen Rache, daß Herr von Ostenried Ihnen eigenhändig diesen malitiösen Absagebrief schreiben mußte."

„Dann muß ich ja eigentlich den mechanten Baron in erster Linie züchtigen," schrie der Chevalier, die Zähne knirschend und die Fäuste ballend.

„Den Baron Eichberg," sagte Krunner in geradezu befehlendem Tone, „lassen Sie gänzlich ungeschoren. Dieser Mann ist aus wichtigen Gründen leider gefeit, sonst würde man ihm schon längst, so oder so, den Garaus gemacht haben. Aber an seinem Schützlinge Dahlberg dürfen Sie Rache nehmen, wie es Ihnen beliebt! Damit werden Sie auch zugleich Eichberg empfindlich strafen, empfindlicher, als wenn Sie ihm direct an den Leib gehen, denn dieser exaltirte Narr liebt seine Freunde mehr, als sich selbst. — Sie sind doch in der Führung der Waffen sehr geübt, Herr Chevalier?"

„Ah!" entgegnete Monsieur de Brevet zustimmend, „ich verstehe — ich soll Herrn von Dahlberg zum Duell fordern! Eh bien! Degen und Pistole gelten mir gleich. – Aber wie soll ich einen Vorwand finden, um meinen Gegner zu beleidigen, oder von ihm beleidigt zu werden? Ich will nemlich in Nichts auf eigene Faust handeln, und nicht Ihre Pläne etwa ganz wider Willen und daher auch ohne mein Verschulden kreuzen."

„Bravo, Herr Chevalier, das nenne ich fein gesprochen!" rief der Abbé, und klopfte dabei Monsieur de Brevet mit vertraulicher Gönnermiene auf die Achsel. „Kleiden Sie sich an, und erwarten Sie mich in einer halben Stunde in der Stefanskirche, unweit des Predigerstuhles. Ich muß nur noch ein kurzes, aber dringendes Geschäft auf der Seilerstätte abthun, und will trachten, daß Sie noch vor eilf Uhr Herrn von Dahlberg in seiner Wohnnng aufsuchen können. So viel ich weiß, verläßt der junge Herr, der seine Morgenstunden stets den Studien widmet, vor der genannten Stunde fast nie das Haus. — Noch eines, und zwar für Sie die Hauptsache: Diejenige Partei, welcher Sie von heute an dienen, läßt Ihnen durch mich ein monatliches

Honorar von 500 Gulden offeriren, freilich wenig im Vergleiche zu dem, was Sie bisher von der Staatskanzlei bezogen, aber in Ihrer Lage immerhin ein sehr acceptabler Antrag. — Wenn Sie einverstanden sind, erfolge ich Ihnen sogleich den Betrag für den nächsten Monat."

Bei diesen Worten zog der Abbé sein von Banknoten strotzendes Portefeuille und legte die erwähnte Summe zurecht.

„Ihre Großmuth," entgegnete der Chevalier mit einer tiefen, unterthänigen Verbeugung, dabei aber mit habgierigen funkelnden Augen die Werthpapiere verschlingend, „Ihre Großmuth, Herr Abbé übertrifft weit die kühnsten Erwartungen, welche ich in meiner gedrückten Lage hegen durfte. Sie sollen aber mit meinen Diensten zufrieden sein; Sie werden übrigens durch die Bekanntgabe der Quelle meines unverhofften Glückes mich vollends glücklich machen, vorausgesetzt, daß meine Neugierde nicht Ihr Mißfallen erregt."

„Für Sie, Herr von Brevet, möge es, vorderhand wenigstens, ganz gleichgiltig bleiben, wer Ihre Leistungen in Anspruch nimmt. Ich kann Sie bloß versichern, daß Sie sich einer Partei angeschlossen haben, in deren Händen einst Oesterreichs Schicksal ruhen wird. Ihr Honorar wird pünktlich fließen, so lange man Sie treu, emsig und verschwiegen findet. Ich kann Ihnen sogar bei außerordentlichen Leistungen besondere Belohnungen in Aussicht stellen, ja, es wird vielleicht sogar, freilich erst mit der Zeit, möglich sein, Ihnen wieder Ihre heute eingebüßten Ressourcen aus den geheimen Fonds, wenigstens theilweise, wieder zu verschaffen. Also Adieu, mon cher Chevalier, au revoir!"

Der Abbé grüßte herablassend mit der Hand, setzte den Hut noch im Zimmer auf und schritt aufgeblasen und stolz wie ein Pfau zur Thüre hinaus. — Der elende Gauch, selbst ein Sclave von Sclaven, fühlte eine große Befriedigung darüber, daß jetzt er einen Sclaven besaß, der ihm willenlos gehorchen mußte.

Krunner fuhr von der Wipplingerstraße auf die Seilerstätte, um seinem Freunde, Pater Hofbauer, die Zustimmung des Staatsrathes von Ostenried mitzutheilen, ganz unter der Hand die auf Oesterreich gerichteten großen Absichten der Liguorianer zu unterstützen, vorausgesetzt, daß die ganz hinter den Coulissen agirenden Jesuiten geneigt wären, ihrerseits ihre geheimen Alliirten zu stützen und zu poussiren. Pater Hofbauer schlug natürlich mit Freuden ein und versprach, sogleich einen Brief an den Jesuitengeneral in Rom zu verfassen. Damit

aber dieses Schreiben nicht etwa dem „schwarzen Cabinete" in die Hände falle, so wurde beschlossen, daß die Beförderung durch Vermittlung des ersten Disponenten eines weltbekannten Bankhauses in Wien geschehe, welches regelmäßig jede Woche eigene Couriere zwischen Wien und Paris verkehren ließ. In Paris übernahm dann der dortige päpstliche Nuntius die sichere Weiterbeförderung bis nach Rom. Und so sollte es auch mit der Antwort und allen ähnlichen Correspondenzen für die Zukunft gehalten werden. — Der genannte erste Disponent war in dem Jesuiten-Collegium zu Paris erzogen worden und seinen ehemaligen Lehrern mit unbedingter Freundschaft und Ergebenheit zugethan.

Der würdige Herr Krunner verließ seinen geheimen Alliirten ganz zufrieden und guter Dinge. In der Stephanskirche erwartete ihn bereits unweit der Kanzel Monsieur de Brevet, der sich die heutige Lection zu Herzen genommen hatte, und fest entschlossen war, das unverdiente Glück im selbstverschuldeten Unglück nicht leichtsinnig wieder durch Trägheit und Lügen zu verscherzen. Mit ebenso viel Aufmerksamkeit als Unterwürfigkeit nahm er daher die kurzen Weisungen entgegen, welche ihm Krunner in der Kirche ins Ohr flüsterte und deren Endzweck wir etwas später kennen lernen werden.

Während hierauf der Chevalier sich ohne Verzug auf die nahe Brandstätte begab, um Herrn von Dahlberg einen Morgenbesuch abzustatten, ließ sich der Abbé nach der Jägerzeile fahren, um Signor Morelli, den Ex-Akrobaten, Banditen und Kinderräuber, aufzusuchen.

Der Italiener hatte das in seiner Unterredung mit Frau von Schwalbach aufgestellte Programm seines künftigen Verhaltens als bescheidener Rentier in allen Punkten durchgeführt. Er lebte in sehr geordneten Verhältnissen. Von den hundert Gulden, welche ihm Frau von Schwalbach allmonatlich durch ihren Bankier in Wien pünktlich ausbezahlen ließ, verbrauchte er kaum die Hälfte, obwohl er eine nette Garçonwohnung hielt und sehr sauber gekleidet einherging. Morelli war eben ein guter Wirth, kein Spieler, kein Trinker, kein Mädchenjäger und dabei sehr frugal. Obwohl mit starkem Appetite gesegnet, verzehrte er doch Tag für Tag nie mehr als einen Silberzwanziger für seine Kost, denn seine Nahrung bestand vorwiegend aus Polenta, welche er in ungeheuren Quantitäten vertilgte. — Morelli ging wenig aus. Frau von Schwalbach hatte bisher weder seine Dienste in Anspruch genommen, noch, als sie plötzlich von Wien verschwand, ihm eine andere

Nachricht zukommen lassen, als daß er wegen seines Monatsgehaltes beruhigt sein möge; es dürfte übrigens bald der Zeitpunkt kommen, wo sie seines Kopfes und Armes benöthigen würden.

Die Lieblings- und Hauptbeschäftigung des Ex-Akrobaten bestand also darin, daß er täglich von Früh bis Abends seine Ersparnisse zählte und wieder zählte, dabei auf einen Pfennig berechnend, wie lange er noch sparen müsse, um seinen Lieblingsplan in Ausführung zu bringen. Dieser Plan bestand darin, daß er mit einem Capitälchen von mindestens acht- bis zehntausend blanken baaren Gulden in seine Heimat zurückkehren und dort ein Haus mit etwas Grundbesitz erwerben wollte. Sein bisheriges Gaukler- und Banditenhandwerk wollte er für immer an den Nagel hängen, denn Morelli war ein äußerst practischer, welterfahrener Kopf und begriff sehr wohl die volle Richtigkeit des Sprichwortes, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht. Er aber, der des Lebens Misèren hinlänglich in den verschiedensten Formen gekostet hatte, wollte nur einen bescheidenen Eimer bis an den Rand voll bekommen und dann den Krug, mit dem er ihn gefüllt, schön sacht und achtsam für immer bei Seite stellen.

Herr Krunner mußte wiederholt an die Zimmerthüre Morelli's pochen, denn dieser hielt in der Regel den Eingang sorgfältig verschlossen, weil er sehr mißtrauisch war und seinen kleinen Mammon stets sorgfältig vor den Augen der Welt zu verbergen trachtete. Wußte er doch aus eigener Erfahrung, daß Geld blendet.

Der Abbé sprach den Italiener in dessen Muttersprache an, und da er auch dieses Idiom vollkommen inne hatte und namentlich der venetianische Dialect ihm sehr geläufig war, so zweifelte Morelli keinen Augenblick, einen verwälschten Deutschen aus Südtirol, für den sich Krunner ausgab, vor sich zu haben.

Der Verführer leitete die Verhandlungen damit ein, daß er dem Italiener echte Virginier aus der Mailänder Fabrik präsentirte, eine Waare, welche man damals in Wien fast gar nicht kannte und die nur schwer in den Verkaufsläden in halbwegs guter Qualität anzutreffen war. Mit Begierde langte Morelli nach dem heimatlichen Fabrikate, und als der schlaue Krunner ihm ein volles Hundert solcher Cigarren, welche er erst heute direct aus Mailand erhalten haben wollte, zum Geschenke anbot, war der habgierige Italiener zu Gunsten des so liebenswürdigen Landsmannes vollends bestochen.

Endlich frug Morelli nach der Ursache, welcher er die Ehre des

Besuches Sr. Hochwürden zu danken habe. Krunner hatte sich nämlich heute noch auffallender denn sonst als geistlicher Herr herausstaffirt.

„Sind wir allein und vor jedem Lauscher sicher?" sagte Krunner, sich mit ebenso geheimnißvoller als ängstlicher Miene im Gemache umsehend.

„Gewiß!" entgegnete Morelli etwas erstaunt, aber seine Neugierde und sein Sinn für das Mysteriöse, welch' letzterer in dem italienischen Charakter so sehr vorherrscht, wurden lebhaft angeregt.

„Mit diesen Cigarren," sagte Krunner mit flüsternder Stimme, „habe ich aus Mailand auch noch einiges Andere erhalten, und zwar auch einen Brief Ihres berühmten Landsmannes Silvio Pellico ..."

„Per bacco!" rief Morelli halb freudig, halb erschrocken aus. Obwohl unser Italiener mit der Literatur seines Volkes so viel als gar nicht vertraut war, so hatte er doch in den Kreisen seiner Landsleute, die er auch in Wien häufig besuchte, den Namen des Dichters der „Francesca di Rimini" nennen gehört, und zwar mit Epitheta, welche hinlänglich errathen ließen, daß Silvio Pellico nicht nur einer der ersten poetischen Größen des „jungen Italiens" sei, sondern auch zu den eifrigsten Vorkämpfern einer radicalen staatlichen Umgestaltung der appenninischen Halbinsel gehöre.

„Nebst diesem Briefe," fuhr der Verführer, wo möglich noch geheimnißvolleren Tones als zuvor, fort, „sind aber auch noch andere an mich gelangt, die ich an die betreffenden Adressen befördern soll, in welcher Beziehung ich aber Ihre gütige Vermittlung in Anspruch nehmen möchte. Natürlich verlangt unser „Comité," welches über bedeutende Mittel disponirt, einen solchen Dienst nicht umsonst. So wäre ich zum Beispiel ermächtigt, Ihnen dieses Beutelchen mit dreißig Louisd'ors als eine kleine Abschlagszahlung unserer Dankbarkeit zu behändigen, wenn Sie der kleinen Mühe sich unterziehen wollten, vorläufig ein Dutzend Briefe an ihre Adressen zu bestellen."

„Die Sache scheint etwas gefährlich zu sein?!" bemerkte der schlaue Italiener nachdenklich, während anderseits die schönen, blanken Goldstücke durch die Maschen des weitgenetzten Beutelchens aus grüner Seide ihn sehr verlockend anlachten, denn der Verführer hatte die kleine Börse vor sich auf den Tisch hingelegt.

„Gefährlich? Je nun, wie man's nimmt," erwiderte Krunner, mit phlegmatischer Miene die Achsel zuckend; „ein gewandter, vorsichtiger Mann, wie Sie, Herr Morelli, kann dabei gar nichts riskiren."

„Wie kamen Sie aber überhaupt dazu, sich in dieser Angelegenheit gerade an mich zu wenden?" frug der Italiener, der, ein geriebener Fuchs, nicht so leicht einen Köder anbiß, welcher möglicherweise einem Falleisen zur Maske diente.

„Frau von Schwalbach's Anempfehlung genügte mir, um Ihnen ohne alles Mißtrauen zu nahen," sagte der Verführer so ruhigen und festen Tones, daß Morelli um so mehr allen Argwohn schwinden fühlte, als ihm der Abbé ein echtes eigenhändiges Schreiben der genannten Dame unter die Augen hielt. Morelli erkannte die Schriftzüge seiner Gebieterin, aber den Inhalt des deutsch geschriebenen Briefes vermochte er nicht zu verstehen. Dieser Brief enthielt auch ganz andere Dinge, als eine Recommandation betreffs des Italieners; der Staatsrath hatte ihn nur seinem Agent provocateur geliehen, um damit einen Coup auszuführen.

Wie zufällig erging sich nun Krunner in Gespräche, welche den Italiener überzeugten, daß sein neuer Bekannter nicht nur in Frau von Schwalbach's Verhältnisse sehr genau eingeweiht sein mußte, sondern auch um das halsgefährliche Attentat nächst der Spinnerin am Kreuze und den beabsichtigten Kinderraub ganz genau wußte.

Zu seinem Schrecken ersah nun Morelli, daß er ganz und gar in den Händen des Abbé sich befand, und daher es eine pure Großmuth seines Besuchers war, daß er ihm noch Geld anbot. Er hätte ihn ja einfach zwingen können, ihm hinsichtlich der Briefe nach Willen zu thun.

„Sie haben über mich zu befehlen, hochwürdiger Herr!" sagte Morelli nach kurzem Bedenken.

„Ich danke Ihnen verbindlichst für Ihre liebenswürdige Bereitwilligkeit," erwiderte der Abbé in überaus höflichem Tone, „jedoch erlaube ich mir, Sie schon heute darauf aufmerksam zu machen, daß mit der erbetenen Zustellung dieser Briefe hier Ihre Leistungen für die heilige Sache Ihres schönen, unglücklichen Vaterlandes noch keineswegs zu Ende sein werden."

Morelli zuckte mit den Achseln und resignirten Tones sagte er: „Ich habe bereits meine Willfährigkeit an den Tag gelegt, Ihnen zu gehorchen, weil — ich nicht anders kann."

„Vor Allem werden Sie meinen Namen Ihren, wollte sagen unseren Landsleuten strenge geheim halten."

„Va bene! Aber von wem habe ich denn die Briefe erhalten? Natürlich wird man mich darum fragen."

„Sehr richtig, mein Freund! Nennen Sie als Ueberbringer den allen Adressaten gewiß sehr gut bekannten Giovanni Beltrami aus Genua. — Dieser Mann kam vorgestern in Wien an, mußte aber vor der Polizei, die sich seiner Person bemächtigen wollte, eilends nach Ungarn flüchten. Ein glücklicher Zufall führte mich dem Manne in den Weg, als er eben auf der Landstraße einen Fiaker bestieg, um ohne Aufsehen nach Preßburg zu entwischen. Er übergab mir diese Briefe. sowie andere wichtige Documente und Vollmachten, von denen wir jedoch erst später Gebrauch machen wollen."

Diese Angaben des Verführers beruhten insofern auf Wahrheit, als der erwähnte Beltrami, ein leibhaftiger Emissär des „jungen Italiens," in der That vor zwei Tagen in Wien anlangte, aber schon bei der Linie in aller Stille von der Polizei in Empfang genommen und in sicheren Gewahrsam gebracht wurde.

Es war demnach ein wahrhaft diabolischer Anschlag, die diesem Emissär abgenommenen Briefe, welche natürlich im „schwarzen Cabinete" erbrochen, gelesen und wieder meisterhaft verschlossen wurden, zu dem uns bekannten, zwischen Ostenried und Krunner verabredeten Zwecke zu benützen.

„In drei Tagen werde ich Sie, mein Lieber, wieder besuchen und Ihren Bricht entgegennehmen," sagte der Verführer, nachdem er an Morelli die genau und deutlich adressirten Schreiben ausgefolgt hatte. —

Als Krunner wieder seinen Wagen bestiegen, klopfte er zufrieden auf seine Brieftasche, dabei vor sich hinmurmelnd:

„Diese Geschichte wird kaum das Drittel dessen kosten, was ich veranschlagt habe. Sechs bis achttausend Gulden bleiben demnach als reiner Gewinn in meiner Tasche. — Diese unerwartete Ressource kam mir aber auch jetzt, wo die Ausgabe unserer Banknoten durch den verfluchten Zigeunerstreich in's Stocken gerathen mußte, verdammt gelegen. Ich werde jetzt Florencourt nach Wien zurückberufen, um etwas Neues zu beginnen; mit den österreichischen Banknoten ist es jetzt nichts mehr. Wir müssen mit einer ausländischen Sorte den Versuch wagen. Preußische Cassen-Anweisungen ständen mir am besten zu Gesicht, denn diese bringt man mit Leichtigkeit und ohne Verlust in der ganzen Welt an."

Unter diesen und ähnlichen lobenswerthen Betrachtungen gelangte die Fiakerkutsche des sehr ehrenwerthen Herrn Krunner wieder in die

Wipplingerstraße, wo der Verführer abermals dem inzwischen nach Hause zurückgekehrten Chevalier de Brevet einen Besuch abstattete.

„Nun, ist die Sache in Ordnung, wie ich es gewünscht?“ rief der Abbé gleich beim Eintritte. —

Monsieur de Brevet stand in diesem Augenblicke mit dem Rücken der Thüre zugekehrt und war bei seinem Waschtische eben damit beschäftigt, zwei kalte Tücher auf seine Wangen zu legen. —

„Diable!“ entgegnete der Chevalier, einen französischen Kernfluch ausstoßend, und am ganzen Leibe vor Wuth zitternd: „Diese Schmach muß mit Blut abgewaschen werden; ein elender Gauch will ich sein, wenn ich meinen Degen nicht drei Mal in dem Herzen jenes Lümmels umkehre!“ —

„Ei, ei! Was ist denn geschehen?“ sagte der Abbé, sich ganz verwundert stellend, dabei mit Schadenfreude die sonst etwas blassen, eingefallenen, jetzt aber dunkelrothen und hochgeschwollenen Backen des Chevaliers betrachtend. —

Unter Fluchen und Verwünschungen erzählte nun Monsieur de Brevet den Verlauf seines Besuches bei Herrn von Dahlberg. —

Der Chevalier hatte von Krunner den gemessenen Auftrag empfangen, mit Dahlberg einen Streit anzufangen, der mit einer Herausforderung auf Leben und Tod enden mußte. Der listige Abbé hatte ihm auch zugleich den schicklichsten Vorwand soufflirt, um das gewünschte Duell herbeizuführen. —

Monsieur de Brevet, von dem Verlangen beseelt, seinem neuen Gönner sich dienstfertig und gehorsam zu erweisen, betrat Dahlberg's Zimmer wirklich mit dem festen Vorsatze, „seine Pflicht,“ wie er es nannte, zu thun. Im Waffenhandwerke sehr geübt, und bereits in einem Dutzend von Zweikämpfen Sieger, sah er überdies den ihm gewordenen Auftrag für keinen besonders gefährlichen an, da er als Franzose von dem albernen Vorurtheile seiner Landsleute eingenommen war, daß wie in allem Anderen, auch in der Festkunst der Deutsche seinem Nachbar über dem Rheine zurückstehen müsse. —

Mit dem Hut auf dem Kopfe, die Hände nachlässig in die Taschen des Ueberrockes gesteckt, betrat Monsieur de Brevet, ohne an die Thüre zu klopfen, in kecker, ja übermüthiger Haltung das Zimmer Dahlberg's, der dem frechen Eindringling einen Blick des Erstaunens und Unwillens entgegenwarf.

Dahlberg glaubte, es mit einem übermüthigen Trunkenbolde zu

thun zu haben, der sich vielleicht in der Wohnung geirrt. — Langsam und würdevoll erhob er sich daher von seinem Schreibtische, bei welchem er soeben mit der Lösung eines interessanten mathematischen Problems beschäftigt war, und frug den ihm unbekannten Fremden nach seinem Begehren. —

„Sind Sie Herr von Dahlberg?" begann der Chevalier kurz angebunden. — Der Gefragte bejahte stumm durch eine Bewegung des Kopfes. —

„Wer war die Dame, deren Besuch Sie gestern Abends empfingen?" examinirte Monsieur de Brevet mit gesteigerter Frechheit. —

„Was geht das Sie an, mein Herr?" rief Dahlberg, unwillkürlich über die empörende Impertinenz des Fremden in Zorn gerathend. —

„Was das mich angeht? Ha, ha, ha! Das sollen Sie gleich erfahren! Die Dame, welche Sie gestern hier empfingen und welche über zwei Stunden hier verweilte — ich habe die Schlange in eigener Person belauert — ist meine Gemahlin!" —

Ungeachtet seiner gerechten Entrüstung mußte jetzt Herr von Dahlberg in ein schallendes Gelächter ausbrechen. Er kannte Herrn de Brevet bisher zwar nicht persönlich, jedoch ganz genau per Renommé. — Der Gemal der kleinen Französin auf einmal eifersüchtig, das war in der That zu drollig! —

„Mein Herr!" polterte der Chevalier, dabei die Fäuste ballend; „Sie, der Sie meine Ehre geschändet, Sie, Sie wagen es auch noch, mich zu verhöhnen?"

„Verschonen Sie mich mit Ihrer elenden Gaukelei," entgegnete der junge Mann, wieder in seine gewöhnliche ernste Stimmung zurückkehrend, „die ganze Stadt kennt Sie, mein Herr, und Ihre Gattin!"

„Erklären Sie sich deutlicher!" brüllte Monsieur de Brevet, ganz nahe an Dahlberg herantretend, der den Nichtswürdigen festen, verachtungsvollen Blickes musterte.

„Ganz Wien," entgegnete der junge Mann ruhigen Tones, „ganz Wien ist darin einig, daß das Ehepaar de Brevet sich nicht passender zusammenfinden konnte."

„Besitzen Sie den Muth, den Doppelsinn dieser Worte klarer auszudrücken? Wenn nicht, werde ich Sie einen Verleumder, einen Feigling nennen!"

„Nur vor Gott und meinem Gewissen fürchte ich mich,“ entgegnete Herr von Dahlberg mit Hoheit in Miene, Ausdruck und Haltung; „wohlan denn, mein Herr, weil Sie es durchaus so haben wollen; Sie leben, um mich kurz auszudrücken und nicht mein eigenes Schamgefühl noch empfindlicher zu verletzen, als es durch die bloße Anwesenheit Ihrer Person ohnehin bereits geschieht, Sie leben von der — Schmach Ihrer Frau!“

Kaum hatte der junge Mann diese Worte gesprochen, als der Chevalier, der sich auf seine Kraft und Gewandtheit etwas zu Gute hielt, ihn mit wahrer Berserkerwuth anfiel. De Brevet war in allen Theilen der Gymnastik vorzüglich ausgebildet und vor sechs Jahren noch Mitglied einer Kunstreitergesellschaft gewesen, bei welcher er seine gegenwärtige Gemahlin, die erste Seiltänzerin der Truppe, kennen gelernt.

Er hielt es daher für ein Leichtes, seinen überraschten Gegner zu Boden zu werfen und zu mißhandeln. Aber die Sache kam anders. Julius war seine ganze Jugend hindurch ein eifriger Freund und Ausüber der zu jener Zeit als staatsgefährlich angesehenen Turnkunst gewesen. Zudem befand er sich im Vollgenusse unvergeudeter Jugendkraft.

Der erste Angriff des Chevaliers prallte daher an seiner ehernen Haltung wie an einem Felsen ab, so daß Monsieur de Brevet drei Schritte zurücktaumelte. Dieser Mißerfolg verwandelte jedoch den bisher nur erkünstelten Zorn des Franzosen in wirkliche Wuth. Er griff ein zweites Mal Herrn von Dahlberg an, der ihn aber mit eiserner Faust zu Boden schlug. — „Deutsche Knochen, deutsche Hiebe!“

Der Chevalier, statt die Ueberlegenheit des Gegners zu begreifen und kluger Weise den Rückzug anzutreten, verlor jetzt alle Selbstbeherrschung. Schaum bedeckte seine blutig gekniffenen Lippen, seine rothunterlaufenen Augen traten aus ihren Höhlen und heiseres Gebell zischte zwischen den fletschenden Zähnen hervor.

„Entfernen Sie sich, Sie Elender!“ herrschte ihm Dahlberg ernsten, aber ruhigen Tones zu. „Fort von hier, oder — ich werde von meinem Hausrechte Gebrauch machen!“

Monsieur de Brevet hatte sich wieder vom Boden erhoben und neuerdings eine drohende Haltung angenommen.

„Ja,“ keuchte er in seiner Raserei, „ja, ich werde gehen, aber zuvor noch dieses —“

Blitzschnell that er einen einzigen Satz auf Dahlberg zu, um dessen Wange mit seiner Faust zu treffen. Der junge Mann jedoch, auf seiner Hut, parirte glücklich mit dem linken Arme den beschimpfenden Schlag. Jetzt war aber auch seine Mäßigung zu Ende. Was ihm der Franzose anthun gewollt, hatte derselbe im nächsten Augenblicke in doppeltem Maße wirklich empfangen, und als der Chevalier wieder zur Besinnung kam, lag er der ganzen Länge nach auf dem Gange des Vorhauses hingestreckt.

Wir wissen nun, warum Monsieur de Brevet kalte Umschläge nahm, als ihn sein neuer Gönner heute zum zweiten Male besuchte.

„Ein grober Klotz, dieser Dahlberg!" bemerkte Krunner kurz, nachdem der Chevalier endlich mit seinem von Flüchen und Verwünschungen strotzenden Berichte über sein mißlungenes Rencontre zu Ende war.

„Tödten werde ich ihn!" schwur der Chevalier mit hoch erhobener Hand. „Heute noch sende ich ihm das Cartel zu."

„Die Ohrfeigen, welche Sie bekamen," sagte der Abbé, phlegmatisch die Börse ziehend, „standen nicht in unserem Vertrage, und damit Sie sehen, daß Sie es mit keinem Knicker zu thun haben, bin ich so frei, diese zwanzig Louisd'ors als Schmerzengeld zu deponiren. Fällt das Duell nach Wunsch aus, Sie verstehen mich wohl, soll es an einer glänzenden Gratification nicht fehlen."

Sehr vergnügt verließ Krunner den Klopffechter, vor sich hinmurmelnd:

„Das wird ein Duell werden, das sich gewaschen hat. Einer von Beiden bleibt gewiß auf dem Platze. Der Franzose wird bis auf den letzten Blutstropfen kämpfen. Mir gilt es so ziemlich gleich, ob Brevet von Dahlberg's oder Dahlberg von Brevet's Hand fällt. In beiden Fällen wird man gegen den Ueberlebenden die volle Strenge des Gesetzes walten, das heißt den Sieger auf einige Jährchen einsperren lassen." — — —

XXV.

Eine Königin ohne Land.

Die Besuche der räthselhaften Fremden auf dem Spielberge hatten sich seit der Nacht, wo sie des edlen Doctors Schwarzer Bekanntschaft gemacht, öfters wiederholt. Nie betrat sie aber mehr des

armen Schwalbach's Zelle, obwohl die gute Frau Babuschka sie dazu wiederholt aufforderte. Der Trank, den die Gattin des brummigen Schiller von ihr für die kleine Marianka empfangen, hatte in der That Wunder gewirkt und selbst Doctor Schwarzer, der anfangs nur mit ungläubigem Lächeln und Achselzucken vernahm, daß der „Zigeunerthee" mehr vermochte als seine doch nach allen Regeln der Kunst verschriebenen Medicamente, äußerte gar bald sein Erstaunen über die auffallend rasche Besserung in dem Befinden des Kindes, und auch er war nahe daran, die Fremde für ein Wesen aus dem Jenseits zu halten.

Auf dem Spielberge verkehrte die Fremde nur mit Frau Schiller, welche bisher die einzige war, welche ihr Antlitz unverschleiert erblickt hatte. Obwohl Schwarzer weder neugierig noch ein allzu großer Weiberfreund genannt werden durfte, so trug er doch in letzterer Zeit kein geringes Verlangen, die Dame — auf dieses Epitheton konnte die räthselhafte Fremde durch ihre feine Tournure, ihre gewählte Sprache und ihren seltenen Bildungsgrad vollen Anspruch erheben — endlich einmal auch von Angesicht zu Angesicht näher kennen zu lernen, denn auch für ihn hatte sich der neidische Schleier niemals gelüftet, selbst an jenem Abende nicht, wo sie seine Hilfe anflehte, um in die „kaiserliche Jammerburg" zu gelangen.

Frau Babuschka, die Schwarzer wiederholt ins Examen nahm, um etwas Näheres über die seltsame Freundin Schwalbach's zu erfahren, konnte ihm nicht mehr berichten, als daß die fremde Dame sehr schön, ja bezaubernd reizend sei, daß selbe stets viel Gold, pures blankes Gold mit sich führe und außerdem ein werthvolles Perlenhalsband mit glitzernder Diamantenschnalle um ihren blendend weißen Hals trage.

Doctor Schwarzer's Interesse ward durch diese mysteriösen Andeutungen so sehr rege gemacht, daß er beschloß, die Fremde, wenn selbe wieder einmal den Spielberg verließ, von der Ferne zu beobachten. — Er machte diesfalls auch wiederholt den Versuch, aber stets ohne alles Resultat. Er fühlte sich beinahe verleitet, an Zauberei zu glauben, denn die Dame verschwand immer urplötzlich vor seinen Augen in dieser oder in jener Seitengasse. Als er aber eines Abends sich so dicht hinter der Fremden hielt, daß ihm selbe unmöglich entrinnen konnte, strauchelte er unversehens über einen ihm zwischen die Beine gehaltenen Gegenstand, so daß er der ganzen Länge nach hinstürzte und sich tüchtig die Nase aufschlug. — Als er sich wieder vom Boden er-

hob, war der Gegenstand seiner Jagd verschwunden, aber er bemerkte in einiger Entfernung einen riesengroßen braunen Kerl, der einen langen Stock in streng militärischem Tempo präsentirte und sodann unter Hohngelächter auf und davon sprang.

Am folgenden Morgen empfing der gute Schwarzer, der sich über sein Abenteuer von gestern weidlich ärgerte, folgendes in correcter Orthographie und mit schönen festen Zügen von Damenhand geschriebene Billet:

„Mein lieber, hochverehrter Herr Doctor!“

„Verzeihen Sie, theuerer Freund und Gönner, daß gestern Abends ein Mann meiner Leibwache auf eigene Faust zu einem etwas derben Mittel griff, um mich Ihrer hitzigen Verfolgung zu entziehen. — Zürnen Sie mir aber deshalb nicht, um Gottes und um der „Bruderliebe“ willen, die Sie dem armen Sch. schuldig sind. Vergessen Sie aber auch nicht Ihres Versprechens auf „Maurerwort“, das Sie mir bei unserer ersten Begegnung gaben. — Der Zeitpunkt der Rettung ist nahe. Ein günstiger Zufall bietet uns die Mittel zur Flucht des Gefangenen dar. Senden Sie heute Frau Babuschka zu mir; sie möge sich nur in die Nähe des Franzensberges begeben; ein Mann wird sie dort erwarten und zu mir geleiten. Ich werde die edle Seele in unseren Plan einweihen; ihr können wir unbedingt vertrauen.

„Sie haben doch den zweiten Theil ihrer Zusage bisher gleichfalls redlich gehalten? Ich beschwöre Sie in dieser Beziehung nochmals, meinem geliebten Adolf den schönen Wahn, daß er nur geträumt habe, als ich ihm die Rose auf die Brust legte, ja nicht zu benehmen. Eines Tages soll und wird er die Wahrheit ohnehin erfahren. Für jetzt würde sie ihn nur zu Tod betrüben, was einst, so Gott will, ihn unendlich beglücken, für alle Leiden, für alle Duldungen reichlich entschädigen soll. Und auch Sie, mein theurer, liebwerther Freund und Bundesgenosse, werden vielleicht binnen wenigen Monaten klare Einsicht in Dinge gewinnen, deren Kenntniß zur Stunde für Sie jedenfalls zwecklos, für Andere aber vielleicht gefährlich sein könnte.“

Das Briefchen war mit den Buchstaben J. C. v. F. unterzeichnet. Spuren eines adeligen Wappens prangten in der linken Ecke oberhalb; wir sagen Spuren, denn die charakteristischen Hauptmerkmale dieses Wappens waren offenbar absichtlich derart verwischt und ausgeglättet, daß selbst der erfahrenste Heraldiker durchaus nicht mehr klug geworden sein würde.

Der brave Doctor Schwarzer schüttelte zwar bedenklich den Kopf, als er diesen Brief las, der, statt seine gerechte Neugierde zu befriedigen, selbe vielmehr nur noch mehr reizte; aber er schämte sich jetzt selbst seiner mehrtägigen ungalanten Zudringlichkeit, und betrachtete die ihm gestern in der Lebensart gewordene kleine Lection als eine wohlverdiente. Er beschloß daher, die näheren Aufschlüsse der Zeit zu überlassen, inzwischen aber nichts zu unterlassen, was ihm die „Bruderpflicht" zur Befreiung des armen Schwalbach zu thun gebot. Er theilte daher vor Allem der wackeren Frau Schiller den Wunsch der Fremden betreff der erwähnten Unterredung mit.

Die gute Babuschka erschien natürlich pünktlich beim Stelldichein, Derselbe große Kerl mit dem fast dunkelbraunen Gesichte, welcher gestern dem Dr. Schwarzer den schlimmen Streich gespielt, kam auf Frau Schiller zu, als selbe ringsum keine menschliche Gestalt gewahrend, am Fuße des Franzensberges unentschlossen stehen geblieben war.

Der Mann, offenbar ein Zigeuner, obwohl er sich wie ein Fabriksarbeiter im Sonntagsstaate gekleidet trug, verbeugte sich mit großer Unterthänigkeit vor Frau Babuschka, was diese mit einem gnädigen Kopfnicken erwiderte, denn sie war vom Spielberge her gewohnt, daß Mindergestellte, als ihr Mann, ihr den „gebührenden Respect" erwiesen, während sie wiederum ihrerseits solches allen Denjenigen gegenüber aus Ueberzeugung that, welche auf der Stufenleiter des k. k. Dienstes einen, wenn auch nur um eine halbe Linie höheren Rang einnahmen, als der gestrenge Herr Schiller.

Der Zigeuner, der einen gräulichen Jargon von Deutsch, Böhmisch, Ungarisch und Walachisch gurgelte — sprechen konnte man das Verballhornen und Mischen der entgegengesetzten Idiome wohl nicht nennen — machte der Frau Babuschka endlich mehr durch Pantominen als sein Kauderwelsch begreiflich, daß seine Gebieterin in jenem geschlossenen Wagen harre, welcher etwa dreißig Schritte entfernt stand, und mit mehreren Koffern bepackt war.

Außer der räthselhaften Fremden befanden sich in dem bequemen viersitzigen Wagen noch zwei Personen, nämlich ein fünfzehn Jahre altes Mädchen, die Zofe und der kleine Adolf, der sehr munter und wohlgenährt aussieht, und von welchem die Dame neben ihm auf dem Rücksitze mit Innigkeit in einemfort geküßt und geherzt wird, so daß der Gegenstand der etwas unbändigen Zärtlichkeit des lebensfrohen Knaben sich von dem kleinen Schäcker mit sanfter Gewalt losmachen muß, um bei

der Annäherung von Frau Babuschka aus dem Wagen steigen zu können.

„Ich will Sie, meine liebe, theure Frau Schiller, nicht lange aufhalten," begann die Fremde sofort, und zog mehrere Gegenstände aus den Taschen ihres Reisekleides von schwerem schwarzen Seidenstoffe, „hier ist vor Allem ein Brief für Dr. Schwarzer. Er enthält alle nöthigen Anweisungen, wie die Flucht von dort oben zu bewerkstelligen sei, und auf welche Weise sodann der Entsprungene in Sicherheit kommen kann. — Hier ein kleines Angedenken für den edlen Arzt, welchem, sowie Ihnen, der arme Schwalbach sein Leben, seine Freiheit verdanken wird, und hier endlich ein Andenken für Sie, Frau Schiller, und die kleine Marianka. Möge das liebe, holde Wesen recht andächtig zum Himmelsvater beten, daß Alles gut von Statten gehe. Wer weiß, ob wir uns je mehr wieder sehen. Meine Wege führen weit von hier ab, in die große Welt hinaus. Aber nie, nie werde ich vergessen, was Sie für ihn gethan! Wenn Sie je etwas bedürfen, wenden Sie sich ungescheut an den alten Mann in Karthaus, der Ihnen bisher für Ihre Tochter den „Zigeunerthee" verabfolgte, und auch in Hinkunft Ihnen in All und Jedem mit Rath und That behilflich sein wird. Und nun, Gott befohlen, liebe Frau Schiller; ich reise noch heute Abends nach Ungarn, als Quartiermacherin meines theuren Flüchtlings. Daß Sie aber ja nie, nie zu ihm von mir oder jenem Knaben sprechen. Sie gaben mir Ihr Wort darauf; Ihr Kind, Ihre Marianka müßte Ihre Schwatzhaftigkeit mit dem Leben büßen."

Hierauf umarmte die Fremde das Riesenweib, soweit sie nämlich dasselbe zu umfassen im Stande war, und ehe Frau Babuschka sich zu bedanken oder eine weitere Frage zu stellen vermochte, war die Dame bereits wieder, leicht wie eine Sylphide, in den Wagen gesprungen. Der braune Bursche warf den Wagenschlag zu, sprang behende wie ein Eichhörnchen auf den Bock, der Kutscher hieb in die Pferde und fort rollte der Wagen.

Kopfschüttelnd trat Frau Schiller den Heimweg nach dem Spielberg an; abergläubische Furcht hatte sich ihrer bemächtigt und unaufhörlich tönten in ihren Ohren die Worte wieder: „Ihr Kind, Ihre Marianka, müßte Ihre Schwatzhaftigkeit mit dem Leben büßen!" — Sie beschloß, diese Worte auch nie zu vergessen, und stets denselben gemäß zu handeln, denn das gutmüthige, aber etwas einfältige Weib



Die Zigeuner empfingen ihre Königin mit allen Ehren.

war fest überzeugt, daß die Fremde zaubern könne, und es ihr daher ein Leichtes wäre, auch aus der Ferne die fürchterliche Drohung zu verwirklichen. — Zu Hause angelangt, betrachtete sie übrigens mit verzeihlicher Neugierde die drei Geschenke, welche ihr eingehändigt worden waren.

Jenes für Dr. Schwarzer bestand aus einem werthvollen Chronometer mit goldener Kette, jenes für ihre Tochter aus zweitausend Gulden in Banknoten, auf deren Enveloppe nur die Worte standen: „Als Erziehungsbeitrag," und jenes für sie selbst aus einem kostbaren Halsbande von sogenannten Zahlperlen und einem Paar großer, mit verschiedenen Edelsteinen reichbesetzter goldener Ohrgehänge.

Die Fremde setzte mittelst unterlegter Pferde ihre Reise ununterbrochen fort, bis sie die sogenannte Zips im Ungarlande auf der kürzesten Route erreicht hatte. — Ohne eine der dortigen Bergstädte zu berühren, verließ sie so zu sagen mitten auf der Landstraße, nämlich unweit der romantischen Salgöer Ruinen im Tatra-Gebirge, den bequemen Wagen.

Der Zigeuner, welcher von Brünn her das Geleite gegeben, verfügte sich, ohne eine weitere Ordre seiner Gebieterin abzuwarten, abseits nach dem nahen Gebirge, von welchem er, ehe eine Stunde verging, mit mehreren Cameraden, welche Saumthiere vor sich hertrieben, wieder zurückkehrte. Die Koffer und Päcke aller Art wurden auf den Rücken der Esel und Pferde geladen, und die Fremde wechselte indessen im Wagen ihre Toilette, oder besser gesagt, sie entledigte sich nur eines Theiles derselben, nämlich ihres schwarzseidenen Reisekleides, unter welchem sie einen ziemlich enganschließenden, aus lichtblauem Stoffe verfertigten Rock trug, an dessen unterem Theile verschiedene cabalistische Zeichen theils in Gold theils in Silber eingestickt waren.

Der Weg, welchen nun die Fremde in einiger Entfernung hinter den Saumthieren zu Fuß einschlug, führte nach einem großen Lager, welches die Zigeuner inmitten eines theilweise gelichteten Waldes und in der Nähe einer ebenso reichliches als gutes Wasser spendenden Quelle aufgeschlagen hatten.

Das ganze Lager war in freudigen Aufruhr gerathen, als die Nachricht von der Ankunft der Fremden sich verbreitet hatte. Jung und Alt strömte herbei, um den allgemeinen Jubel zu vermehren.

Die Zigeuner empfingen ihre Königin mit allen Ehren. Glücklich pries sich, wer den Saum ihres Kleides berühren

durfte. — Endlich gelang es der Hochgefeierten, ein Zelt zu erreichen, welches, größer und schöner als die übrigen, auf die erste Nachricht von ihrer Ankunft von ihren getreuen Unterthanen in größter Eile errichtet worden war.

Es ist wohl hier am Platze, einigen Hauptpunkten des wildromantischen, von den Touristen unbegreiflicherweise so wenig besuchten Tatra-Gebirges, sowie dem pittoresken Zigeunerleben, das sich hier vor unseren Augen abspielt, eine flüchtige Schilderung zu widmen.

Obschon die Hochgebirge Oberungarns an Großartigkeit der Masse und an Höhe die eigentlichen Alpen Europa's nicht erreichen, so besitzen doch selbe manche Eigenthümlichkeit, manches imposante Landschaftsbild voll düsterer Erhabenheit.

Aehnlich wie die Alpen als ungeheurer Halbmond um die lombardische Tiefebene sich lagern, schwingen sich die Karpathen hufeisenförmig um Ungarns Pußten, indem sie bei Preßburg an der Donau beginnen, am March-, Betschwa- und Oderthale als sanft gewölbte, dicht bewaldete Bergrücken nach Norden ziehen, dabei immer höher und höher anwachsen, dann nach Nordosten umbiegen, an der Quelle von Arva östliche Richtung annehmen, steil und schroff aus der Ebene emporsteigen, dann zu niedrigen Hügeln werden, bis sie im Süden wieder zu gewaltigen Gebirgsmassen anschwellen und über Siebenbürgen neuerdings der Donau zustreben. Längere Thäler scheiden das ganze Bergsystem der Karpathen in ein inneres und äußeres Gebirge.

Das innere Gebirge ist das höhere, besteht aus Urgestein oder Vulcaniten, und wird gewöhnlich Central-Karpathen genannt. Es erreicht seine größte Höhe in der an sich kleinen Gruppe der Tatra mit den Liptauer Alpen, welche sich am Ursprunge der Waag erheben, 6500 Fuß mittlere Höhe erreichen, zehn Meilen lang und drei Meilen breit sind. Ihre Gipfel sind die höchsten in den ganzen Karpathen. Im Waagthale bei Leopoldstadt beginnend, reichen die Central-Karpathen bis an die oberste Theiß; die einzelnen getrennten Gruppen strotzen meist inselartig empor. Ihre Trachytberge sind durch Reichthum an edlen Metallen berühmt geworden, und in der Hegyallya bei Tokay tragen die Vorberge den kostbarsten Wein von Europa.

Ein Hauptmerkmal der Karpathen ist ihre schwere Zugänglichkeit, da ihnen Cultur, Boden und hinlängliche Bewohnung fehlen. Lange Zeit führten nur schmale Reit- und Fußpfade über das Gebirge, doch jetzt geleiten Chausseen und gangbare Straßen von Munkacs über

den Paß von Vereczke als „Weg der Magyaren" nach Stry und Lemberg, von Unghvar, Eperies, Kaschau und den Duclapaß nach Przemisl.

Die menschenleeren Bergzüge des Waldgebirges sind eine willkommene Heimat für Bären, Wölfe, Luchse, wilde Katzen, Rehe und Eber. — Von den seltsamen Gebilden der Sandsteinberge, von den ruinenartigen Steintrümmern, den malerisch, unter dichtem Gebüsch versteckten Klüften, von den zierlichen Wasserfällen und gleichsam träumerisch in sich brütenden Landschaften der Buchenforste sind nur wenige von Menschenaugen gesehen, denn nur zuweilen dringen bewaffnete Bauern in diese einsamen Wildnisse, um Rache am Wolfe oder Bären zu nehmen, wenn er der Heerde des Anwohners allzu großen Schaden zugefügt hat. Dumpf rauschen die Baumwipfel, doch unter den bemoosten Baumriesen lagert eine unheimliche Stille, eine verdächtige Dämmerung, und weht ein eigenthümlicher Modergeruch von verwesenden Blättern, Zweigen und Stämmen, die in wilder Unordnung im Sumpfboden ruhen, wohin Alter oder ein rasender Wintersturm sie geworfen hat. Kein Pfad geleitet durch die finsteren Forste außer den wenigen Straßen, die am Waldrande von einem Dörfchen zum andern führen. Hier waltet die Natur in ungehemmter Machtvollkommenheit, hier ringen alte Fichten mannhaft mit dem zerstörungssüchtigen Nordwinde, hier liefern sich die Raubthiere ihre blutigen Zweikämpfe, hier baut der kalte Wind seine Zauberwelt aus Eiszacken, Schneegehängen und Reifzucker auf, hier rasen im Frühjahre und Herbste angeschwollene Bäche schäumend durch schaurige Felsschluchten, und verwandeln tiefe Waldwiesen in Seen mit faulendem Wasser, und hier herrscht als Waldesfürst der ungesellige, reizbare Bär, wenn ihn die Kälte nicht in seine Höhle getrieben hat, um die ungastliche Jahreszeit in träger Ruhe zu verträumen.

Dies das Bild der Niederungen, Schluchten und Klüfte des Tatra-Gebirges, dessen Kegelspitzen sich jedoch als gänzlich kahle Granitkolosse und abenteuerliche Gestalten aus den finsteren Nadelwäldern erheben. Schroff und jäh stürzen die Seiten als glatte Felswände hinab in die Hochthäler, in denen Bäche über Steinblöcke wie über Treppen hinabrauschen. Kein Gesträuch, keine Pflanze findet Raum und Erdreich an den steilen Granitwänden, um Wurzel darin zu schlagen; in wild zertrümmerter, zerklüfteter und zerrissener Gestalt ragen die Klippen, Vorsprünge und Widerlagen wirr durcheinander, wogegen klare, helle Seen aus den kraterartigen Tiefen zum Himmel empor-

schauen und das Herbe der trostlosen Felsenwüste etwas sänftigen. Einige tausend Fuß vom Kamme herab sieht alles weiß, steinig, öde aus, indeß sich unterhalb ein dunkelgrüner Gürtel herrlichen Waldes über die ganze Länge des Gebirges hinzieht. Einer Mauer ähnlich erhebt sich das Gebirge aus dem ebenen Grunde. Keine langsam herabfließenden Bergbäche, keine grünen Querthäler sind dazwischen, sondern Alles athmet starre Wildheit, gehoben durch die finstere Erhabenheit gewaltiger Massen. Und diese Massenhaftigkeit des Tatra-Gebirges besitzt eine abschreckende Majestät; chaotisch über einander geworfene und hochgethürmte Felsblöcke, in Staubregen sich auflösende Wasserfälle an oft senkrechten Wänden, festungsartig aufgeschichtete, moosige Wände, schauerliche Thalspalten blaugrauer Kalksteine, phantastische Felsgestalten, die bald Bergruinen, bald einem betenden Mönch, bald einem Ritter oder einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln gleichen, terrassenartig über einander aufsteigende Fichtenwaldungen, das sind einige der wundervollen Scenen dieser Gebirgswildnisse, welche an die Düsterheit der lappischen Bergeinöden erinnern.

Der Ort, wo die große Zigeunerbande, mit welcher wir zu thun haben, ihr Lager aufschlug, lag in einem Seitenthale des Dujanec, welches in das Siklowkathal einmündet, eingefaßt von den kahlen, wandartig aufgethürmten Thalrändern der „fünf Seen," die der Reihe nach unter einander zwischen schuttbedeckten Rändern in jähen Fällen sich ihre Wasser zusenden. In einem anderen Seitenthale des Dujanec entfaltet der 56 Joch große und 192 Fuß tiefe Fischsee, in den noch zwei andere Seen abfließen, zwischen hohen Granitkuppen der Tatra seine Wunder. Am Rande sieht das Seewasser hellgrün, in der Mitte schwärzlich aus, ist aber so klar, daß man auf dem tiefsten Grunde jeden Stein, jeden Fisch zu erkennen vermag. Selten nur hat sich hier ein Rasenfleck ansiedeln können, um diese grauenvolle Trümmerwildniß mit einigem Grün zu schmücken. Selbst der Himmel wagt kaum auf diese schauerlichen Kessel herabzublicken, denn nur als schmaler Streifen steht er stumm über der engen Schlucht. Wie verloren irrt des erstaunten Wanderers Blick in dieser unheimlichen Steinwelt umher, die ihm aber gerade in ihrem Schweigen von den furchtbaren Kämpfen erzählt, welche die Elemente hier seit Jahrtausenden miteinander führen. Alle die entsetzlichen Narben, welche die Bergwände und Bergkegel tragen, sind die Hieroglyphen-Chronik, in welcher die Natur die Geschichte ihrer Veränderungen selbst abfaßt.

Die Heiterkeit und Sorglosigkeit, womit unsere Zigeunerbande auch in dieser doch so unwirthbaren Gegend dahinlebte, ist eben nur bei einem Sohne der Wildniß, der Natur und Uncultur denkbar, wie der Zigeuner, welcher inmitten gebildeter Völker seit Jahrhunderten sich herumtreibt, ohne Einiges von deren Bildung anzunehmen. — Obwohl von der Natur reich begabt, ist der Zigeuner ganz verkommen in Schmerz, Elend und Unterdrückung, so zwar, daß ihm zwar einige Fertigkeiten, aber keine eigentlichen Tugenden geblieben sind. Dies erklärt uns seinen Leichtsinn, sowie seine zeitweise Wildheit. Die Sorge für den nächsten Tag kennt er nicht, weshalb er arm und stets in Noth ist; dafür gibt er sich aber auch mit jeder Nahrung, wäre es auch gefallenes Vieh zufrieden, wenn sie ihn nur sättigt und nichts kostet. Bloß den Tabak kann der Zigeuner nicht entbehren, und wenn er mit dem Gesetze in Conflict geräth, fürchtet er weit weniger die Schläge und den Kerker, als die Entziehung dieses Genusses. — Im Nothfalle saugt er aber auch an dem von beizendem Tabaksafte getränkten Pfeifenrohre, um wenigstens die bittere Schärfe des narkotischen Krautes zu schmecken.

Ueber die Abstammung der Zigeuner sind die verschiedensten Muthmaßungen aufgestellt. Nach Einigen sollten sie aus der Stadt Singara in Mesopotamien abstammen, nach Andern aus Assyrien oder aus Persien, wieder Andere halten sie für Egyptier, für Abkömmlinge der Beduinen und sogar die abenteuerliche Hypothese ist ausgesprochen worden, daß sie Abkömmlinge der alten Böhmen seien, die vor der Einwanderung der Czechen das Land bewohnten, daher der französische Name: Bohémiens. In Ungarn hießen sie, wie auch in der Moldau und Walachei Zygani, in Rußland Tschingani, in Italien Zingari, in Spanien Gigantos, in England Gypsies. Die Sage erzählt, daß die Zigeuner Abkömmlinge der Egyptier seien, welche dem jungen Heilande, als seine Eltern mit ihm dahin flüchteten, kein Obdach gewähren wollten, und daher von Gott zur ewigen Wanderschaft verurtheilt wurden. — Wahrscheinlich aber ist der Abhang des südlichen Himalaya, das Quellengebiet des Indus, ihre Urheimat, aus der sie durch Timur's Verheerungen, 1398, vertrieben wurden, denn die Sprachforschung hat entschieden, daß die Zigeunersprache zur Sanskritfamilie gehöre. Auch ihre Körperbeschaffenheit erinnert an die Hindu. Sie sind mittelgroß, schlank, von dunkelgelber, oft in's Olivenfarbige spielender Hautfarbe, haben pechschwarzes, volles Haar, weiße Zähne, dunkle Augen, stechenden Blick. Die Mädchen haben etwas weißere Hautfarbe, entwickeln

sich schnell, verwelken aber auch bald und werden dann überaus häßliche Weiber.

Die Zigeuner erschienen in Europa erst im 15. Jahrhunderte und verbreiteten sich dann rasch über diesen Erdtheil.

In der Moldau erschienen sie im Jahre 1417 und zogen von da, viele Tausend Köpfe stark, in einzelnen Haufen innerhalb eines Jahres bis an die Nordsee, erschienen unter Anführung eines Oberhauptes, Namens Michael, auf dem Concil zu Konstanz, von wo sie, 200 Mann stark, über die Alpen durch Savoyen nach Rom zogen. Man sah sie 1418 gleichzeitig in Hessen und Zürich, 1422 in Bern und Bologna und im Jahre 1427 am 7. August hielt ein Zigeunergraf seinen Einzug in Paris.

Im Anfange ihres Auftretens erregten sie viele Theilnahme. Kaiser Sigismund gab ihnen als König von Ungarn am 18. April 1422 sogar einen Freibrief, aber Fürsten und Völker erkannten bald genug zu ihrem Schrecken, daß diese bemitleideten und angestaunten Orientalen ein wahres Gaunervolk seien. Darum wurden alsbald Verordnungen über Verordnungen erlassen, welche die Zigeuner des Landes verwiesen und sie, dem barbarischen Geiste jener Zeit gemäß, vor dem Gesetze als rechtlos und vogelfrei erklärten, doch damit waren sie keineswegs vertilgt; hier vertrieben, zeigten sie sich dort wieder, und so viele ihrer Brüder auch am Galgen ein abschreckendes Exempel bildeten, sie stahlen, bettelten und betrogen doch fort. — Maria Theresia und Kaiser Josef II. versuchten andere Mittel, um das Zigeunervolk für den Staat nützlich zu machen; sie versuchten, selbes an feste Wohnsitze zu binden. Die genannte Kaiserin erließ 1768 diesfalls eine Verordnung mit etwas allzu drakonischen Bestimmungen, deren Härte ihr großer, unsterblicher Sohn zwar milderte, aber zugleich verordnete, daß die Zigeuner ihre Kinder in die Schule zu schicken haben, bei sonstiger Anwendung von Gewalt. Aber man mußte, als es hierzu kam, die Jungen an Stricken in die Schule schleppen, und dort festbinden, wenn sie nicht wieder davon laufen sollten.

Man überzeugte sich bald, daß alle solche Versuche der Civilisirung eitel seien. Dagegen wirkte der Verdienst, den einzelne nicht schwer zu erlernende Handwerke abwarfen, wie das Schmieden, Kesselflicken, Siebmachen, Korbflechten, Besenbinden und Ziegelbrennen, ziemlich anziehend auf den leichten Zigeunersinn, und da die wenig bevölkerten Thäler und die großen Wälder Siebenbürgens für das Landstreicherleben so viel

Angenehmes bieten, so machten sich insbesonders in dem genannten Lande die Zigeuner mehr heimisch, als in irgend einem Theile Europa's, und es ist ein gutes Zeichen, daß in Siebenbürgen die Anzahl der seßhaften Zigeuner fortwährend zunimmt und bereits jene der Heimatlosen weit übersteigt. — Nach der Volkszählung von 1851 betrug die Anzahl der Zigeuner in Siebenbürgen über 75.000 Seelen.

Wir behalten uns vor, dieses interessante Völkchen an späterer Stelle einer eingehenderen Beachtung zu würdigen, und kehren nun wieder zu unserer räthselhaften Beherrscherin dieser Wandertruppe zurück. —

Fünf Tage waren seit der Ankunft der „Königin ohne Land" im Tatra-Gebirge ohne jedes besonders erwähnenswerthe Ereigniß verstrichen. Während dieser Zeit hatte aber die Gebieterin der Zigeuner vom Lager aus bis nach Mähren hinein eine bestens gegliederte Kette von Eilboten organisirt, theils um dem Flüchtling unterwegs nach Bedarf Hilfe zu leisten, theils um durch die Ankunft des Geretteten nicht überrascht zu werden, denn das räthselhafte Wesen wollte auch jetzt vor Adolf von Schwalbach unsichtbar bleiben.

Da langte am Morgen des sechsten Tages ein Bote ganz athemlos mit einer brieflichen Meldung an, welche seit gestern Abends von Mann zu Mann in der beträchtlichen Entfernung von Trentschin bis in das Zigeunerlager im Eilschritte befördert worden war.

Die „Königin ohne Land" gerieth in ungeheure Aufregung, als sie den in Rede stehenden Brief gelesen. Bald aber stand ihr Entschluß fest, denn die Zeit schien zu drängen.

„Ja, ich muß ihm zu Hilfe eilen," rief sie mit Energie aus, nachdem sie sich von ihrer ersten maßlosen Bestürzung erholt hatte, „ich muß ihn retten, selbst auf die Gefahr hin, von ihm vorzeitig erkannt zu werden, und dadurch den schönsten Traum meines Lebens, das Endziel aller meiner Bestrebungen mit eigener Hand zu vernichten."

Festen, majestätischen Schrittes, hochaufgerichteten Leibes, das wahre Bild einer Königin, trat sie hinaus vor ihr Zelt und schlug mehrere Male heftig auf das in der Nähe befindliche Tam-Tam, dessen schwirrende, weithin vernehmbare Töne allen ihren Unterthanen eine nahe, große Gefahr verkündeten.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bandes.

Druck v. Hirschfeld in Wien

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Vom spanischen Revolutionsschauplatze.

Spanische Zustände, Charakteristiken und Geschichte

von

Gustav Rasch.

Die Revolution.

Ich werde sein — und wiederum voraus den Völkern werd' ich geh'n!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf eurer Krone werd' ich steh'n!
Befreierin und Rächerin, und Richterin, das Schwert entblößt,
Ausrecken den gewalt'gen Arm werd' ich, daß er die Welt erlöst!

Ferdinand Freiligrath.

15 Bogen. 8. 1869. Elegant in Farbendruck=Umschlag geheftet.

Preis: 20 Sgr. = 1 fl. 20 kr. ö. W.

„Vom spanischen Revolutionsschauplatze" schildert in einer zusammenhängenden Reihe von Skizzen, Charakteristiken und Geschichten die gegenwärtigen Zustände Spaniens. Die spanische Revolution, welche den Thron der Bourbonen stürzte, zieht in ihren verschiedenen Phasen von der Schlacht bei Alcolna bis zum heutigen Tage vor den Augen des Lesers vorüber. Im Vordergrund der Bilder, deren Scenerie und Staffage aus den spanischen Städten mit ihren gothischen Domen, maurischen Schlössern und modernen Palästen, aus den Gebirgen und landschaftlichen Verschiedenheiten der drei spanischen Zonen, der europäischen, der afrikanischen und der mittleren Region bestehen, erscheinen die hervorragenden Persönlichkeiten der gestürzten Monarchie, die gegenwärtigen Träger der Revolution und der Zukunft Spaniens. An die Charakteristiken der letzten Bourbonen, Carls des Vierten, Ferdinands des Siebenten, Christinens, Isabels, ihres Gemahls mit ihren Trabanten und Creaturen, beispielsweise des Pater Claret, der Nonne Patrocinio, Gonzales Bravo, Marfori, Meneses u. s. w., schließen sich die Charakteristiken der Generale Prim, Serrano und Topete an. Sämmtliche Schilderungen stammen aus eigener Anschauung des Verfassers, aus persönlicher Bekanntschaft mit den von ihm geschilderten Personen, oder aus Mittheilungen von Persönlichkeiten, welche in den spanischen Hofkreisen vor der Revolution verkehrten. Der Verfasser hat sich bekanntlich zur Sammlung seines höchst interessanten Materials neuerdings ein Vierteljahr in Spanien aufgehalten und das ganze Land, mit umfassenden Verbindungen und Empfehlungen versehen, bereist. Alle Mittheilungen über die Aufstände in Südspanien und deren eigentlichen Motive sind beispielsweise das Resultat der Besprechungen des Verfassers mit den in Cadix und Malaga residirenden fremden Consuln. Das letzte Capitel des Buches: Die spanische Republik, enthält eine Schilderung der republikanischen Partei und ihrer Führer: Orense, Castelar, Garrido, General Pierrad u. s. w. Der Verfasser hält die Constituirung der spanischen Republik für unzweifelhaft und die Proclamirung derselben für nahe bevorstehend.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Dalmatien und seine Inselwelt,

nebst Wanderungen durch die

Schwarzen Berge.

Von

Heinrich Noë.

30 Bogen. 8. 1870. Elegant in illustrirtem Umschlag geheftet.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr. = 3 fl. ö. W.

In diesem Buche entwirft der Verfasser in seiner bekannten Weise ein farbenreiches Bild des seltsamen Landes, welches man eine „Schweiz im Meere" nennt. An der Grenze abendländischer und östlicher Sitte gelegen, bietet es dem Wanderer Schauspiele, wie keine andere Gegend unseres Erdtheiles. In seinen Bewohnern vermengt sich jenes Element, welches uns so überraschend in den phantastischen Schöpfungen des südslavischen Heldenliedes entgegentritt, mit mühevollem Leben auf dem Meere, mit den Bestrebungen der Schifffahrt, mit dem friedlichen Wein- und Oelbau, wie mit den Einzelheiten malerischen Elendes auf dem klippenreichen Boden. Für die Einbildungskraft des dalmatinischen Volkes gab es in vergangenen Jahrhunderten zwei Hauptstädte der Erde und ihres Landes: Stambul und Venedig. Diese sind mit den Einwirkungen, welche im Mittelmeer- und Adriabecken von beiden ausgingen, noch heute die Angelpunkte dalmatinischen Wesens.

Der Verfasser führt uns auf die weinreichen, grünen Inseln, in die einstmaligen Venetianer Städte der Küste, zeigt uns die Kalkeinöden des Festlandes, hier und da von üppigen Thälern unterbrochen, das flache Zara, auf welches der beschneite Welebit hinschaut, die Warte der Wila's und der Räuber — Sebenico, von grauen Felspässen gehütet — Spalato, dessen Gassen in den einstigen Gängen des Kaiserpalastes liegen, — das palmenreiche Ragusa und sein Volk, hervorragend durch Pflege heimatlicher Dichtkunst und sanfter Sitte — die finstere Bocca, den meilenlangen tiefgrünen Alpensee — Cattaro, vom Riesen Lowcen überragt — zuletzt den Schwarzen Berg, die Heimat der Wölfe und „Falkenmenschen." Ueberall knüpft er an die Erscheinung der Natur nicht minder an, als an die Ueberlieferungen südslavischer Sage und heimischen Liedes, an die Beobachtung menschlichen Treibens auf dem „wüsten Felde," dem Meere, wie an die Hantirung der Menschen in den Klüften und auf den grünen Oasen des dinarischen Karstgebirges. Wir dürfen wohl sagen, daß hier zum ersten Mal eine lebendige Schilderung des südlichen Küstenlandes geboten wird, welches dem Verständniß unseres Publicums bis zu den neuesten Ereignissen herab „unbekanntes Land" geblieben ist.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.



Storch, Arthur

Die Katakomben von Wien Roman von Arthur Storch

Bd.: 1

Wien 1870

P.o.germ. 1956 l-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11016074-7